FRIEDRICH KAUFMANN

GESTRANDET UND GELANDET

Abenteuerliche Lebensfahrt vom Bodensee nach Abessinien



King Heilé Selassie's



Addis Abbeba um 1920



Bahnhof Addis Abbeba um 2005





1. KAPITEL

Schulbeginn - Nach Rorschach - Frauenkloster Sankt Scholastika - Eine Menschenleiche wird gefischt Im Mattenhof Bern – Auf dem Telegraphenbüro in Fleurier - Eine harte Strafe - Wieder zu Hause und neue Stellen - Vom Wandertrieb erfasst - Als Schiffsjunge unterwegs Auf Wanderschaft mit Zigeunern - Heimreise - Mechaniker Lehrling – Der sechzehnjährige Rekrut

Am Sonntag, den 24. Januar 1892 erblickte Fred als zweites Kind seiner Eltern das Licht der Welt, abends acht Uhr, als es in der paritätischen Schlosskirche zu Romanshorn zum Beten läutete. Nachdem man ihn als Täufling zur Kirche getragen hatte, erschien der Mesmer mit der Mitteilung, der Pfarrer sei unterwegs zur Kirche unpässlich geworden und habe heimkehren müssen. Er lasse sich entschuldigen und könne die Taufe nicht vornehmen. Die Mutter des Täuflings ersuchte den Mesmer, den römisch-katholischen Geistlichen herbeizurufen, der dann das Kind nach seinem Ritus auf den Rufnamen Friedrich taufte.

Seine um zwei Jahre ältere Schwester Rosa, die dunkle Augen und Haare hatte, trug über der Stirne einen hell-braunen, halbkreisförmigen Haarkamm. In goldenen Lettern stand darauf «Gott schütze Dich». Größer geworden, durften Fred und seine Schwester während der Fastnachtzeit, als «Sennebüebli» und «Bärnermeitschi» verkleidet, in Wirtschaften Verse und Lieder vortragen. Wenn die Mutter nach ihrer Heimkehr der Milchbrente die verdienten Kupfer- und Silbermünzen entnahm, strahlten ihre haselnussbraunen Augen. Beim Zubettbringen sang sie den Kindern ein Schlaflied vor. Später zogen sie von Romanshorn weg und wohnten in Salmsach im Haus des Bahnwärters Trachsel, das an der Eisenbahnlinie Richtung Frauenfeld lag.

Hier kamen drei weitere Geschwister zur Welt. An einem Nikolaustag hatte Trachsels Sohn aus einem Kürbis einen Totenkopf hergestellt und ihn im Innern mit einer brennenden Kerze versehen. Dieses Furcht erregende Ding stellte er zum Scherz neben den schlafenden Fred aufs Nachttischchen und weckte ihn mit der Hausglocke. Vor Schreck erlitt Fred einen Nervenschock.

Als er an Diphterie erkrankte, bastelte ihm sein Vater eine Kirche. Den Turm versah er mit einem Glöcklein und summte das «Bim-bam-bum» dazu. Die fromme Mutter betete und pflegte ihren Sohn, bis er wieder gesund war.

Einmal entwendete Fred seiner Mutter ein Zwanzigrappenstück und lief damit in den Kindergarten. So wie sie es merkte, eilte sie ihm mit dem Teppichklopfer nach. Als sie im Kindergarten erschien, flüchtete er. Die Mädchen begannen zu wimmern und schreien; sie hielten die Mutter am Rock fest, während die Buben ihm den Weg zu versperren suchten. Schließlich floh er durch ein offenes Fenster und stürzte kopfüber auf den kieselbedeckten Spielplatz hinaus. Ein kleiner, spitzer Stein bohrte sich ihm durch die dünne Schädeldecke, und er verlor das Bewusstsein. Die Kindergärtnerin holte den Arzt, und die Mutter entlehnte bei einer Nachbarsfrau ein rohes Ei, dessen kühle, zarte Haut sie auf die Kopfwunde legte.

Als Siebenjähriger musste Fred mit seinem Kameraden Konrad nach Hungerbühl zur Schule. Sie meldeten sich beim Dorfschulmeister Huber. Der Pedell musste noch weitere Bänke vom Estrich herunterholen, weil die Sitzplätze nicht für alle Schüler reichten. Es blieben Fred, ein Mädchen und eine Schulbank übrig. Aufmerksam betrachtete er das Mädchen und fragte sie nach ihrem Namen. Leise antwortete sie: «Frieda». Mit Verachtungsvoller Miene sagte ihr hierauf Fred, dass sie eher «Schmutzfink» heißen sollte. Auf ihrem Kragen hat-

te er zwei Fettstreifen bemerkt, die von ihren herabhängenden Zöpfen herrührten. Nach dieser schnöden Bemerkung begann das Mädchen bitterlich zu weinen. Im Handumdrehen empfand er tiefes Mitleid mit ihr und zog ihre Hände von den nassen Augen weg. Er flüsterte ihr zu, dass sein Name Friedrich gut zu Frieda passe. Der Lehrer setzte die beiden nebeneinander in die übriggebliebene Bank zuhinterst im Schulzimmer. Die enge Berührung mit dem Mädchen, dessen Haut und Haare einen eigenartigen Geruch ausströmten, wurde für Freds Entwicklung entscheidend. Seine Sinnlichkeit erwachte, und er beeinflusste Frieda damit. Mit seiner raschen Auffassungsgabe half er dem etwas schwerfälligen Mädchen nach Kräften bei den Aufgaben. Das erste erlernte Lied «Lieber Vater hoch im Himmel, merk auf deines Kindes Flehn» beeindruckte den kleinen Denker aufs tiefste; das zweite Lied «Wem Gott will rechte Gunst erweisen, den schickt er in die weite Welt» erweckte in ihm den Wandertrieb und wurde für seine Entwicklung und sein Schicksal ebenfalls entscheidend.

Fred war von der ersten Schulklasse an ein Grübler und Schwärmer, der alles sehen, ergründen und kosten wollte. Jeder fremde Horizont begann ihn zu locken. Als er eines Tages mit Konrad nach der Schule über ein Stoppelfeld lief, begegnete ihnen der Pfarrer. Er fragte Konrad: «Was willst du werden, wenn du groß bist?» Zögernd antwortete Konrad: «Ein Bauer.» Da Fred nicht befragt wurde, sagte er rasch von sich aus: «Und ich ein Schlangenfänger.» Der Pfarrer schüttelte den Kopf und ging weiter. Aus Konrad wurde im Lauf der Jahre ein mit der Scholle verbundener Thurgauer Landwirt, aus Fred hingegen, wenn auch nur gelegentlich, ein Schlangenfänger in Afrika!

Wegen eines Wechselfalls im Leben des Vaters übersiedelte die Familie nach «Spiez» zwischen Romanshorn

und Amriswil. Sie bewohnten dort mit der Familie Bilgeri ein typisches Thurgauer Zweifamilien-Riegelhaus, das dicht an der Landstraße lag. Im Herbst nahm die Mutter ihre Kinder in den nahen Wald mit, um Eicheln zu sammeln. Aus den schönsten Eicheln bereiteten sie Kaffee, und die übrigen verkauften sie gegen gute Bezahlung an eine Schweinemästerei in Steinebrunn.

Eines Tages schickte die Mutter Fred zum Vater nach Romanshorn, um ihm ein gutes Essen an seine neue Arbeitsstelle zu bringen. Auf einer Zementröhre sitzend, verzehrte der Vater das Essen. Fred fragte ihn arglos, warum er den Dienstkittel und die Mütze nicht mehr trage. Die kindliche Frage verursachte dem Vater nasse Augen; er schämte sich, weil er durch sein impulsives Handeln die Stelle als Rangierarbeiter bei der Nordostbahn verloren hatte. Wenige Tage später begab sich der Vater nach St. Gallen zur Direktion der V. S. B., um sich wegen einer Stelle als Rangierarbeiter zu bewerben. Das Glück war ihm hold; er wurde auf der Stelle engagiert. Die bei der Nordostbahn geleisteten acht Dienstjahre wurden ihm für seine spätere Pensionierung voll angerechnet. Somit war der Vater wieder in seinem wahren Element, bei der Eisenbahn.

Als er seinen Dienst in Rorschach antrat, nahm er Fred mit und brachte ihn bei Verwandten unter. Bald folgte auch die Familie nach. Der Vater hatte im Restaurant «Bären» an der Promenadenstraße eine Wohnung gefunden. Fred musste im Mariaberg-Schulhaus zu Lehrer Sebastian Dönz zur Schule gehen. Er wurde hier das «enfant terrible» der dritten Klasse. Wenn ihn der Lehrer an Ohren und Haaren zerrte, oder wenn er eine Hand nach der anderen hinhalten musste, um «Tatzen» zu empfangen, begannen sämtliche Mädchen zu wimmern. Als er während der Gesangstunde einmal nicht mitsang, klopfte der Lehrer mit dem Taktstock aufs Pult. Nachdem die Klasse mäuschenstill geworden

war, sagte der Lehrer zu Fred: «Böse Menschen haben keine Lieder!» Diese Anzüglichkeit ertrug Fred nicht, und nach dem letzten Schluchzer gab er sich redlich Mühe, mitzusingen. War der Lehrer mit ihm zufrieden, was auch bisweilen vorkam, so durfte er ihm nach Schulschluss die Hefte heimtragen und erhielt dafür zwei Stück Würfelzucker. Wegen Abbruchs des Restaurants zog die Familie nach dem Garibaldiberg ins Haus «Zum Winkelried», das der Familie Eicher gehörte. Bei einem heftigen Gewitter wurde Fred beinahe vom Blitz getroffen, als er am Schüttstein bei offenem Küchenfenster Fische entschuppte. Mit nervenerschütterndem Krach und blendendem Licht schlug der Blitz zwei Meter neben ihm in den Jauchekasten. Infolge des Schreckens brachte er sich mit dem scharfen Küchenmesser eine tiefe Schnittwunde am linken Daumenballen bei.

Bald zogen die Eltern wieder um und wohnten nun mit der Familie, die inzwischen viel Zuwachs erhalten hatte, in einem «Stöckli» des herrschaftlichen Bauernhauses «Zum Schönbrunn».

Im vierten Schuljahr machte Fred nachmittags gern einen Umweg nach Hause. Er lief neben der Gießerei vorbei, um im Klösterlistutz Nüsse von einem großen Baum zu schlagen. Auf halber Höhe des steilen Weges befand sich dicht an der Klostermauer eine Gaslaterne. Daran kletterte er jeweils hinauf, um oben auf der Mauerbrüstung den emsigen Nonnen im ausgedehnten Klostergarten zuzuschauen. Auch der mächtige Brunnen mitten im Garten beeindruckte ihn. In Reichweite stand ein Nussbaum, und Fred kam in Versuchung, Nüsse zu stehlen. Er verlor dabei das Gleichgewicht und fiel innerhalb der Mauer ziemlich tief in weiches Gras. Der Rückweg war ihm abgeschnitten. Nachdem er sich von dem Schrecken etwas erholt hatte, kletterte er auf den Nussbaum, und aus der Baumkrone erblickte er seinen Heimweg, so nah und doch so fern, weil er keine Mög-

lichkeit sah, wieder auf die Mauerbrüstung zu gelangen. Nach einer Weile kam ein Fuhrwerk der Bierbrauerei Schöttle daher gefahren. Als es in der Nähe war, rief Fred den Fuhrmann. Zwar hörte der Mann das Rufen wohl und schaute um sich; als er aber niemand gewahrte, knallte er verdrossen mit der Peitsche und trieb seine Gäule zu schnellerer Gangart an. Schließlich wurde Fred von einer jungen Nonne entdeckt. Sie schritt zu dem Nussbaum, blickte hinauf und gewahrte den erschrockenen Buben. Sie bedeutete ihm, herunterzuklettern, und dann musste er sich neben sie ins weiche Gras setzen und ihr den Grund seiner Anwesenheit angeben. Nachdem sie ihm wohlwollend zugehört hatte, versprach sie ihm, eine Leiter zu bringen. Fred wurde das Versprechen abgenötigt, bald wieder zu kommen. Ihretwegen wurde Fred ein fleißiger Besucher der Klosterkapelle. Wenn er in dem unsichtbaren Nonnenchor ihre Stimme zu erkennen glaubte, geriet er in Ekstase. Auch wenn er den Duft des Weihrauches einatmete, fühlte er sich in eine andere, bessere Welt versetzt.

Freds Geheimnis mit der Nonne endete brüsk, als einmal ein Landjäger des Weges kam. Das Uebersteigen der Klostermauer war polizeilich verboten, das wusste Fred, und darum lief er oben auf der Mauerbrüstung entlang, als wäre er von einer Furie verfolgt. Zuletzt sprang er von der Mauer hinunter und rannte auf der Promenadenstraße heimwärts. Zu Hause legte er sich sofort ins Bett und verkroch sich unter der Decke. Jeden Augenblick befürchtete er, die Hausglocke zu hören, weil der Landjäger ihn holen wollte. Von da an fand er den Mut nicht mehr, seine Nonne verstohlen im Klostergarten zu besuchen.

Sobald die Buden und Karusselle auf dem Kurplatz erschienen, befand sich Fred meistens bei den Budenmenschen. Vorerst war er in einer kleinen Zelt Bude

beschäftigt, in welcher Stoffbälle nach Hampelmännern geworfen wurden. Er hatte die Aufgabe, die Bälle zum Tisch zurückzubringen und die umgekippten Figuren wieder aufzustellen. Auch musste er das Publikum animieren. Bei diesem Tun traf ihn einmal seine Mutter, als er gerade mit kindlich froher Stimme der Menge zurief: «Bitte meine Herrschaften, wer probiert‘s, wer riskiert's noch einmal - sieben Bälle für zwanzig Rappen!» Die Mutter schalt ihn nicht, sie lachte nur über sein Bestreben, auf diese Weise etwas Geld zu verdienen.

Dann war er im «Wanderkino Speck» anzutreffen. Ein glänzend poliertes, laufendes Lokomobil lockte die Blicke jüngster und ältester Knaben an sich. Auf einem Podium vor verhängtem Zelteingang bliesen einige Trompeter höchst eindrucksvolle Melodien, die für Freds Schicksal ebenfalls entscheidend wurden. Als Platzanweiser durfte er sich die zweistündige Vorstellung ansehen und Buffalo Bill im fernen Westen bewundern; er ersparte sich somit die dreißig Rappen für den Eintritt.

Auf dem gleichen Kurplatz hatte Fred gefischt, und als er wieder einmal die mit Köder versehene Angel auswarf, fuhr der österreichische Kursdampfer aus Bregenz vorbei. Plötzlich fühlte er, dass seine Leine an etwas hängen geblieben war. Er zog behutsam und spürte, dass sich ein schwerer Gegenstand langsam heranziehen ließ. Auf einmal bemerkte er einen dunklen Gegenstand auf der Wasseroberfläche, und ein unheimlicher Geruch verbreitete sich. Mit Grauen sah er eine völlig bekleidete Männerleiche daher gleiten; ein Frack pendelte im Wasser wie eine müde Flosse. Das Gesicht der Leiche schillerte in allen Farben. Fred legte einen Stein auf die Leine und lief weg, um die Hafenpolizei zu benachrichtigen. Die Leute erschienen mit einem Motorboot, zogen die Leiche aus dem Wasser und legten sie auf die untere Plattform einer Kaitreppe an der

Hauptstraße gegenüber der Ausladerampe im äußeren Bahnhof. Bald verbreitete sich der üble Geruch, dass es kaum auszuhalten war. Fred erhielt den sonderbaren Auftrag, bei der Leiche zu wachen, damit sich die gefräßigen Ratten nicht an sie heranmachen konnten. Als bei einbrechender Nacht der Sarg endlich gebracht wurde, machte sich Fred aus dem Staube, um nicht noch beim Einsargen mithelfen zu müssen. Seit diesem merkwürdigen Fang nahm er nie mehr eine Angelrute in die Hand.

Um der Not der zehnköpfigen Familie zu steuern (der Vater als Alleinverdiener erhielt fünf Franken im Tag), sollten Fred und seine um zwei Jahre jüngere Schwester Berta als Pflegekinder bei Verwandten in Bern untergebracht werden.

So kam es, dass Fred und Berta zu den Großeltern und zu Tante Marie am Brunnhofweg 21 in Bern übersiedelten. Der joviale Großvater, ein waschechter Thurgauer, arbeitete als Malermeister bei der städtischen Straßenbahn im Depot des Mattenhofes. Bei den Großeltern wohnte bereits eine Enkelin, die Margrit. Der Großvater besaß einen russischen Windhund, den er Pascha nannte. Die Großmutter, eine Stadtbürgerin von Bern, hatte ein Zimmer an die russische Medizinstudentin, Fräulein Lekin, vermietet. Infolgedessen musste Fred in einer geschlossenen Laube schlafen. Die Studentin pflegte viele Besuche zu empfangen, wobei viele Zigaretten geraucht und viel Tee getrunken wurde. Ihre Brotreste warf sie jeweils in den Toilette-Eimer, worin sich Seifenwasser, Spülwasser und ausgekämmte Haare befanden. Die Großmutter entnahm diesem Eimer mitunter die durchweichten Brotreste und ließ sie auf dem Fenstersims trocknen; dann brockte sie das Brot in Freds allmorgendliche Hafergrütze, die so dick war, dass der Löffel darin aufrecht stecken blieb. Die verwöhnte Enkelin Margrit erhielt Kaffee, Butter, Marme-

lade und frisches Brot zum Frühstück.

Bisweilen schickte die Großmutter Fred in das Konsumgeschäft an der Mattenhofstraße, die Schalen fauler Eier hinzubringen, als ob sie die Eier im Konsum erhalten hätte. In Wirklichkeit hatte die Großmutter sie auf dem Markt erstanden; gleichwohl musste Fred sie in den Konsum bringen, weil man auch von dort Eier bezog. Nur im Konsum, nicht aber auf dem Markt, konnten faule Eier umgetauscht werden. Der beschämte Fred merkte gar bald, dass ihn die Verkäuferinnen als «faulen Eierbuben» bezeichneten. Deshalb zögerte er verlegen vor dem Gartentor, bis ihn die mitleidigen Verkäuferinnen ermunterten, hereinzukommen. Er klagte sein Leid einem Schulkameraden, der guten Rat wusste. Dieser nahm den Kameraden in eine Augenklinik mit, wo sie sich als Versuchskaninchen für fünfzig Rappen Entgelt eine Stunde lang von russischen Studentinnen tief in die Augen blicken ließen. Mit diesem Erlös kaufte Fred fürderhin frische Eier, wenn er übelriechende in den Konsumladen zurückbringen sollte, und warf die Schalen in einen Straßengraben.

An Sonntag-Nachmittagen musste er in der Kegelbahn des Restaurants «Grütli» Kegel aufstellen; am Abend holte die Großmutter den Verdienst selbst ab.

Mit Geschirrspülen beschäftigt, jonglierte er einmal mit dem Milchkrug, bis der Krug seiner Hand entglitt und ans Küchenfenster fiel. Krug und Scheibe gingen in Scherben, die klirrend in den Gang hinausfielen. Die herbeieilende Großmutter jagte ihm einen jähen Schrecken in die Glieder, als er sie schimpfend kommen hörte. Behende wie eine Katze rannte er aus der Küche in den Flur und kollerte die ganze Steintreppe hinab. Da er unverletzt geblieben war, floh er weiter ins Freie und versteckte sich bis zum späten Abend in einer Kanalisationsröhre. In der Hoffnung, dass der Großvater von der Arbeit heimgekehrt sei, ging er schließlich nach Hause

und schlich in die Wohnung hinauf. Wie erwartet, schlichtete der ihm wohlgesinnte Großvater den häuslichen Streit.

Ein Afrika-Onkel sandte aus Harrar seinen Eltern einen Sack voll Rohkaffee. Alle Kinder, auch die von Tante Marie, mussten den Kaffee erlesen, und zwar erhielt jedes Kind täglich eine bestimmte Portion, bevor sie sich auf die Gasse begeben durften. Fred war listig; um seinen Teil schneller fertig zu haben, versteckte er jeweils etwas davon in einen Papiersack und warf ihn dann heimlich durchs Fenster in den vorbeifließenden Bach. Nachbarsleute auf der anderen Seite des Baches fischten den Sack heraus und freuten sich über den billigen und guten Abessinien-Kaffee. Fred versteckte auch einen Teil im Ofenrohr des Zimmers. Als die Großmutter im Winter den Ofen heizen wollte, gab es einen unheimlichen, aber wohlriechenden Rauch. Der herbeigerufene Kaminfeger förderte den Kaffee zutage - zur freudigen Ueberraschung der Großmutter, denn sie besaß schon längst keinen Abessinien-Kaffee mehr.

Der Großvater erlaubte Fred den Eintritt ins städtische Kadettenkorps. Vorerst wurde er bei der Kapelle eingeteilt. Die Großmutter litt es jedoch nicht, dass Fred in der Laube seine Partituren übte, und so gab er verdrossen sein Althorn dem Musikkorps zurück und empfing dafür ein Kadettengewehr. Beim ersten Schießen traf er die Scheibe kein einziges Mal. Ein Instruktions-Offizier, der ihn belehren wollte, schoss mit Freds Gewehr, traf damit aber nur Einer und Zweier. Da erhielt Fred ein anderes, besseres Gewehr, mit dem er so gute Resultate erzielte, dass sich alle wunderten.

Freds letztes Schuljahr im Brunnmatt-Schulhaus gehörte zu seinen schönsten Jugenderinnerungen. Nie vergaß er die Schulreise auf den Gurnigel und eine andere nach dem Oeschinensee. Der Lehrer las während des Unterrichts den ergreifenden Roman «Ben Hur» vor.

Den Ausklang des Schullebens bildete ein Klassenbesuch im Stadttheater; es wurde «Tannhäuser» gespielt. Das war und blieb Freds einziger Theaterbesuch im Leben.

Freds Patenonkel, der einen hohen Posten bei einer eidgenössischen Amtsstelle innehatte, nahm seinen Neffen nach Fleurier mit, wo er ihm bei seinem ehemaligen Dienstkollegen Eduard Choppard eine Stelle als Lehrling im Telegraphen-Büro besorgt hatte. Schon bei der Ankunft in Fleurier sah sich Fred genötigt, sein Schulfranzösisch praktisch anzuwenden. Es ging nicht schlecht, und ungezwungen versuchte er es weiter, als er seinem Lehrmeister, dessen Frau und beiden Kindern vorgestellt wurde. Die Meistersfrau war eine junge, bildschöne Bernerin. Herzigere Kinder als Ren und Fifi hatte Fred noch nie zuvor gesehen. In kurzer Zeit lernte er morsen und sogar vom Relais Depeschen abnehmen. Beim Abliefern der Telegramme musste er des Öfteren in eine Absynthbrennerei neben dem Stationsgebäude gehen. Dort ließ ihn eine flachsblonde Tippmamsell vom honigsüßen, in dünnem Faden abfließenden Destillat eine Kostprobe nehmen. Es schmeckte ihm ausgezeichnet. Als er später in Afrika einen Pernod verlangte, rühmte er sich dem schwarzen Kellner gegenüber, dass er das echte Getränk an der Quelle gekostet habe.

In Fleurier lernte Fred Radfahren, und zwar auf seine Weise. Umständlich kletterte er einmal auf das Fahrrad seines Meisters, das mitten im Hof an aufgetürmten Bierkisten lehnte. Ohne sein Zutun fuhr das Rad mit ihm durchs Hoftor zur Hauptstraße hinaus. Krampfhaft umfasste er die Lenkstange, wagte weder die Füße auf die Pedale zu setzen noch die Klingel zu betätigen, als er auf den Gehsteig gelangte. Eine des Weges kommende beherzte Frau war im rechten Augenblick zur Stelle, um Fred vor einem Sturz zu bewahren, und schon nach

wenigen Tagen konnte er Radfahren.

Darüber freute sich ein Telegraphist des benachbarten Büros, der ab und zu der Telephonistin einen Besuch machte. Bei solcher Gelegenheit lieh er Fred sein Rad und ermunterte ihn zu einer Rundfahrt um den Chapeau Napoleon, damit er sich ungestört bei seiner Liebsten aufhalten konnte. Die einlaufenden Depeschen mussten dann so lange warten, bis Fred zurückkam.

Im Spätherbst wurde Fred Knall und Fall durch eigenes Verschulden aus seiner Lehre vertrieben. Er hatte im geheimen seine Meistersfrau geliebt, weil sie des Öfteren mit ihrer wohlklingenden Stimme gesungen hatte: «Ein liebes Weib, ein herzig Kind, das ist mein Himmel auf der Erde.»

Fred packte seinen Reisekorb und ließ ihn adressiert im Zimmer zurück, lief zum Bahnhof und erstand sich mit seinem kärglichen Taschengeld eine Fahrkarte nach Neuchâtel, denn weiter reichte sein Geld nicht. Als er im Zug saß, begann er sein kopfloses Benehmen der Meistersfrau gegenüber zu bereuen. Verstohlen wischte er sich mit dem Handrücken die Tränen weg. Kaum rollte der Zug, da war es ihm, als hörte er die seltsamen Melodien der Trompetenbläser vom Wanderkino Speck; dies machte ihm die Fahrt ins Ungewisse erträglicher, und unwillkürlich vertraute er seinem guten Stern, der ihn bis dahin nie im Stich gelassen hatte.

In Neuchâtel schlenderte er planlos durch die Stadt und gelangte in den Stadtpark. Dort setzte er sich auf eine Bank in der Nähe der Universität. Er versuchte zu überlegen, was er tun sollte, war aber zu verwirrt dazu, eine Lösung zu finden. Beim Einnachten versteckte er sich in einem Gebüsch, um dort zu schlafen. Der knurrende Magen hinderte ihn jedoch daran. Als von einem Turme her die elfte Stunde schlug, wurde er plötzlich durch Hundegebell erschreckt. Ein Herr ging mit einem

prächtigen Hund im Park spazieren. Das Tier zerrte heftig an der Leine, sein neugierig gewordener Herr ließ es los, und im Handumdrehen stand der Hund neben Fred im Gebüsch. Er bellte ihn vorerst an, es musste aber eher einen Gruß bedeuten, denn er wedelte gleich darauf mit dem schönen, langbehaarten Schweif und leckte Freds vorgestreckte Hand. Der Herr war dem aufgeregten Tier gefolgt und gewahrte den am Boden liegenden Buben. Er forderte ihn auf, sich zu erheben und mit ihm zu kommen. Willig gehorchte Fred; er war dem Weinen nahe. Vor einem herrschaftlichen Hause öffnete der Fremde ein Eisentor. Im Vestibül ließ er Fred stehen, machte Licht und schickte den Hund in den Hof hinaus. Einem herbeigerufenen Mädchen befahl er, den Gast in die Küche zu führen und ihm ein warmes Essen vorzusetzen. Nach dem Essen fragte ihn die Hausfrau nach Woher, Weshalb, Wohin, und als sie von Fred alles vernommen hatte, erlaubte sie ihm, im Hause zu schlafen. Am folgenden Morgen begleitete ihn das Mädchen zum Bahnhof, kaufte ihm eine Fahrkarte nach Bern und übergab ihm im Auftrag ihrer Herrin fünf Franken nebst guten Wünschen für die Zukunft.

In Bern ging Fred sofort zu seinen Großeltern. Entgegen seiner Befürchtung war die Großmutter nicht böse auf ihn. Beim Mittagessen musste er dem Großvater Rede und Antwort stehen; er schämte sich jedoch, den Sachverhalt wahrheitsgemäß zu schildern. Noch am selben Abend kam sein Patenonkel und nahm mit ihm ein Verhör vor. In beruflicher Beziehung war er mit Fred zufrieden, hingegen nicht mit seiner «moralischen» Entgleisung. Er hielt ihm eine längere Predigt, die Fred ohne Widerrede und still bis ans bittere Ende anhörte. Er wurde zu seinen Eltern heimgeschickt. Sein erzürnter Vater war nahe daran, ihn zu verprügeln, wenn die Mutter nicht beschwichtigend dazwischen getreten wäre.

Als nach einigen Tagen der Reisekorb aus Fleurier eintraf, musste Fred zur Strafe das Elternhaus verlassen, um sich als Knecht bei einem Bauern in Sirnach eines Besseren belehren zu lassen. Der Empfang war kühl und sachlich; als Schlafstätte wies man ihm in einem Winkel der Scheune einen modrigen Laubsack an. Wäsche und Kleider wurden ihm abgenommen und versteckt. Ohne Unterwäsche musste er in eine derbe, übelriechende Hose schlüpfen, die ihm, wie die Joppe, viel zu groß war, so dass er wie eine Vogelscheuche aussah. Ohne viel Federlesens musste er um vier Uhr in der Frühe mit landwirtschaftlichen Arbeiten beginnen und täglich zweimal fünfzig Liter Milch auf dem Rücken zur Käserei bringen. Das Essen war schlecht, unappetitlich und kärglich. Zuerst aßen die Bauersleute mit ihren beiden Kindern am Tisch. Was sie übrigließen, gaben sie ihm in einer Holzschüssel, die auf die Ofenbank gestellt wurde, wo er stehend essen musste. An der unansehnlichen Gabel fehlte eine Zinke, und das Küchenmesser hatte kein Heft mehr.

Als Fred eines Tages auf einer Wiese Mist verteilte, stolperte er über einen Weidenstrunk. Beim Fall zog er sich eine klaffende und stark blutende Wunde an der linken Hand zu. Bekümmert lief er zum Bauer und zeigte ihm die Verletzung. Der rohe Mann zerrte ihn zu einer Kuh, hielt die verwundete Hand gewaltsam unter ihren heißen Harnstrahl und bemerkte dazu: «Das ist das beste und billigste Heilmittel.» Fred verband die Hand mit seinem schmutzigen Taschentuch, das bald an der Wunde festklebte.

So vergingen viele traurige Wochen. Nie kam ein Brief von den Eltern, und er selbst durfte nicht zuerst schreiben. Mitten im Winter gab es einen Vorfall, der eine Wendung zum Guten brachte. Wie üblich begab er

sich am Morgen mit der Milch nach der Käserei. Da es sehr kalt und die Straße mit Glatteis überzogen war, glitt er mit den Holzschuhen neben der Käserei aus, und die ganze Milch ergoss sich auf den Erdboden. Als er sich erhoben hatte und ängstlich zum Stall seines Meisters hinübersah, stellte er entsetzt fest, dass der Bauer das Missgeschick beobachtet hatte. Im selben Augenblick, als der Gefürchtete mit der Mistgabel drohende Gesten machte, trat aus der Käserei ein junger Milchmann und gewahrte die verschüttete Milch und den erschrockenen Fred. Zitternd vor Angst zeigte Fred auf den herbeieilenden Bauern. Der junge Mann, der Milch zum Bahnhof bringen musste, erfasste die Lage sofort und erlaubt ihm, auf seinem bereitstehenden Hundeschlitten Platz zunehmen. Er spornte den vorgespannten Gaul zu rascher Fahrt an. Bevor der Bauer die Käserei erreichte, war der Schlitten weit weg. In Sirnach setzte sich Fred in den geheizten Wartesaal. Kurz darauf hörte er die Signale, die den einfahrenden Zug ankündigten. Durch die Glastür schaute er der Zugsabfertigung zu. Nach der Abfahrt, als der Stationsvorstand zum Stellwerk schritt, trat Fred entschlossen ins Freie und begab sich zum Vorstand. Er schilderte ihm sein Unglück und drückte den sehnlichen Wunsch aus, zu seinen Eltern heimzukehren. Der menschenfreundliche Eisenbahnbeamte hatte ein Einsehen; der Knabe dauerte ihn. Er benachrichtigte sogleich Freds Vater in Rorschach. Dann nahm er ihn kurzerhand in die Amtswohnung hinauf und gewährte ihm Unterkunft. Zwei Tage später brachte die Post die Erlaubnis zum Heimfahren.

Die Eltern besorgten Fred eine neue Lehrstelle bei einem Advokaten, der soeben an der Kirchstraße eine Anwaltspraxis eröffnet hatte. Neben allgemeinen Büroarbeiten musste er sich erstmals vor eine Schreibma-

schine setzen und tippen lernen, was ihm rasch gelang. Um ein vollkommener Sekretär zu werden, meldete er sich beim Kaufmännischen Verein und lernte nebenbei in einem Privatkurs stenographieren nach dem System Stolze-Schrey.

Eines Tages öffnete eine Bauersfrau und Klientin des Anwaltes spaltbreit die Türe zur Kanzlei und erkundigte sich bei Fred nach dem Anwalt. Er bat sie, einzutreten und einige Minuten zu warten, bis der Anwalt von einer Gerichtsverhandlung zurückkomme. Sie erklärte, lieber noch einige eilige Besorgungen zu machen, und ging weg. Als der Prinzipal erschien und die Agenda nachschaute, knurrte er Fred an, warum er die Bäuerin für ihre Konsultation nicht mit zwei Franken belastet habe. Fred starrte ihn verwundert an, getraute sich aber nicht zu sagen, was er dachte.

Eines Morgens erkundigte sich der Anwalt nach dem Verbleib einer Birne, die, gefroren und von Amseln angepickt, unter einem Spalierbaum gelegen hatte. Fred hatte sie aufgelesen, auf den warmen Ofen gelegt und verzehrt. Darüber hielt ihm der Anwalt eine Strafpredigt und redete von «Aneignung fremden Eigentums». Fred blieb auch bei diesem Vorwurf mäuschenstill, murrte aber nach dem Weggehen des Anwalts vor sich hin, ob ein Mensch denn weniger Recht habe als ein Vogel.

Wegen eines Streites mit einem später hinzugekommenen Mitarbeiter gab Fred seine Lehrstelle von heute auf morgen auf und ließ sich durch kein Zureden bewegen, wieder zu dem Anwalt zu gehen.

Nun begann er als Lohnarbeiter in der Kistenmacherei der Teigwarenfabrik Egloff Kisten zu nageln. Er hämmerte kunstgerecht drauflos, so dass die Nägel mit drei Hammerschlägen festsaßen. Fröhlich sang er bei der Arbeit, wobei ihn seine beiden Kollegen Signer und Bodmer tüchtig unterstützten. Täglich mussten sie einen mit Teigwarenkisten hochbeladenen Wagen nach

der Güter-Expedition in den Hafenbahnhof bringen. Fred und Signer zogen an umgehängten Stricken den Karren neben der Deichsel, wobei sie vor Anstrengung einen roten Kopf bekamen.

Als sie im Herbst mit vollbeladenem Karren das Bahngeleise passierten, rannte ein Mann über den Platz neben der Expedition und sprang in selbstmörderischer Absicht in den See. Die Kistenmacher ließen ihren Karren im Stich und eilten zur Kaimauer. Der Unglückliche war aufgetaucht und klammerte sich an einen Anlegepfosten. Ein Beamter der Güter-Expedition erfasste eine Rettungsstange mit Haken und streckte sie dem Ertrinkenden hin. Obwohl der Mann «Lasst mich los, lasst mich ertrinken!» jammerte, wurde er hochgezogen und der herbeigerufenen Hafenpolizei übergeben.

Nach diesem Vorfall wechselte Fred erneut seinen Arbeitsplatz und arbeitete in der Stickerei Feldmühle als «Fädler». Er verdiente nun mehr, denn die Stickerei hatte Hochkonjunktur. Die Maschinen verursachten einen Höllenlärm, so dass man sein eigenes Wort nicht hören konnte. Bärenstarke Sticker spuckten in die Hände und wickelten breite Baumwolltücher straff auf hölzerne Wellen auf. Während Fred hier arbeitete, erlaubte ihm seine Mutter, sich in St. Gallen ein Fahrrad auf Ratenzahlungen anzuschaffen. Schon am ersten Tag hatte er auf dem Heimweg großes Pech. Er fiel so ungeschickt gegen einen Randstein, dass ein Pedal eingedrückt wurde und er das neue Rad den weiten Weg nach Hause schieben musste.

Wiederum wechselte er die Arbeitsstelle; denn er glaubte, bei den eidgenössischen Telephon-Leitungsmonteuren eine Lebensstellung zu erlangen. Kaum hatte er das Ersteigen von Telephonmasten erlernt, erlitt er beim Aufstellen einer Leitungsstange einen Betriebsunfall. Er musste ein ins Senkloch hinab-

gelassenes Hebeeisen festhalten, an dem die Stange hinuntergleiten sollte. Plötzlich schnellte ihm das Hebeeisen an die Brust, so dass er vorübergehend arbeitsunfähig war.

Von dem Lohn, den er seiner Mutter ablieferte, gab sie ihm Fr. 21.50, damit er eine fällige Rate für das Fahrrad einzahle. Ehe er sich mit dem Geld zur Post aufmachte, schlenderte er zum Hafenbahnhof, wo sich ein Zug aus Romanshorn näherte. Neben dem Zug standen einige Burschen, die ein Gespräch führten. Sachte trat er zu der Gruppe, um zu horchen. Sie redeten über badende Frauen am Meeresstrand von Genua. Kaum hatte er dies vernommen, rauschte es in seinen Ohren, und er glaubte die Sirenentöne der Trompetenbläser zu vernehmen. Im Verlauf von Sekunden wurde er von einem unwiderstehlichen Wandertrieb erfasst, verbunden mit der Sehnsucht nach erotischen Genüssen. Wie im Trancezustand lief er zum Schalter und erstand sich für Fr. 20.50 eine Fahrkarte nach Genua. Mit dem restlichen Franken und seinem Fahrradausweis, nur mit Hemd und Hose bekleidet, bestieg er den Zug. Gewissensbisse stiegen in ihm auf, als er an seine ahnungslose Mutter dachte und sich klarmachte, dass er eine Unterschlagung begangen hatte. Der Teufel, der ihn in Versuchung gebracht, verscheuchte die guten Regungen in seinem Herzen, indem er ihm verlockende Bilder vorgaukelte. Seine Bedenken zerrannen wie Butter an der Sonne, als er sich die Badenixen am Meeresstrand ausmalte. Er hatte eine lebhafte Vorstellungskraft, und er vernahm das Rauschen der Meeresbrandung, obschon er die See bisher weder gehört noch gesehen hatte.

Im Ostbahnhof, wo er in den St. Galler Schnellzug umsteigen musste, bestand die Gefahr, vom diensttuenden Vater oder einem seiner Kollegen erkannt zu werden. Doch er hatte Glück; niemand wurde auf ihn

aufmerksam. Zu jener Zeit, als Fred so impulsiv handelte, um von Rorschach nach dem Mittelmeer zu reisen, war Geldwechsel überflüssig, und sein einziger Franken war hier wie dort einen Franken wert; auch benötigte man innerhalb des Kontinents keinen Reisepass.

In Zürich belegte Fred rasch einen Fensterplatz im Abteil eines direkten Wagens nach Chiasso. Kaum war der Gotthardzug im Rollen, so begann es zu dunkeln; in Arth-Goldau wurden die Gaslichter angezündet. In Chiasso hatte er sogleich Anschluss an die italienische Staatsbahn. Kein Mensch hatte ihn während des Umsteigens beachtet. Es fiel ihm sofort auf, dass Lokomotive und Personenwagen anders gebaut waren. Zu seiner großen Freude entwickelte der Zug eine rassige Geschwindigkeit. Endlich übermannte ihn der Schlaf; aber schon in Mailand wurde er wach, weil während des Aufenthaltes Fenster und Türen offen blieben und Durchzug entstand. Neugierig betrachtete er die einsteigenden Fahrgäste, die Ess- und Trinkwaren in Körben und Flaschen hereinbrachten. Er glaubte deshalb, dass sie bis ans südliche Ende Italiens zu fahren gedächten. Aus den Mienen der Leute sah er, dass es sich durchwegs um vertrauenswürdige Personen handelte. Beruhigt nickte er wieder ein.

Plötzlich fuhr er aus tiefem Schlaf auf; er vernahm ein dumpfes, langgedehntes Sirenengeheul, das sich in Abständen wiederholte. Ein Schauder lief ihm über den Rücken; er fühlte, wie sich seine Haare sträubten. Verwundert und fragend blickte er von einem Mitreisenden zum anderen. Es waren lauter andere Gesichter als in Mailand. Unter und über den Bänken, an allen Ecken und Enden lagen leere oder halbgefüllte Weinflaschen und teilweise in Papier gewickelte Speisereste. Mit seinem kläglichen Italienisch erkundigte er sich nach dem Sirenengeheul. Ein dicker Mann gab ihm zu verstehen,

dass ein Ozeandampfer in See stechen werde. Neugierig stand Fred auf und bahnte sich einen Weg zwischen den Knien von Frauen und Männern auf den Gang hinaus. Ein Herr machte ihm Platz am Fenster, und da wurde Fred von freudiger Bewunderung erfasst. Fremdartige Bäume, Sträucher, Häuserdächer und Fassaden flitzten an ihm vorbei. Eine Signorina, die Freds verklärtes Gesicht betrachtete, mochte es wohl erraten haben, dass die Gegend für den jungen Ausländer völlig neu war. Sie belehrte ihn, welches Oliven und welches Orangenbäume waren. Begierig atmete Fred die fremde Luft. Der beleibte Herr kam heraus, zupfte ihn am Hemdärmel und zeigte mit ausgestreckter Hand auf die andere Seite. Fred stieß einen Schrei des Entzückens aus, als er zum ersten Mal im Leben das Meer seiner Träume in Wirklichkeit vor sich sah.

Die Reisenden begannen, ihre Sachen zusammenzuraffen. Punkt sechs Uhr morgens fuhr der Zug im Bahnhof von Genua ein. Fred ließ alle Menschen aussteigen, erst dann schritt er etwas benommen und doch voller Neugier dem Bahnhofausgang zu. Vor dem Portal standen zwei «Carabinieri reali» mit Napoleonshut. Neben ihnen saßen an einem kleinen Tisch zwei Bahnbeamte, die den Passagieren die Fahrkarte abnahmen. Verstohlen blinzelte Fred nach den beiden Uniformierten. Der eine lächelte ihm zu und verscheuchte damit alle Furcht und Bangigkeit. Draußen vor dem Bahnhof bewunderte er das mächtige Standbild des Christoph Columbus; aber auch sonst empfand er alles, was er erblickte, als sehenswert. Er begegnete im Weitergehen hochbeladenen, zweirädrigen Karren mit vorgespannten Mauleseln. Der Treiber lag oben auf dem Transportgut und lenkte die Zugtiere mit lauten Zurufen. Fred nahm an, dass die Karren nach dem Hafen fuhren, wo die Waren auf die Schiffe verladen werden sollten, und schlen-

derte ihnen deshalb nach. Da ihm die Meer Luft Appetit machte, kaufte er sich an einem der vielen Stände gebackene Fische, Brot und ein großes Glas Wein, alles für dreißig Centesimi. Nachdem er seinen Hunger gestillt hatte, schritt er fröhlich weiter, anderen Karren folgend, die in endloser Zahl dem Hafen zustrebten. An einer Mole setzte er sich auf die Metalltreppe eines Krans und betrachtete den Wald von Masten, Schornsteinen, Wimpeln und Flaggen. Ebenso aufmerksam beobachtete er Dockarbeiter und Matrosen. Krane und Schiffswinden ratterten und dröhnten unaufhörlich auf allen Seiten. Die Hafenluft roch nach Teer, Hanf, Oelfarben, Orangen, Johannisbrot. Fred entdeckte Hamburger Zimmerleute mit ihren weiten Hosenbeinen. Er verließ seinen Posten, um mit ihnen ins Gespräch zu kommen. Er musste seinen gestauten Eindrücken eine Schleuse öffnen. Die Hamburger nahmen sich ohne weiteres seiner an und erklärten ihm bereitwilligst alles Unbekannte. Sie erläuterten ihm die Bedeutung der Flaggen und Wimpel, belehrten ihn, was ein Dreimaster, ein Schoner, eine Schwalbe und ein Kutter war, und weihten ihn in die Seemannssprache ein. Während sie bis zum Mittag an den Molen entlang schlenderten, las Fred laut die Schiffsnamen und die Namen der Heimathäfen: London, Glasgow, Manchester, Napoli, Saloniki, Triest, Marseille, Barcelona, Amsterdam, Rotterdam, Anvers, Genova, Savona und andere mehr. Seine Begleiter machten ihn mit deutschen Matrosen und einem bunt zusammengewürfelten, internationalen Gesindel bekannt. Weidlich wurde er ausgelacht, als er den Wunsch äußerte, am Strande badende Frauen und Mädchen zu sehen. Er musste sich belehren lassen, dass er in Rorschach reinen Unsinn vernommen hatte. Sie wollten ihm aber Matrosenkneipen und Bordelle zeigen. Ein Matrose aus Bremen überredete ihn jedoch, lieber mit ihm nach dem Campo Santo zu pilgern, um

dort schöne Grabmäler berühmter Seeleute anzusehen. Nach der Rückkehr trafen sie wieder mit der übrigen Gesellschaft zusammen. Viele wetteiferten mit einander, wie sie ihn am besten verpflegen konnten, ohne dass ihm Unkosten erwuchsen. Zu diesem Zweck gingen sie bald hier, bald dort an Bord eines Schiffes; sie wussten zum Voraus, was es da jeweils zu essen gab. Sie erklärten ihm auch, dass er beim Bischof nur ein «Pater noster» zu beten brauche, um in den Besitz einer päpstlichen Silbermünze zu gelangen, die wie anderes Geld von Kaufleuten und Wirten angenommen werde. Fred befürchtete, mit seinem deutschen <'Vater unser» an die falsche Adresse zu gelangen. Seine Freunde zerstreuten diese Bedenken mit dem Hinweis, dass der Bischof kein deutsches Wort verstehe und übrigens nicht einmal warte, um das Gebet anzuhören. In den kühlen Nächten schliefen sie in offenen Güterwagen längs der Molen. Meistens lag frisches Stroh darin; abwechselnd musste einer von ihnen wachen, wenn manövriert wurde. Andere Male schliefen sie im Freien vor den Festungswällen im hohen Gras. Die Wachen patrouillierten einige Meter entfernt vorbei und ließen sie unbehelligt. Die ganze Weltenbummler Schar bemutterte Fred als ihren Benjamin. Sie deckten ihn sorgsam mit ihren Jacken zu, sobald die Morgenfrische einsetzte. An einem kalten Abend rieten sie ihm, für zwei Soldi in einem Nachtasyl zu schlafen. Sie selbst gingen nicht mit wegen der üblichen Polizeikontrolle. Aus Neugier begab sich Fred in das Nachtasyl. Er musste Hose und Hemd ausziehen und zum Desinfizieren abgeben. Währenddessen durfte er eine lauwarme Dusche über sich ergehen lassen. Als einzigen Personalausweis besaß er seinen Fahrradschein. Ein Detektiv besah den Schein, und obwohl er nichts von den Angaben zu lesen vermochte, drückte er vertrauensvoll einen Stempel darauf, und Fred konnte in den Saal gehen, um in einem

Bett zu schlafen.

Er kam auch mit einer Bande in Berührung, die Pässe, Ausweise und andere Dokumente kaufte und verkaufte. Wenn ein Russe nach Amerika wollte, erstand er sich bei diesen Burschen für wenig Geld einen Pass und erreichte damit sein Vorhaben. Auf diesem Markt lernte Fred Leute aus aller Herren Länder kennen, die sich hier Pässe verschafften, um ungehindert in Gottes weiter Welt herumreisen zu können. Wohl war es möglich, sich als Heizer oder Seemann anheuern zu lassen, doch waren die meisten arbeitsscheu. Gleichwohl erlebte er nie, dass einer von ihnen wegen eines Verbrechens von der Polizei gesucht oder weggeholt wurde. Sie begnügten sich damit, wie Zugvögel dort zu leben und Futter zu suchen, wo es ihnen gerade passte.

Nach dreiwöchigem Schlaraffenleben überlegte sich Fred, ob es nicht tunlicher wäre, heimzureisen und zu arbeiten. Er befasste sich ernstlich mit diesem Entschluss und wollte aufs Schweizer Konsulat gehen, um sich heimschicken zu lassen. Doch als er von seinen Kameraden Abschied nahm, legte eben eine blendend weiße Jacht an einer Mole an. Am Heck wehte das Sternenbanner Onkel Sams, und am Masttopp flatterte der Jachtwimpel, der in Rot und Blau auf weißem Grund eine Schwalbe und einen querliegenden Anker aufwies.

Die Jacht bewirkte, dass Fred seinen Vorsatz, nach Hause zurückzukehren, vergaß. Er war nur noch von dem einen Wunsch beseelt, auf diesem Schiff die Meere zu befahren. Mit Sperberaugen beobachtete er alle Vorgänge an Bord. Ein Matrose hängte ein Schild an die Reling neben dem Fallreep. Die Aufschrift lautete, dass der Zutritt an Bord verboten sei. Trotzdem begab Fred sich an Bord, unter der Seilsperre durchschlüpfend. Ein herbeieilender Deckoffizier fasste ihn barsch am Arm und wollte ihn zum Fallreep befördern. Fred

sträubte sich heftig und bat, als Schiffsjunge auf der Jacht angeheuert zu werden. Der unwillige Offizier versuchte ihn gewaltsam wegzuweisen. Doch wie im Märchen erschien als Fee Miss Hamfries, die Besitzerin der Jacht. Der Offizier musste Freds Arm loslassen. Aufgeregt stammelte der Jüngling, ob er die Fahrt nicht als Schiffsjunge mitmachen könne; dabei strahlten seine Augen die Amerikanerin unverwandt an. Sein zielbewusstes Auftreten machte ihr Eindruck; nachdem sie ihn kritisch gemustert hatte, sagte sie: «Gut, mein Junge» und führte ihn zum Kapitän. Nach kurzer Rücksprache musste er seine Personalien angeben, worauf er dem Kapitän seinen Fahrradschein übergab. Auf dem Deck, das MissHamfries reserviert war, wurde er in einer schmucken Kabine einquartiert. Kaum hatte er sich darin umgesehen, da erschien die Amerikanerin mit zwei Doggen und befahl ihm freundlich, die Leine zu nehmen und mit ihr an Land zu gehen. In der Stadt besorgte sie Fred Matrosenanzug, Tellermütze, Hemd und Sandalen. Als sie an Bord zu-rückgekehrt waren, musste ein Matrose ein schwarzes Seidenband um die Mütze anbringen, auf dem die Aufschrift «S/Y Cincinnati» in goldenen Buchstaben eingestickt war. Eine kleine Enttäuschung blieb Fred nicht erspart; anstatt die Arbeiten eines Schiffsjungen zu verrichten, hatte er täglich einen grüngelben Papagei, eine schwarze Ziege und eine weiße Maus zu betreuen. Des Weiteren bestand seine Pflicht darin, Miss Hamfries mit beiden Hunden zu begleiten, sooft sie an Land ging. Als sie ihn ihrer Besatzung vorstellte, drückten ihm einige Matrosen so fest die Hand, dass er fast aufgeschrien hätte.

Zwei Tage später lief die Jacht aus und nahm Kurs nach Neapel. Das schmucke Schiff verdrängte über tausend Tonnen; die Maschinen entwickelten eine Durchschnittsgeschwindigkeit von zehn englischen Seemeilen in der Stunde. Die Matrosen begannen die Decks vom

Kohlenstaub reinzuwaschen. Fred schaute ihnen singend zu. Es fiel ihm auf, dass fast sämtliche Matrosen tätowiert waren. So äußerte er den Wunsch, ebenfalls tätowiert zu werden. Unter der Zusicherung, dass er Miss Hamfries keinen Namen nennen werde, tätowierte ihm ein Matrose mit schwarzer und roter Tusche die Jachtflagge mit dem Sternenbanner auf den rechten Unterarm. Es war schmerzhaft, und es fiel ihm nicht leicht, die Pein an seinem geschwollenen Arm zu verbergen. Verstohlene Blicke auf die hübsche Tätowierung ließen ihn die Schmerzen jedoch für Augenblicke vergessen.

Die Jacht nahm noch Kurs auf Sizilien. Auf diese Weise fand Fred Gelegenheit, das noch unversehrte Messina zu besichtigen. Wäre er Hellseher gewesen, so hätte er voraussehen können, dass er einige Jahre später das vom Erdbeben zerstörte Messina als Freiwilliger der französischen Kriegsmarine wiedersehen werde. Der Hilfskreuzer «Duc d'Aumale» legte am Silvestertag 1915 in Messina an, und Fred erlebte dort, von Offizieren begleitet, den Jahreswechsel in Gesellschaft einer schönen Frau.

Die Jacht kreuzte um Sizilien und legte in den Hafenstädten Palermo, Marsala und Catania an. Fred musste jeweils mit der Amerikanerin an Land gehen, um die Läden anzusehen. Er durfte sich jedes Mal etwas wünschen, und Miss Hamfries kaufte es ihm.

Hernach ging die Fahrt nach der Adria. Im Golf von Taranto geriet die Jacht in ziemlich bewegte See und ebenso in der Meerenge von Otranto. In Rimini wurde erstmals im Adriatischen Meer angelegt. Fred musste mit der bildhübschen Amerikanerin nach San Marino fahren, wo sie viele Briefmarken kaufte, die sie Bekannten schickte. Acht Tage später kreuzte die Jacht vor Istrien in der Nähe des österreichischen Kriegshafens Pola, und wieder einige Tage später warf die «Cin-

cinnati» am frühen Morgen vor Venedig Anker. In einer Gondel fuhren die beiden durch die Kanäle der Lagunenstadt und schritten dann über einige uralte Brücken und malerische Plätze.

Wie vom Donner gerührt war Fred, als er an einer Häuserfassade das Wappenschild des Schweizer Konsulats gewahrte. Er wurde von einem Alpdrücken befallen, als er Miss Hamfries in dieses Gebäude folgen musste, und er wagte keine Frage an sie zu richten. Das schöne, sorglose Leben an Bord der Jacht platzte wie eine Seifenblase. In der Konsulatskanzlei kam der Fahrradausweis zum Vorschein. Dem Weinen nahe, dachte Fred daran, wegzulaufen, dann besann er sich eines anderen und flehte Miss Hamfries an, ihn nach Amerika mitzunehmen. Aber gegen die Bestimmungen ließ sich nichts machen; sie durfte den Minderjährigen nicht anheuern. Das Herz war ihm schwer, als sie das Seidenband an seiner Mütze entfernte und ihm die kahle Kopfbedeckung zurückgab. Mit mildem Lächeln schenkte sie ihm hundert Dollar, und mit einem Kuss auf die Stirn und einem festen Händedruck nahm sie Abschied von ihm.

Fred befolgte willig die Anordnungen des Konsularbeamten, der ihm einen Stuhl anbot. Er hörte, wie der Schlüssel im Türschloss umgedreht wurde - er war eingesperrt. Noch am selben Vormittag musste er sein Geld abgeben und mit dem Kanzlisten zum Bahnhof gehen. Sie bestiegen den Zug nach Mailand. Auf dem Mailänder Konsulat teilte man ihm mit, dass er unverzüglich nach Chiasso weiterfahren müsse. Der nächste Zug ging in einigen Stunden. Er schlenderte durch die Stadt, bis er zu einem Park kam; hier setzte er sich auf eine Bank und überlegte, ob es nicht besser wäre, auszureißen, statt nach der Heimat zu fahren. Er wählte die Freiheit und nächtigte im Stadtpark. Nach Tagesanbruch lief er den Tramschienen entlang. Es war acht

Uhr, als er bei einer Fensterfabrik anlangte. Beim Büroeingang stand ein Herr, den Fred fragte, ob er in der Fabrik arbeiten könne. Nach Alter und Herkunft befragt, antwortete er dem Herrn, dass er Schweizer und sechzehn Jahre alt sei. In väterlichem Ton gab ihm der Herr den Bescheid, er sei noch zu jung und müsse die Einwilligung seiner Eltern vorlegen. Enttäuscht ging Fred mit knurrendem Magen weiter. Vor dem Schaufenster einer Bäckerei und Konditorei stand er still und betrachtete sehnsüchtig die ausgestellten Backwaren. Seine Lage dünkte ihn so trostlos, dass er mit dem Gedanken spielte, zum Konsulat zu gehen, mit einer Ausrede Fahrradausweis und Geld in Empfang zu nehmen und doch heimzureisen.

Plötzlich sah Fred ein halbes Dutzend mit Segeltuch bedachte Zigeunerwagen daherkommen. Die Wagenlenker der rassigen Zweiergespanne wirkten wie Zirkusartisten. Straff hielten sie die Zügel in den Händen, standen mit gespreizten Beinen vor dem Bock und knallten mit der Peitsche, dass man es weitherum hören konnte. Unter hohen Platanen brachten sie ihre Wagen zum Stehen und spannten die schäumenden Pferde aus. Nachdem die Zigeuner die Pferde gefüttert und getränkt hatten, entfernten sie sich mit ihrem Sippenführer. Frauen zündeten vor dem Wagenpark ein Herdfeuer an, um das Nachtessen zu bereiten.

Fred ließ seinen Vorsatz fallen und näherte sich ein wenig zögernd dem Zigeunerlager. Schließlich fasste er Mut und fragte eine Zigeunerin, die ihn beobachtet hatte, ob er wohl mit ihnen zusammen reisen dürfe. Mit einem heiseren Lachen antwortete die Frau, dass er den «Capo» fragen solle, wenn er zurückkomme, und lud ihn ein, auf einem Hocker Platz zu nehmen. Nach einer Weile verabreichte sie ihm eine Tasse schwarzen Kaffee. Nachdem ein halbwüchsiges Mädchen ihm die Tasse



nachgefüllt hatte, fragte ihn eine Matrone, ob er lesen könne. Als er bejahte, brachte sie aus dem Wagen eine hölzerne Schatulle, der sie eine Menge vergilbte und abgegriffenen Briefschaften entnahm, und bat ihn, sie ihr nacheinander langsam vorzulesen. Er kam dem Verlangen nach, so gut er konnte. Die Zigeunerin nickte beifällig; hin und wieder musste er warten, während sie den anderen Erläuterungen abgab.

Kurz vor Mitternacht gingen die meisten Frauen schlafen, und gleich darauf erschien der Zigeunerhauptmann mit seinen Männern. Seine Frau teilte ihm Freds Begehren mit. Wortlos betrachtete ihn der Capo eine Weile, und schließlich fragte er Fred, wer er sei, woher er komme, und wohin er wolle. Als Fred ihm Auskunft gegeben hatte, zeigte sich der Zigeunerhauptmann gewillt, ihn mitzunehmen. Im Wagen wies er ihm kurzerhand einen Winkel an, wo er schlafen sollte, und überließ ihm ein Kissen und eine Wolldecke; dann legte er sich im Dunkeln zu seiner Frau ins Bett. Es war still geworden im Lager; Fred vernahm nur noch das Scharren der Pferde neben dem Wagen.

Als er am frühen Morgen erwachte, standen die Wagen fahrbereit auf der Straße. Die Matrone verabreichte

Fred wiederum schwarzen Kaffee, diesmal mit Brot, und dann durfte er neben dem Zigeunerhauptmann auf dem Bock Platz nehmen und sich während der Fahrt mit ihm unterhalten. Er erfuhr, dass die Sippe nach Alessandria fahren wollte und von dort weiter nach Turin.

Schon am ersten Reisetag, als abends die Wagen geparkt, die Pferde betreut waren und die Sippe um ein Lagerfeuer saß, beschloss der Zigeunerhauptmann, Fred die fünfzehnjährige Maruja als Frau zu geben. In Turin wollte er ihnen einen eigenen Wagen anschaffen, bis dahin musste die nette, folgsame Maruja ihre Schlafstätte mit Fred teilen.

Eine Woche nach dem Verlöbnis der beiden wurde Fred von einem italienischen Bauern erwischt, als er nächtlicherweile Orangen zu stehlen versuchte. Der Bauer merkte sehr bald, dass Fred kein echter Zigeuner war. Er verzieh ihm den Diebstahl, redete ihm väterlich zu und machte ihm klar, dass er gut daran täte, das Zusammenleben mit den Zigeunern aufzugeben.

Fred ging mit dem Bauer nach Hause. Unterwegs erzählte er ihm von seinen Eltern und Geschwistern, und was er alles bisher erlebt hatte.

Der Bauer bat Fred, bei ihm zu bleiben. Er hätte ihn am liebsten an Sohnes statt angenommen, um einen Erben zu haben und für seine Töchter einen Bruder. Die Mutter der vierzehn- und sechzehnjährigen Mädchen war vor einem Jahr gestorben, und der Vater hatte gelobt, nie mehr zu heiraten.

Als Fred im Hause des Bauern schlief, träumte er, dass seine Mutter vor Kummer und Sorgen um ihn gestorben sei. Erschrocken fuhr er aus diesem Traum hoch. Er fand keine Ruhe mehr, und das Heimweh packte ihn dermaßen, dass er den guten Bauern heimlich verließ und sich zu Fuß auf den Weg nach Mailand machte.

Nach langer, mühsamer Fußwanderung gelangte er an eine Holzbrücke, die über den Po führte. In der Mitte der gedeckten Brücke war ein Verschlag, in dem ein Wächter seines Amtes waltete. Er musste von jedem Fußgänger und Fuhrwerk einen bescheidenen Brückenzoll erheben.

Statt eines Soldi überreichte ihm Fred mit verlegener Entschuldigung seine einzige übriggebliebene päpstliche Münze. Der Wächter schien zu begreifen, dass er einen hungrigen Wanderer vor sich hatte, und nötigte Fred, seinen Imbiss aus Käse, Brot und Wein mit ihm zu teilen. Er schenkte Fred für die päpstliche Münze zwei Lire und ließ ihn die Brücke umsonst passieren. Dankend verabschiedete sich Fred von dem gütigen Mann und wanderte gestärkt und guten Mutes auf einer schnurgeraden, schier endlosen Straße weiter. Drei Tage brauchte er, um nach Mailand zu kommen, wo er sich auf dem Konsulat meldete. Nachdem er sich wegen seines Ausreißens gebührend entschuldigt und erklärt hatte, nun heimreisen zu wollen, übergab man ihm den Rest seines Geldes und den Fahrradausweis.

Fred nahm die Fahrkarte nur bis Chiasso, denn er wollte möglichst Geld sparen, um der Mutter den Rest zu bringen. In Chiasso zog er seine arg mitgenommenen Sandalen aus und lief barfuß. In einem Laden kaufte er eine Ansichtskarte und benachrichtigte die Eltern von seiner bevorstehenden Rückkehr. Die Verkäuferin lachte über den barfüßigen Matrosen und fragte ihn neugierig nach dem Woher und Wohin. Sie lud ihn in der Trattoria nebenan zu einer Limonade ein und bat ihn, ihr nach seiner Heimkehr eine Ansichtskarte zu senden.

Im Weitergehen gelangte er an eine Brücke. Hier holte ihn ein Daimler ein und stoppte. In St. Galler-Dialekt fragte ihn der Autolenker, ob er mitfahren wolle. Erfreut, einmal Auto fahren zu können, stieg Fred ein. Mit

einer Geschwindigkeit von fünfundvierzig Stundenkilometer fuhr der Wagen über die staubige Landstraße. Unvermittelt erkundigte sich der Nebenmann des Lenkers bei Fred, ob er Französisch verstehe. Fred log ihn an und verneinte. So hörte er, wie der Fragende zum Lenker sagte: «Was willst du mit dem Bengel anfangen? Deine Frau wird sich bedanken für solchen Matrosenbesuch.» Darauf erhielt Fred vom Wagenlenker eine Visitenkarte mit einer auf notierten Hoteladresse in Lugano. Dort sollte er auf Kosten von Herrn Wartenweiler absteigen und sich verpflegen lassen, bevor er seinen geplanten Fußmarsch über den Gotthard antrete. An der Stadtgrenze von Lugano hielt das Auto, und Fred wurde abgesetzt. Er war noch keine hundert Schritte gegangen, als er einer Polizei-Patrouille begegnete. Er wurde angehalten und musste sich ausweisen. Er zeigte seinen Fahrradschein und die erhaltene Visitenkarte vor. Zu seiner Verwunderung ließ man ihn nicht gehen, sondern führte ihn auf den Posten, nahm ihm alles ab und sperrte ihn wegen Vagabundierens ein. In der Zelle befanden sich bereits zwei deutsche Burschen, Weltenbummler wie er. Um drei Uhr nachts kam ein Betrunkener dazu, der sich sehr unliebsam bemerkbar machte.

Um sechs Uhr früh führte die Polizei Fred und die beiden Deutschen zur Bahn, um sie abzuschieben. Er erhielt weder sein Geld noch seinen Fahrradausweis zurück. Er widersetzte sich nicht, da er annahm, er werde sein Eigentum später wieder erhalten. Der Gotthardzug rollte ab, mit den drei Burschen in der Zelle des Gepäckwagens. In Göschenen wartete der Zugführer vergebens auf den Kantonspolizisten, der die Häftlinge hätte in Empfang nehmen sollen. Schließlich öffnete er die Zelle, übergab Fred den Transportschein und sagte ihm, er dürfe sie nicht weiter mitnehmen, sie sollten

selbst sehen, wie sie weiterkämen. Die Deutschen freuten sich über die Chance und zogen Fred in einen Winkel, wo sie ihm den Transportschein entrissen und vernichteten, worauf sie sich aus dem Staube machten. Ergrimmt über ihre Frechheit, suchte Fred oben im Dorf den Posten der Kantonspolizei auf und meldete den Fall. Ungehalten ob seiner Versäumnis, empfahl der Gendarm ihn der Obhut seiner Frau und fahndete auf seinem Fahrrad nach den Flüchtigen. Fred erfuhr durch die Frau, dass er fortan von einem Kanton zum andern bis zur Heimatgemeinde abgeschoben werde.

In der zweiten Etappe kam er ins Arrestlokal unter dem Dach des Rathauses von Schwyz. Erst am dritten Morgen wurde er in aller Frühe von einem Landjäger abgeholt. Wieder saß er dann in der Zelle eines Gepäckwagens, diesmal auf der Fahrt nach Luzern, wo er im Regierungs-gebäude auf dem Hauptposten der Kantonspolizei verhört wurde. Vergebens beteuerte er, dass man ihm in Lugano sein Geld und den Ausweis abgenommen und nicht zurückerstattet hatte. Man glaubte ihm einfach nicht und sperrte ihn für weitere zwei Tage ein. In der vierten Etappe begleitete ihn ein Landjäger bis Willisau. Der Wachtmeister von Willisau war ein guter Mann; er schenkte Fred Hosen, Hemd und Schuhe. Nach zwei Tagen Arrest kam die fünfte und letzte Etappe an die Reihe. Zu Fuß musste er neben dem radfahrenden Landjäger herlaufen. Es war ein heißer Sommertag, der Durst verursachte. Vor dem Landgasthof in Ettiswil floss aus einer Brunnenröhre ein kühler Wasserstrahl. Nachdem sich beide erfrischt hatten, sagte Fred wehmütig zu dem Landjäger: «Wäre mir mein Geld nicht weggenommen worden, so könnte ich Sie jetzt zu einem Schoppen einladen!» Wieder folgte er wie ein Hund dem radelnden Polizisten auf der staubigen Straße. Im Vorgelände des Roßbergs wurde Gras gemäht. Hier blieb der Landjäger bei einem Mäher stehen,

begrüßte ihn als Gemeindeammann Hunziker von Wauwil und übergab ihm seinen Häftling. Der Dorfgewaltige musterte Fred mit kritischer Miene und sagte abschätzig zum Landjäger: «Das scheint mir ja ein nettes Früchtchen zu sein!»

Während der Polizist ein Glas Apfelwein erhielt, musste sich Fred auf den Boden setzen und warten. Da er sich langweilte, bat er um die Erlaubnis, mitzuhelfen. Zweifeind erwiderte der Ammann, dass er auf See wohl kaum mähen gelernt habe, gab ihm aber gleichwohl eine Heugabel und einen Rechen. So behend und geschickt machte sich Fred an die Arbeit, dass der Ammann seine Meinung über das «Früchtchen» änderte. Nach dem Nachtessen wurde Fred gefragt, ob ihm das Reisegeld zur Heimfahrt von der Gemeinde vorgestreckt werden solle, oder ob er eine andere Lösung vorschlage. Er äußerte den Wunsch, beim Ammann zu bleiben, um bei der Heuernte zu helfen und das nötige Reisegeld selbst zu verdienen. Erfreut über die Antwort willigte der Ammann ein. Seine junge Frau, die noch keine Kinder hatte, brachte Fred in eine saubere, schmucke Kammer. Im Nu wussten es alle im Dorf, dass ein Schiffsjunge angekommen sei.

Die Arbeit ging Fred ganz leicht von der Hand, und die Zeit verstrich schnell, weil er sich wohl fühlte. Der Postbote brachte einen Reisekorb mit Brief, Fahrkarte, Wäsche und Kleidern. Den verdienten Lohn brachte Fred seiner Mutter. Sie weinte vor Wiedersehensfreude mit dem «verlorenen Sohn». Die Raten für das Fahrrad hatte die gute Mutter durch Einlösung einer Lebensversicherung für ihn entrichtet. Der Vater grollte nicht, und die Geschwister lauschten gespannt seinen Erzählungen. Voller Stolz zeigte er ihnen seine Tätowierung.

Nun verschafften die Eltern Fred eine Lehrstelle in

einer benachbarten Fabrik, die Fädel-. und Bobinenmaschinen für die St. Galler Stickerei -Industrie herstellte. Sein Vorgesetzter war der Mechaniker Rüssi, der Exzenter und Kugellagerschalen im Akkordlohn verarbeitete. Da sich Fred durch rasches Auffassungsvermögen und Fleiß auszeichnete, wurde er eine wertvolle Hilfe, zumal es bei ihm keinen Ausschuss gab. Aus Anerkennung und zur weiteren Ermunterung erhielt er von Rüssi an jedem Zahltag ein ansehnliches Trinkgeld. Fred zeigte sich auch geschickt in der Handhabung von Werkzeugmaschinen. Nach Feierabend begab er sich oft zu dem Slowaken Alois Czerne, der als Mechaniker in der Fabrik arbeitete und in seinem Zimmer neben dem Hafenbahnhof an einer Erfindung bastelte. Eine Veston-Ausschneidmaschine sollte ihm später großen Erfolg einbringen. Czerne fand, dass Fred viele gute Einfälle hatte, die sich für seine Erfindung verwenden ließen.

Während Freds Lehrzeit wurde im Jahre 1908 eine neue Militär-Organisation ins Leben gerufen. Demnach konnte sich jeder Schweizer Jüngling vorzeitig rekrutieren lassen, sofern er den erforderlichen Ansprüchen genügte. Fred meldete sich als Sechzehnjähriger freiwillig und wurde als diensttauglich befunden. Man riet dem Mechaniker Lehrling, sich bei der Gebirgsartillerie einteilen zu lassen, bei welcher er Batterie-Mechaniker werden könne. Diesen Rat befolgte er freudig, und so wurde er Rekrut bei der Gebirgsbatterie 5 der achten Division.

Als es endlich soweit war, dass er mit kahlgeschorenem Schädel in die St. Galler Kaserne einrücken musste, war er außer sich vor Stolz und Freude, im Zeughaus die persönlichen Effekten entgegennehmen zu dürfen. Nachdem er eingekleidet und ausgerüstet war, kam er sich vor wie ein römischer Legionär. Die Schulbatterien 5 und 6 der St. Galler und Appenzeller wur-

den dann in einen Extrazug nach Chur gebracht.

Zur unvergesslichen Erinnerung an die Rekrutenschule in Chur wurde ihm der tragische Freitod seines verehrten Bündner Leutnants von Taverna. Als die Kanoniere eines Tages auf Befehl des Schulkommandanten strafweise mit vollgepacktem Tornister über Hindernisse rennen sollten, bis sie zusammenbrachen, befahl der Leutnant seinen Leuten «Sammlung». Sie mussten sich im Kreis um ihn herum aufstellen und sich ins Gras setzen. Während die Mannschaft erschöpft im Gras saß, erzählte ihnen der Leutnant von seinen geliebten Bündner Bergen. Da kam der Schul- und Platzkommandant, ein Major, um die Ecke der Kaserne. Als er die Rekruten gemächlich im Gras sitzen sah, statt über Hindernisse zu rennen, schrie er den Leutnant vor allen Rekruten an und beleidigte ihn derart, dass seine Offiziersehre tief verletzt wurde. Der Leutnant, der diese Schmach nicht verwinden konnte, schoss sich eine Kugel in den Kopf.

Ein andermal wurde Fred mit einem Adjutanten während eines Scharfschießens zur Zielbeobachtung abkommandiert. Das Feuer wurde von Oberleutnants geleitet. Der Adjutant und Fred befanden sich in einer Geröllhalde, von wo aus sie die Granaten-Einschläge in einem nicht weit entfernten Ziel beobachteten. Es folgte eine Feuerpause, in der das verabredete Fahnenschwenken zum Zielwechsel vergessen wurde. Beim Wiedereinsetzen des Geschützfeuers sausten die Granaten mitten in ihren Beobachtungsposten herein. Geistesgegenwärtig riss der Adjutant Fred mit sich zu Boden und schimpfte auf die Fehlbaren, während Geschoßsplitter und getroffene Steine über ihre Köpfe hinwegflogen. Nach wenigen Granaten-Einschlägen sausten die noch unheimlicheren Schrapnelle heran und krepierten ziemlich hoch über ihren Köpfen. Sie übergossen die Beobachtungsstelle in der Geröllhalde mit einem Hagel

von grobem Schrot. Das war Freds Feuertaufe in einem Leben, das ihm noch manche Ueberraschung bescheren sollte. Bald darauf geriet er mit einem Kameraden unachtsamer Weise während einer Pause in die Feuerlinie eines Schützen-Detachements. Keiner der beiden hatte die rote, sehr große Fahne bemerkt, die hoch in der Krone eines Laubbaumes zur Warnung angebracht war. Plötzlich krachte es aus vielen Gewehrläufen, und die Kugeln pfiffen ihnen unheimlich um die Ohren. Gewitzigt durch sein erstes Abenteuer warf sich Fred platt in einen Geröllgraben, seinen Kameraden niederziehend. Ein lang andauernder Geschoßhagel ging über die beiden hinweg. Als endlich das Feuer eingestellt wurde, machten sie sich rasch aus dem Staube, um nicht entdeckt zu werden und der Strafe wegen ihres leichtsinnigen Eindringens in die Feuerlinie zu entgehen.

Kurz darauf brach in der Kaserne Chur unter den Infanteristen Genickstarre aus. Die Schulbatterien kamen in Quarantäne, und sämtliche Mannschaften mussten mit einer Lysol-Lösung gurgeln. Nach der Quarantäne wurde die Gebirgsbatterie 5 nach Samaden versetzt, wo sie Kantonnemente bezogen. Nach sechs Wochen wurde Fred vom Dienst dispensiert, weil er die restliche siebente Woche im Herbst in Thun absolvieren sollte.

Dieses zweite Einrücken im selben Lehrjahr wurde ihm zum Verhängnis. Er wurde in der Maschinenfabrik aus seiner unvollendeten Lehre fristlos entlassen, mit der Begründung, dass er mit dem freiwilligen Militärdienst den Lehrvertrag verletzt habe.

Sein Vater verhalf ihm zu einer Stelle im Depotdienst der Bundesbahnen in Rorschach. Fred musste die Leucht-gasbehälter der Personenwagen auffüllen und an den neuen Dreiachsern die verbrauchten Batterien auswechseln. Die übrige Arbeit bestand in der Reinigung von Wagenabteilen, Fensterscheiben und Wagen-Außenseiten. Diese Tätigkeit sagte ihm keineswegs zu.

Er wäre gern Zugsschaffner geworden; aber da er keine höhere Schule besucht hatte, wurde er, als er sich bewarb, trotz seinen Sprachkenntnissen abgewiesen.

Er schrieb deshalb eines Tages an den Afrika-Onkel in Harrar und bat ihn um Rat. Die kurze Antwort lautete: «Sofort nach Abessinien kommen.»

2. KAPITEL

Vorbereitungen zur Auswanderung - Leben an Bord der «Havraise» - Erlebnisse in Aegypten - Durch den Suezkanal und das Rote Meer - Ein Abenteuer an Bord - Ende der Seereise - Djibouti im Jahr 1910 Eine Fahrt mit der Djibouti-Bahn - In Dirre-Daua – Mit einer Karawane nach Addis-Abeba

Nach den Anweisungen seines Onkels ließ sich Fred vom Schreiner zwei hölzerne Transportkisten anfertigen, deren Kanten und Ecken mit Metallbeschlägen versehen wurden. Dazu kaufte er sich einen kleinen Colt mit Munition. Darüber erschrak seine Mutter; sie hegte den frommen Wunsch, dass er die Waffe nie gebrauchen müsse.

Im März 1910 verließ der achtzehnjährige Fred die Heimat. Seine weichherzige Mutter hatte bereits seit einer Woche wegen des bevorstehenden Abschieds geweint. Darum brachte er den Mut nicht auf, sich von ihr zu verabschieden, zumal niemand voraussagen konnte, ob sie einander wiedersehen würden. In aller Herrgottsfrühe stand er auf und schlich wie ein Dieb aus dem elterlichen Hause. Sein Gepäck hatte er schon tags zuvor auf die Bahn gebracht und nach Bern aufgegeben. An diesem Tage hatte sein Vater Frühdienst, und da Fred noch einige Stunden auf dem Bahnhof warten musste, befürchtete er, vom Vater entdeckt zu werden. Als er dann im Schnellzug saß und zum offenen Fenster hinausschaute, erspähte ihn sein Vater und bat ihn gerührt, doch daheim zu bleiben. Aber Fred blieb bei seinem Entschluss.

Der Zug kam ins Rollen; der Vater lief nebenher,

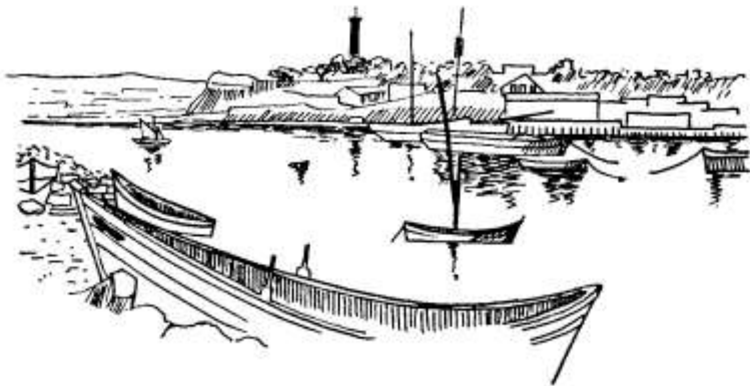
reichte ihm mit nassen Augen die Hand und rief ihm zu: «Bub, vergiss den Herrgott nicht!»

In Bern traf er die Familien seiner beiden Vettern, die mit nach Abessinien reisten, in größter Regsamkeit an. Hier gab es keine Tränen. Der eine Vetter war zwanzig, der andere achtundzwanzig Jahre alt. Obwohl Fred der jüngste war, wurde er zum Reisemarschall ernannt; Georg übernahm das Amt eines Mandolinenspielers, und Richard, der älteste, verwaltete die Kasse. Das umfangreiche Gepäck wurde an die Reederei der «Havraise-Penninsulaire» in Marseille gesandt. Die Schiffsplätze hatte der Onkel beizeiten gebucht.

Am 12. März 1910 traten sie die weite Reise an. Im Genfer Bahnhof musste Fred erstmals bei der Zollabfertigung und Passkontrolle seine französischen Sprachkenntnisse beweisen. In Bellegarde dauerte die Pass- und Zollabfertigung eine volle Stunde, weil Pässe und Gepäck gründlich geprüft wurden. Die drei Vettern hatten beträchtliche Mengen Chinin mitgenommen. Seit Beginn der Reise nahmen sie das Medikament täglich bis zu ihrer Ankunft in Hosanna ein. Chinin, das beste Mittel gegen Malaria, braucht etliche Zeit, bis es im Blut wirksam wird, dann aber hält die Wirkung lange Zeit an, auch wenn man es nicht mehr einnimmt.

In Marseille begaben sie sich sofort zum Hotel Suisse beim Bahnhof St. Charles. Zum sichtlichen Verdruss der dienstbeflissenen Gepäckträger trugen sie ihr Handgepäck selbst.

Am folgenden Tag kauften sie ihre Tropenkleider, Helme und hohe Schnürschuhe mit Ledergamaschen. Her-nach schlenderten sie durch die engen, dunklen Hafen-gassen. Stellenweise wurden sie von aufdringlichen Dirnen behelligt, die sich nicht leicht abschütteln ließen. Mit einem kleinen Touristen-Motorboot machten sie einen Abstecher nach dem Château d'If und besichtigten dort die Zelle und den Fluchtausgang des Grafen



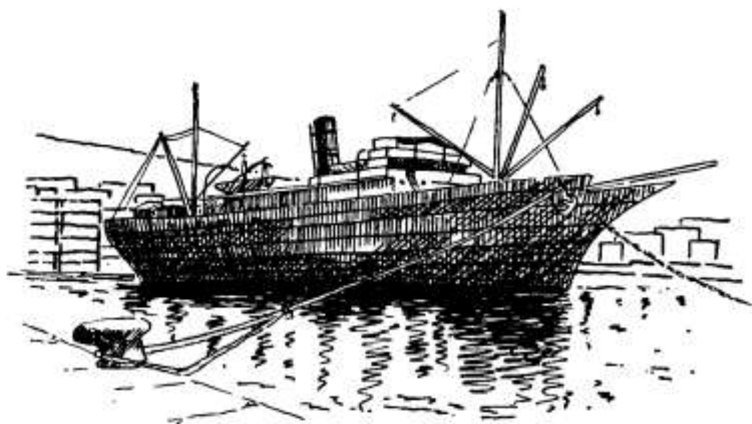
von Monte Cristo. An Land zurückgekehrt, stiegen sie zur Kathedrale Notre Dame de la Garde hinauf und ergötzten sich an der wunderschönen Aussicht über die zweitgrößte Hafenstadt Frankreichs.

Am 14. März holten die drei ihre Schiffskarten auf dem Büro der Reederei und fuhren zur Mole, wo die «Havraise» vor Anker lag. Fred gefiel der formschöne, nach vorn wuchtig ausladende Bug des Schiffes, an dem eine kecke Nymphe ihre entblößte Brust Neptun darbot. Die «Havraise» war so ausgestattet, dass sie im Falle einer Maschinenpanne Segel setzen konnte.

An Bord wurden sie freundlich empfangen. Man nahm ihnen das Handgepäck ab und führte sie in ihre gemeinsame Kabine. Das große Gepäck war bereits vor einer Ladeluke aufgestapelt und wartete darauf, im Laderaum verstaut zu werden. Die Kabine hatte zwei Bullaugen und drei übereinanderliegende Kojen. Während sich Richard und Georg in der Kabine einrichteten, eilte Fred durch den Speisesaal an Deck, um beim Einladen der Güter zuzusehen.

Die ganze Nacht hindurch ratterten unaufhörlich etliche Kräne, und in Abständen vernahm er schrille Pfeifsignale oder laute Kommandorufe. In der Morgenfrühe sollte die «Havraise» klar zur Ausfahrt sein, aber in letzter Stunde wurden noch mehr Güter herbeige-

schafft, und das Einladen nahm seinen Fortgang. Als endlich die Luken geschlossen und mit Blachen wasserdicht abgeschlossen waren, erschien nochmals Ladegut mit Barackenmaterial für das zerstörte Messina. Um sieben Uhr abends verstummten die Kräne, die Schiffssirene heulte zum zweiten-mal. Ein Kutter und ein Motorboot fuhren an die «Havraise» heran; das Boot brachte den Lotsen und den Kapitän an Bord. Das Fallreep wurde hochgezogen. Der Lotse machte sein Motorboot mit einem Schlepptau fest. Auf Backbord schloss sich die große Luke nach einer allerletzten Ladung mit frischen Gemüsen, Früchten und anderen Lebensmitteln für die Kombüse. Die armdicken Taue wurden mit einer Winde an Deck geholt und aufgerollt. Vom Bord des Schleppers warf ein Matrose sein Seil nach dem Bug der «Havraise», wo es aufgefangen wurde. Mit diesem Seil wurde das Drahtseil heraufgezogen, das die «Havraise» langsam von der Mole wegzog. Das Drahtseil spannte sich so straff, dass es schien, als würde es jeden Augenblick zerreißen. Gemächlich bugsierte der Schlepper das Schiff in die Fahrrinne des Hafenausganges. Die Sirene heulte zum letzten Mal, die Positionslichter waren angezündet, ein kurzer, schriller Pfiff, und dann klatschte das schwere Drahtseil des Schleppers ins Wasser. Fred spürte ein leises Zittern des Schiffskörpers in seinen Füßen, die Schiffsschraube begann sich zu drehen. Auf Steuerbord plätscherte das Kühlwasser der Maschinen als munteres Sturzbächlein aus dem Schiffsleib hervor. Als das Schiff den Leuchtturm passierte, hörte Fred von weitem die Sirene des zurückfahrenden Schleppers und von der Kommandobrücke her laute Zurufe zur Wachmannschaft des Leuchtturms. Von drüben riefen sie «Gute Fahrt» herüber. Die Maschinen liefen bereits auf halben Touren, fast lautlos glitt das Schiff aus dem Hafen ins offene Meer hinaus. Der Lotse brachte die «Havraise» auf den richtigen Kurs



und übergab dem bereitstehenden Steuermann.

Dann verließ er über die schwankende Strickleiter das Schiff und kehrte mit dem Motorboot nach dem Hafen zurück. Es folgte ein Dröhnen und Zittern durch den ganzen Schiffsleib, als die Maschinen auf volle Tourenzahl geschaltet wurden. Wie ein Pflug Durchschnitt der Schiffsbug das nasse Element. Unter dem bestirnten Himmel bewunderte Fred das vorüberhuschende Lichtermeer der Hafenstadt. Schließlich machte er sich zum Abendessen bereit. Nach den ersten Gongschlägen wurden die im Speisesaal versammelten Passagiere miteinander bekannt gemacht und rund um den langen Speisetisch gruppiert. Obenan saß der Kapitän als einziges Mitglied der Schiffsbesatzung. Fred erhielt seinen Platz zwischen den Damen Miècaze und Champènois, die beide der Pariser Haute Couture angehörten und nach Madagaskar zu ihren eigenen Modesalons zurückkehrten. Ihm gegenüber saß der französische Kaufmann Beltrand, der sich nach Aden begab, wo er einen Basar besaß. Zur Linken Beltrands saß ein französischer Franziskaner-Pater, der nach Majunga wollte, und zur Rechten ein französischer Plantagenbesitzer mit seiner sechzehnjährigen Tochter Esther. Von den übrigen

Tischgenossen wusste Fred nur, dass sie in der Mehrzahl nach Sansibar und Madagaskar reisten.

Mit Vorliebe saß Fred tagsüber rittlings auf der Reling, rauchte ägyptische Zigaretten und schaute unentwegt auf das Meer. Sooft Esther ihn in dieser beängstigenden Stellung sah, bat sie ihn, von der Reling herunterzusteigen, weil der Anblick sie erschrecke. Ein Schiffsoffizier lieh Fred ein interessantes Buch, und als er, im Liegestuhl sitzend, darin blätterte, schaute ihm Fräulein Miècaze über die Schulter. Kaum hatte sie einen Blick in das Buch geworfen, entriss sie es ihm, lief damit weg und brachte ihm ein anderes, da sie offenbar um sein Seelenheil besorgt war.

Im Golf du Lion begann die See rauer zu werden. Das schwer beladene Schiff lag gut im Wasser und schlingerte nur wenig; aber es genügte, dass Richard und Georg sowie einige andere Passagiere seekrank wurden.

Zuweilen blamierte sich Fred bei Tisch. Es gab viele ihm unbekannte Speisen, unter anderen Artischocken, die er für Knospen von Seerosen hielt. Er fand die Franzosen sonderbar, weil sie solche Knospen mit Stacheln als genießbar betrachteten. Mit Messer und Gabel zerschnitt er die Artischocken und verzehrte sie mit Stumpf und Stiel. Oben am Tisch lächelte der Kapitän und sagte scherzhaft zu Fred, sein guter Appetit freue ihn. Zu spät bemerkte Fred, wie die übrigen Tischgenossen die Artischocken sorgfältig behandelten, um die Bissen mundgerecht zu machen.

Ein andermal wurde ein Fleischgericht serviert, das wie eine aufgesprungene Wurst aussah. Er steckte seine Gabel hinein und wollte sich eine Scheibe abschneiden. Trotz aller Mühe brachte er es nicht fertig, und sein Tischmesser wurde stumpf. Auch diesmal schmunzelte der Kapitän und befahl blinzelnd dem Steward, Fred ein besseres Messer zu bringen. Wieder versuchte

er die seltsame Wurst zu zerschneiden, aber ohne Erfolg. Als er verlegen um sich blickte, sah er, dass seine Tischgenossen aus dem Fleischstück einen beringten Silberschaft herauszogen, wodurch die vermeintliche Wurst in viele Scheiben zerfiel. Von nun an war er gewitzigter und wartete jeweils, bis die anderen zu essen begonnen hatten.

Mittlerweile war die «Havraise» auf der Höhe der Insel Stromboli angelangt. Aus dem feuerspeienden Schlund des Vulkans stiegen unaufhörlich feurige Garben zum nächtlichen Himmel empor. Es war schaurig schön anzusehen; Fred dünkte es unbegreiflich, dass am Fuß dieses gefährlichen Berges, der allein eine Insel bildete, Menschen wohnen konnten.

In der Meerenge von Messina staunte Fred über die starke Meeresströmung; er hatte das Gefühl, als ob der Dampfer stromaufwärts fahre. Im zertrümmerten Hafen von Messina wurde die Schiffsladung gelöscht. Die völlig zerstörte Stadt bot einen erschreckenden Anblick; immer noch - ein Vierteljahr nach dem Erdbeben - wurden Leichen aus den Trümmern geborgen. Bei Catania betrachteten die Passagiere mit gemischten Gefühlen den immer noch tätigen Ätna, dem 200 000 Menschen zum Opfer gefallen waren.

Die Insel Sizilien entschwand allmählich den Blicken der Reisenden; von neuem war die «Havraise» nur von Himmel und Wasser umgeben. Nach weiteren drei Tagen und drei Nächten erreichte sie den afrikanischen Kontinent bei Port Said. Durch eine Fahrrinne, die mit Bojen abgegrenzt war, glitt sie langsam in den Hafen. Das weithin sichtbare Denkmal von Lesseps, dem Erbauer des Suezkanals, erregte nur bei jenen Passagieren Anteilnahme, die es - wie die drei jungen Schweizer - zum ersten Mal sahen.

Der Steward teilte den Reisenden mit, dass sie bis sieben Uhr abends an Land gehen könnten. Die Vettern

hatten erstmals ihre Khakianzüge und Tropenhelme angezogen, und das war ein großer Fehler, denn ganze Schwaden zerlumpter, hagerer und dunkelfarbiger Burschen erkannten auf den ersten Blick die Neulinge und stürzten sich auf sie, die einen, um zu betteln, die andern, um Ansichtskarten und Andenken feilzubieten. Da ihnen etwas abgekauft wurde, klammerten sie sich erst recht an die drei. Farbige Polizisten kamen herbei, verjagten die aufdringlichsten Händler und machten von ihren Gummiknütteln ausgiebig Gebrauch. Gleich erschienen andere vor dem Café, wo die drei sich niedergelassen hatten. Zudringliche Schuhputzer knieten mit ihren Holzkistchen vor ihnen nieder, und ohne einen Auftrag abzuwarten, putzten sie ihnen mit größter Behändigkeit die Schuhe spiegelblank. Zufrieden mit dem Zauberwerk, verabreichte Fred dem Putzer obendrein ein Trinkgeld, und auch das war ein Fehler. Infolge seiner Großzügigkeit drängten sich noch mehr Schuhputzer heran und wollten die fabelhaft glänzenden Schuhe nochmals in Behandlung nehmen. Nun wurde es Fred doch zu bunt; er ergriff ein Glas Wasser und goss es dem zudringlichsten ins Gesicht. Sowohl der Begossene als auch die übrigen lachten darüber; sie waren nicht im Geringsten wasserscheu. Als dies der Kellner gewahrte, holte er ein Glas Rotwein und drohte, sie damit zu besprengen. Das wirkte; mit lauten Verwünschungen stoben sie auseinander.

Auch in Port Said gab es Bordelle und Straßendirnen, aber es ging nicht mit der gleichen Aufdringlichkeit zu wie im Hafenviertel von Marseille. Aus offenen, mit Tüchern verhängten Türen strömten exotische Wohlgerüche. Doch die drei hörten eben das wohlbekannte Sirenengeheul der «Havraise» und liefen in Richtung des Kanals zurück. Plötzlich wurden sie durch eine vorwärtsstürmende Kette von Sanitätspolizisten mit Knütteln zurückgedrängt. In dem Quartier, wo sie

sich befanden, war die Pest ausgebrochen. Die verseuchte Gegend wurde deshalb abgesperrt. Die drei bekamen es nunmehr mit der Angst zu tun, denn es war inzwischen höchste Zeit geworden, sich an Bord einzufinden. Zu ihrem Glück wurden sie von dem Franziskaner-Pater erspäht, der sich auf dem nicht abgesperrten Gebiet befand und die schwierige Lage der Schweizer erkannte. Er wandte sich ihrethalben an die Sanitäter und half den jungen Leuten mit Gewalt, den Polizeikordon zu durchbrechen. Dank diesem forschen Missionar gelangten sie noch rechtzeitig zur Mole, wo die «Havraise» klar zur Weiterfahrt war. Bevor sie an Bord gingen, kamen einige zerlumpte Bettler auf sie zu und baten um «Bakschisch». Der Pater gab ihnen einige Münzen, die ihnen jedoch zu wenig schienen. Mit Verachtung warf der eine die Kupferstücke dem Pater vor die Füße und spuckte darauf. Da fasste der Pater den frechen Kerl am Schopf und zwang ihn, das weggeworfene Geld aufzuheben, nahm es ihm weg und verabreichte ihm einen tüchtigen Tritt in den Allerwertesten, zum allgemeinen Beifall der vielen Zuschauer an Bord.

An Bord stellte Fred fest, dass sich viele Deckpassagiere eingefunden hatten, die jeden erdenklichen Platz besetzten. Darunter waren Armenier, Griechen, Araber, Inder, Suaheli und Somali Frauen. Einige hatten Zelte aufgeschlagen, unter denen sie zu viert nebst vielem Hausrat lagen oder kauerten. Nachdem Fred das erste Unbehagen überwunden hatte, knüpfte er mit einigen Hindus und Griechen ein Gespräch an. Er wurde von ihnen eingeladen, Tee und Mokka zu trinken, den sie selbst zubereitet hatten. Ein Lotse war an Bord gestiegen, und etliche Handwerker montierten in aller Eile einen mächtigen Scheinwerfer am Bug des Schiffes. Die «Havraise» fuhr bei einbrechender Nacht durch den Kanal. Die Matrosen begannen mit der gründlichen Wa-

schung aller Decks. Nach der Reinigung spannten sie über Vorder-, Mittel- und Hinterdeck schwere Segeltücher, um die nun täglich heißer werdenden Sonnenstrahlen abzuschirmen. Die Fahrgeschwindigkeit im Kanal war so gemächlich, dass ein Radfahrer, bisweilen sogar ein Spaziergänger am Ufer das Schiff hätte begleiten können. Schnellzüge mit hell erleuchteten Wagen flitzten auf dem rechten Ufer vorüber.

Um sechs Uhr früh ankerte das Schiff vor Suez. Noch blinkten am fernen Ufer die Straßenlaternen im Zwielicht des anbrechenden Tages. Sofort wurde der Scheinwerfer abmontiert, und der Lotse verließ das Schiff.

Fred lag in einem Liegestuhl auf Deck, als Esther erschien, um sich mit ihm zu unterhalten, sehr zum Verdruss ihres ängstlichen Vaters. Sie lieh Fred ihren Feldstecher, damit er eine Schiffsbegegnung im Golf beobachten konnte. Mit Vorliebe belehrte sie ihn über die Namen der verschiedenen Berge längs der rostfarbenen Küste. Am meisten beeindruckte Fred das gewaltige Sinai Massiv. Er fragte das kluge junge Mädchen, warum dieses tiefblaue Gewässer den Namen «Rotes Meer» erhalten habe. Sie antwortete, wahrscheinlich wegen der Wirkung der auf-und untergehenden Sonne, deren purpurner Schein die ohnehin rötlichen Gesteinsmassen der Berge noch röter erscheinen lasse. Fred fragte sie weiter, ob ihr die Stelle bekannt sei, an welcher die Israeliten unter Moses' Führung das Rote Meer durchschritten hatten. Esther war der Auffassung, dass die «Havraise» jenen sagenhaften Ort bei El Kantara während der letzten Nacht passiert hatte. Die Damen Miècaze und Champènois erschienen und forderten die beiden auf, in den Musiksalon zu kommen. Nacheinander spielten sie ihnen Stücke auf dem Klavier vor, und Esther sang dazu. Fred spendete ihr lebhaften Beifall. Er bat die Damen, einige Augenblicke zu warten, damit

er seine Vettern holen könne. Georg brachte seine Mandoline mit und spielte den Damen etwas vor, und schließlich sangen alle drei fröhliche Lieder, wofür sie reichlichen Beifall ernteten, obschon keine der Damen den Text verstanden hatte.

Mittlerweile war die Höhe von Dschebel Gharib erreicht worden, und als sie eine Stunde später das Kap Ras Mohammed passierten, befand sich die «Havraise» schon außerhalb des Golfes im offenen Meer. Die See wurde bewegter, angefacht durch einen Gegenwind. Klatschend und schäumend brachen sich die heranrollenden Wogen am Bug. In kürzester Zeit begann das Schiff zu schlingern, zum Entsetzen von Freds Vettern. Hastig knackten und verzehrten sie eine Menge Haselnüsse, weil man ihnen gesagt hatte, sie würden dadurch von der Seekrankheit verschont bleiben. In den Kabinen surrten unaufhörlich die Ventilatoren. Vor den offenen Bullaugen brachten Matrosen Windfänge an, um die Zugluft aufzufangen und in die heißen Kabinen zu leiten. Fred hielt sich nun meistens vorn im Bug neben der Schiffsglocke auf. Er hatte seine liebe Not, um sich vor dem stetig zunehmenden Winde und den unaufhörlichen Spritzern zu schützen. Auf einmal sah er Schwärme fliegender Fische, die wie Segelflugzeuge im Gleitflug von einem Wogenkamm zum anderen schwebten, die breiten Flossen als Tragflächen benutzend. Auch Delphine näherten sich in großer Zahl dem Schiff, tauchten auf und nieder, schwammen blitzschnell unter dem Kiel durch und schnellten auf der anderen Seite weit über den Wasserspiegel empor. Als sich Fred in die Kabine begab, lagen seine Vettern mit wachsbleichen Gesichtern in ihren Kojen. Die Holztäfelung der Kabine ächzte bei jedem Wellenschlag; es schien fast, als ob der Raum eine sich dehnende und zusammenziehende Handharmonika wäre. Als Fred in seiner obersten Koje

lag, wurde auch er durch das Rollen des Schiffes wie in einem Butterfass hin und her gerüttelt. Neben dem Aechzen der Holzwände hörte er zu seiner Beruhigung das gleichmäßige Stampfen der Schiffs-maschinen.

Fred hatte heftige Zahnschmerzen und klagte Beltrand, der neben ihm lag, sein Leid. Teils aus Mitleid, teils aus Aerger über das Gejammer holte Beltrand aus seiner Kabine zwei Stück Würfelzucker und ein Medikament, träufelte einige Tropfen auf den Zucker und verabreichte ihn Fred als Beruhigungsmittel. Als die Schmerzen nachgelassen hatten, bat Beltrand ihn, das Fläschchen in seine Kabine hinunterzubringen. In der Eile irrte sich Fred in der Kabine und legte das Fläschchen in Esthers Kabine auf die Koje. Auf dem Rückweg zum Deck wurde er von hinten angegriffen; zwei magere Hände umfassten mit eisernem Griff seinen Hals und drückten immer fester zu, ohne dass er einen Laut von sich geben konnte. Glücklicherweise erschien oben an der Treppe ein Zwischendeckpassagier, der den Vorfall bemerkte. Rasch kam er Fred zu Hilfe und riss den Würger von ihm weg. Es war Esthers Vater, der beobachtet hatte, wie Fred mit dem Fläschchen in die Kabine seiner Tochter gegangen war. Er hatte geglaubt, es enthielte ein Gift. Als der Irrtum aufgeklärt war, bat Esther weinend, Fred möge ihrem Vater die unüberlegte Handlungsweise verzeihen. Von vier Kindern war sie ihm als einziges geblieben; alle anderen und die Mutter waren gestorben. Noch lange sah man die Würgespuren an Freds Hals. Von da an weilte Esther fast ununterbrochen bei Fred, während ihr Vater schweigend neben ihnen saß.

Am 21. März wurde in der Meerenge von Bab-el-Mandeb die Küste von Französisch-Somali Land sichtbar. Die «Havraise» steuerte in den Golf von Tadjura, und bei Sonnenaufgang war das Reiseziel Djibouti er-

reicht. Vor Djibouti wurde geankert. Beim Gedanken an den bevorstehenden Abschied vom schwimmenden Hotel wurde es Fred schwer ums Herz; das sorglose Leben an Bord hatte ihm gefallen. Die Matrosen öffneten die Ladeluken, und das Rasseln der Winden begann. Das große Gepäck wurde an Deck gehoben und in Schaluppen verladen. Vom Festland näherten sich Boote und Kähne. Das erste Motorboot brachte Hafenpolizei, Sanität und Beamte der Reederei an Bord. In den nächsten Kähnen saßen eine Menge Eingeborene, Araber und Inder. Mit dem Reedereibeamten war auch Herr Vigier vom «Hötel de France» an Bord gestiegen. Dieser beleibte Franzose überreichte den Schweizern einen Brief aus Hosanna, in dem der Onkel seinen Neffen mitteilte, dass sie sich Herrn Vigier anvertrauen sollten. Sie verabschiedeten sich vom Kapitän und von der Besatzung. Die Tischgesellschaft wollte erst in Djibouti auseinandergehen. Es dauerte noch eine geraume Weile, bis man sich ausschiffen konnte. Es wurde aber nicht langweilig dabei, weil zahlreiche schwarze Eingeborene und Araber wie Piraten an Tauen längs der Schiffswand emporkletterten. Splitternackte Burschen sprangen von Kähnen aus ins Meer und tummelten sich im Wasser. In einem fort schrien sie aus voller Kehle: «Bakschisch, Fereschi, Bakschisch!» Der Pater und andere Passagiere warfen Kupfermünzen ins Meer. Die Teufelskerle tauchten ihnen nach und fingen die sinkenden Münzen mit Lippen und Händen auf. Auf dem Fallreep stiegen schwerbeladene Händler an Bord und belegten jede freie Stelle an Deck mit ihren Waren, mit Waffen aller Art, Schildern, Nilpferdpeitschen, Tüchern, Meermuscheln, Perlen und Korallen.

Vigiers Gehilfen bemächtigten sich des Gepäcks und trugen es auf dem Kopf in die Landungsboote. Als Fred mit seinen Vettern und einigen Tischgenossen im schaukelnden Motorboot Platz genommen hatte und das

Boot abdrehte, winkten ihnen Matrosen und zurückgebliebene Passagiere noch lange nach. Wehmütig sah Fred der vertraut gewordenen «Havraise» nach, bis sie seinen Blicken ganz entschwand.

Sie näherten sich der kleinen Hafenmole. Eine Fischerflotte der Eingeborenen wurde sichtbar. Die hölzernen Bordwände der Segelboote waren gespickt mit abgebrochenen Spießen von Schwert- und Sägefischen. Die Zollabfertigung ging rasch von statten. Im «Hôtel de France» setzte Vigier seinen Gästen einen Aperitif aus Amer-Picon, Grenadine und Soda vor. Dem leicht moussierenden Getränk war ein großes Stück Eis beigegeben, das in wenigen Minuten schmolz, obgleich die Gäste im Schatten der Hotelterrasse saßen.

Am Mittagstisch fühlten Fred und seine Reisegefährten mit Wohlbehagen einen kühlen Luftzug. Er rührte von einem mächtigen Fächer her, der an der Decke aufgehängt war und von einem kleinen Somali mit einem perlenbestickten Strang in ständiger Bewegung gehalten wurde. Solche Schaukelfächer, wenn auch etwas kleiner, waren in jedem Gästezimmer und sogar in der Küche angebracht. Das Hotel war wie die übrigen europäischen Häuser speziell für die Tropen konstruiert, um möglichst viel Zugluft und nur indirektes Sonnenlicht hereinzulassen. Die Metallbetten waren von feinmaschigen Moskitonetzen umgeben. An Stelle einer Türe hatten die Zimmer einen schweren Vorhang, der immer geschlossen sein musste. Auf der luftigen, breiten Veranda standen Liegestühle für die Gäste bereit. Tag und Nacht schwirrten Moskitos umher, obwohl alle Fenster mit feinsten Maschennetzen abgedichtet waren. Die immerwährend schwüle Hitze verpestete die Luft mit dem Geruch verwesender Algen und Schalentiere des Meeres.

Beim Nachtessen wurden Fred und seine Vettern durch Vigier den anderen Gästen vorgestellt, unter an-

dern einem russischen Gelehrten, der auf einer Forschungsreise begriffen war. Da er Deutsch verstand, schlossen sich die Schweizer ihm besonders an. Sie kamen überein, die Reise nach Dirre-Daua und weiter nach Addis Abeba gemeinsam auszuführen. Fred wäre gern zum Strand gegangen, um im Meer zu baden. Es wurde ihm jedoch dringend abgeraten, weil nicht nur die Haifische sondern auch die ebenso angriffigen Schwert- und Sägefische sehr gefährlich waren. Außerdem konnte die Tropensonne einen verhängnisvollen Sonnenstich herbeiführen. Viele junge Matrosen hatten in Djibouti ihr Leben lassen müssen, weil sie glaubten, ohne Kopfbedeckung oder einzig mit der Matrosenmütze herumspazieren zu können.

Die Hotelgäste konnten im Hotel mit Kondenswasser nach Belieben duschen. Anderes Wasser fand man in Djibouti überhaupt nicht, da es weder Brunnen noch Wasserläufe gab. Das Kondenswasser wurde vom Elektrizitätswerk aus Meerwasser erzeugt. Zum Trinken behalf man sich mit Mineralwasser.

Gegen Mitternacht mietete der Russe für sich und seine drei jungen Schweizerfreunde eine Droschke, die von einem abgemagerten Gaul gezogen wurde. Erbarmungslos schlug der schwarze Kutscher mit einer Nilpferdpeitsche auf die Schindmähre ein. Im Eingeborenenviertel sahen sie dem lärmenden Treiben von Geigenspielern, Trommlern und Tänzern zu. Somali-Polizisten ließen ihre zügigen Gerten auf die Rücken undisziplinierter Leute klatschen. Nach ihrer Rückkehr tranken die vier im Hotel Absinth, der gegen Mikroben und Bazillen unschätzbare Dienste leistet und in den Tropen, neben dem Chinin, das wertvollste Vorbeugungsmittel gegen Infektionen aller Art sein soll.

Das feuchtheiße Klima von Djibouti ruft bei jedem Europäer, der sich dort länger aufhält, ein höchst schmerzhaftes und lästiges Nesselfieber hervor, die so-

genannte Bourbouille. Infolge der unaufhörlichen Schweißabsonderung bilden sich an den weit geöffneten Poren der Haut kleine weiße Bläschen, die bei leisester Berührung platzen und einen brennenden Schmerz hinterlassen.

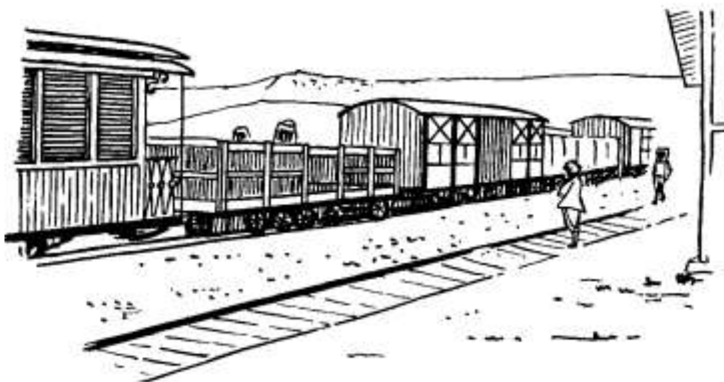
Den Gezeiten des Meeres kommt hier besondere Bedeutung zu, weil das Meer bei Ebbe um einen Kilometer zurückweicht und somit eine große Bodenfläche freilegt. Dabei bleiben unzählige, ein bis zwei Meter tiefe Tümpel zurück, in welchen Fische und Schalentiere mühelos erbeutet werden können. Unangenehm ist hingegen der von Arabien herüberwehende «Chamsin», der von ihm mitgeführte feine Sand dringt durch die kleinsten Ritzen. Als einzige Scheinvegetation gab es damals in Djibouti eine Attrappe grüner Palmen vor dem Gebäude des Gouverneurs. Es waren bemalte Bleche, was aber nicht hinderte, dass unwissende europäische Touristen sie für echt hielten und diese «Palmen» photographierten.

Der Hotelier machte die Abessinienreisenden darauf aufmerksam, dass sie sich wegen des Einreisevisums rechtzeitig zum äthiopischen Konsul begeben müssten. Ato Wuorke, der Konsul, war ein netter, älterer Herr mit schneeweißen Haaren. Er war durch Vigier von der Absicht der Reisenden unterrichtet worden und erwartete sie. Jeder von ihnen musste bei ihm zweihundert Franken hinterlegen. Geld und Visum erhielt man am Vorabend der einzigen Zugsverbindung nach Dirre-Daua. Für ein Visum musste eine Gebühr von zehn Maria-Theresia Talern entrichtet werden.

Fred bestellte sämtliche Fahrscheine - auch den für Vigier -, nachdem er die Depotgelder und die Visa entgegengenommen hatte. Der Fahrpreis erster Klasse für die 320 Kilometer lange Strecke betrug hundertzehn Franken. Mit Droschken fuhren sie dann nach dem Bahnhof, der am Ende des Isthmus auf einer Insel lag.

Die breite Straße war von Gehsteigen flankiert, die gegen das Meer durch eine meterhohe Steinmauer geschützt wurden. Bei Flut umspülte das Meer den Isthmus bis zum Straßenniveau. Die wöchentliche Abfahrt des Zuges bildete für Djibouti immer ein wichtiges Ereignis. Eine wahre Völkerwanderung setzte jedes Mal nach dem Bahnhof ein. Jeder Somali, der den Zug bestieg, wurde von einem Dutzend Verwandten begleitet. Georg und Richard beeilten sich, Fensterplätze zu besetzen. Fred sah sich vorerst den ganzen Zug gründlich an. Am Dampfkessel las er auf einer Bronzetafel die Namensbezeichnung der Lokomotive: «Gazelle». Der Lokomotive folgten vier verschiedenfarbige Wagen. Der erste war grün und überdacht, aber ohne Fenster, der nächste gelb, der folgende weiß und der Gepäckwagen grau. Der grüne war für Eingeborene bestimmt; er hatte keine Sitzplätze, die Schwarzen mussten zusammengepfercht am Boden kauern. Der gelbe hatte scheibenlose Fenster und primitive Sitzplätze; er wurde von Arabern, Indern und Halbeuropäern der Levante benutzt. Der weiße Wagen erster Klasse hatte Glasfenster und Jalousien. Den einzigen Luxus bildete das eingebaute WC. Die Sitzplätze waren hart, aus wenig bequemen Holzleisten zusammengefügt und sehr klein; im Gepäcknetz durfte nur Handgepäck bis zu fünf Kilo mitgeführt werden. Größere Koffer mussten gegen hohes Entgelt aufgegeben werden.

Die Zugsabfertigung brachte allerlei Aufregung und viel Arbeit für die Beamten. Etliche Eingeborene wollten nicht begreifen, dass sie nur den grünen Wagen besteigen durften. Es gab solche, die versuchten, Schafe, Ziegen und Hühner mit in den Wagen zu nehmen. Schwarze Polizisten hatten reichlich Mühe, etwas Ordnung in den Tumult zu bringen. Mit Wucht ließen sie ihre lange Gerte auf den Rücken derjenigen niedersausen, die sich widersetzten, oder die kopflos umherschwirrten und das



Chaos vergrößerten.

Schließlich setzte sich der Zug in Bewegung, nachdem die Lokomotive ein nicht enden wollendes Pfeifsignal gegeben hatte. Die noch immer Abschied nehmenden Verwandten der Fahrgäste dritter Klasse liefen neben dem immer schneller fahrenden Zug her und redeten weiter, bis ihnen der Atem ausging und sie das Rennen aufgeben mussten.

Fred bedauerte es keineswegs, endlich aus der heißen und kahlen Gegend wegzukommen, wo es wegen Mangels an Gras und sonstigem Futter nicht einmal Kühe gab. Er hatte im Hotel nur Ziegen- oder Kamelmilch zum Kaffee erhalten.

Der Schienenweg erstreckte sich auf Meereshöhe durch eine vierzig Kilometer lange Salzwüstenebene. Es fiel auf, dass der stählerne Schienenkörper stark rostete. Um Brüche zu vermeiden, mussten die Schienen schon nach wenigen Jahren ausgewechselt werden. Längs der Bahnlinie waren die Mastspitzen der Telephonleitung weiß getüncht vom Kot der Aasgeier.

Eine Rampe aus kohlschwarzen Basaltsteinen, über der die heiße Luft flimmerte, brachte den Zug auf eine dreißig Meter höher gelegene Ebene. In Abständen von fünfzig Kilometer ging es auf immer höhere Ebenen hinauf.

In Holl-Holl fuhr der Zug über eine Eisenbrücke, die trotz vorsichtiger und langsamer Befahrung beängstigend schwankte.

Mittags gab es einen Aufenthalt in Aischa, damit die Europäer im Bahnhof ihre Mahlzeit einnehmen konnten. Der Besitzer des Restaurants war ein Grieche, der französische Weine führte und sich durch billige Preise auszeichnete. Hier gab es auch gutes, frisches Brunnenwasser zu trinken.

Nach weiteren hundert Kilometern nahm die Landschaft einen anderen Charakter an. Es zeigten sich Schirmakazien auf der schwarzen, aufgerissenen Erde und daneben spärliche Grasstoppeln. An einer Haltestelle erstan1 Fred von einem Somali Mädchen eine walnussgroße, grasgrüne Zitrone. Der spärliche Saft war derartig sauer, dass er ihn ausspuckte und die Frucht wegwarf. Andere Früchte gab es hier nicht. Bei der Grenzstation Dauanle ergötzten sich alle Reisenden an den herbeigeeilten Affen. Es waren je eine Herde Paviane und Meerkatzen, die köstliche Possenspiele trieben. Diese Affenherden verursachen beim Telephonverkehr viele Betriebsstörungen, weil sie mit Vorliebe an den Telephonleitungen längs der Bahnlinie turnten.

Von Dauanle an gediehen Tamarisken, Balsam, Rizinus, Aklepsia- und daneben Weißdornbüsche, die aus den Steppen und Einöden Aethiopiens nicht wegzudenken sind. Zwischen Akazien und Mimosen ragten turmartige Termitenbauten in die Luft. Die bisher schwarze Erde wurde nun rostfarben und die Vegetation immer üppiger.

Plötzlich vernahm man ein langdauerndes Pfeifsignal der Lokomotive. Man näherte sich der Endstation Dire-Daua. Es war vier Uhr nachmittags; die ganze Fahrt hatte zehn Stunden gedauert. Die Fahrgäste rafften ihr Gepäck zusammen und verließen herzlich gern den Zug, um ihre steif gewordenen Glieder zu bewegen.

Die Endstation hatte wie der Bahnhof von Djibouti ein Lokomotiven Depot und eine dazu gehörende Drehscheibe. Gegenüber dem Bahnhof standen Villen von Europäern und eine schmucke römisch-katholische Kirche der französischen Franziskanermission. Die Straßen waren von zierlichen Pfefferbäumchen gesäumt, und um die Wohn-häuser strebten hohe, schlanke Eukalyptusbäume gen Himmel. Zudem gewahrte Fred Erdwälle, auf denen meterhohe Geranien, Kakteen und Rizinusstauden wuchsen.

Vigier ließ das Gepäck seiner Gäste zum Zollamt neben dem Stationsgebäude bringen und durch seine Gehilfen bewachen. Es war leicht zu bemerken, dass nun die dunklen Landessöhne das Zepter führten. Die Beamten waren dreist; wenn sie auch nicht gerade nach Bakschisch schrien, so erwarteten sie doch größere «Gubbos», wie der Sammelbegriff von Geschenken, Trink- und Schmiergeldern auf Amharisch lautet.

Die Koffer und Kisten der Zugereisten wurden gründlich durchsucht - geradezu ein Wunder, dass die Streichhölzer nicht einzeln gezählt wurden. Die Unverschämtheit der abessinischen Zöllner konnte wohl kaum übertroffen werden. Nicht weniger als fünfhundert Franken verlangten sie als Zollgebühren für die persönlichen Effekten. Vigier, der seine Pappenheimer kannte, beschwerte sich beim «Schumm», auch «Negadraß» genannt, das heißt beim Zollvorsteher, den er mit einem höchst persönlichen Gubbo schmierte. Hierauf wurden die Zollgebühren für die drei Vettern auf zweihundert Franken herabgesetzt.

Vigiers «Hötel de France» in Dirre-Daua mutete Fred ein wenig nach Wildwest an. Die vielen Angestellten setzten sich aus Heiden, Mohammedanern und Christen zusammen, deren Sprachengemisch kaum zu überbieten war. In den Parterreräumlichkeiten gab es Bar, Restaurant, Speisesaal, Billardsäle, Fremden- und Privat-

zimmer nebst den beiden Küchen für Weiße und Schwarze. Etwas abseits lagen Stallungen für Vieh, Pferde und Maultiere, und außerhalb der Hotelumzäunung befand sich ein geräumiger Kral für Kamele. Im ausgedehnten Zier- und Nutzgarten gediehen exotische Fruchtbäume, Papayas, Granatäpfel, Tomaten, Aprikosen und Weintrauben. Neben den Eukalyptusbäumen ragten hohe, Kandelaber artige Euphorbien in die Höhe. Sämtliche Türen im Erdgeschoß führten in den Garten.

Die Vettern erhielten auch in Dirre-Daua der Billigkeit halber ein großes gemeinsames Zimmer. Auch hier gab es Metallbetten, aber keine Moskitonetze und keine Fächer. Der Duft der Eukalyptusbäume hielt die Mücken fern, und die angenehme Temperatur von 25 bis 35 Grad Celsius erheischte keine künstliche Kühlung mehr. In vollen Zügen atmete Fred die balsamische Luft ein. Der russische Professor bewohnte ein komfortables Zimmer neben den Vettern, und auf der anderen Seite hatte sich ein polnischer Edelmann einquartiert, der aus Jagd- und Abenteuerlust nach Abessinien gereist war. Der reiche Graf hatte ein großes Gefolge farbiger Diener, die unter der Aufsicht eines jungen Deutschen namens Eugen standen. Dieser war bekannt als unerschrockener und erfolgreicher Großwildjäger. Er kannte Land und Leute von Aethiopien wie kein anderer Europäer. Da er mehrere europäische und einheimische Sprachen beherrschte, hatte ihn der Graf als Karawanenführer, Jäger und Dolmetscher angestellt.

Fred war vom Glück begünstigt, denn er fand in Eugen einen guten und besorgten Freund. Beim Mittagessen hatte der Deutsche ihn auf den süßen, berauschenden Tetsoh (Honigwein) aufmerksam gemacht, der viel gesünder als andere Getränke ist. Schon nach dem ersten Glas fühlt man sich in gehobener Stimmung, und das eigentümliche ist, dass der Tetschrausch den Kopf klärt, die Leistungsfähigkeit steigert und keinen

Kater hervorruft. Fred hielt den Honigwein sein Leben lang für das bekömmlichste Getränk der Erde.

Der Küchenchef, der die Weißen bediente, war ein Araber und ein Meister seines Faches. Obwohl es in DirreDaua Zebukühe gab, wurde im Hotel neben Kuhmilch immer noch Ziegen- und Kamelmilch verwendet, die letztgenannte für Liebhaber. Statt der täglichen Fischgerichte oder Kamelbraten bekam man hier viel Hühner-, Ziegen-, Ochsen- und Hammelfleisch. Wildbret wäre im Hotel etwas Gewöhnliches gewesen, weil es in der Umgebung allzuviel Gazellen und Antilopen gab.

Fred war sehr enttäuscht, weil keine neue Post aus Hosanna eintraf. Er hatte angenommen, dass der Onkel die pekuniäre Lage seiner Neffen kennen und sich deshalb bemühen würde, ihre erschöpfte Reisekasse aufzufüllen. In Djibouti hatten sie von ihm die Nachricht erhalten, dass eine Karawane mit zehn Maultieren und vier Dienern abgesandt worden sei. Seither waren sechs Wochen vergangen, und eigentlich hätte sie längst in Dirre-Daua eintreffen müssen. Der erfahrene und stets zuversichtliche Vigier ermahnte Fred zur Geduld, weil Zeit in Abessinien keine Rolle spielte.

Durch Eugen erfuhr Fred, dass in zwei Tagen eine Post-karawane nach Addis Abeba abgehen werde. Er schrieb deshalb einen ausführlichen Bericht nach Hosanna. In einem zweiten Schreiben bat er den Postmeister der-Hauptstadt, die Botschaft durch einen Sonderkurier nach Hosanna zu befördern. Fred hoffte, in drei bis vier Wochen eine telegraphische Antwort zu erhalten. Indessen wuchs die Hotelrechnung, und es fehlte ihnen das Geld, um allerlei notwendige Anschaffungen vorzunehmen.

Einstweilen benutzten sie ihren unfreiwilligen Aufenthalt in Dirre-Daua, um Land und Leute sowie die Sprach& der Amharen kennenzulernen.

Von allen dreien behielt Fred als einziger die Zuversicht, aber gerade deswegen grollten ihm die beiden andern. Als er einmal seine Habseligkeiten auf dem Bett ausbreitete, entdeckte er, versteckt zwischen einigen Socken, ein kleines Kruzifix, das er in Rorschach nicht hatte mitnehmen wollen. Fred vermutete, dass seine Mutter es ihm heimlich eingepackt hatte. Nun freute er sich über diesen Talisman. Er hängte sich das Kreuzchen um den Hals und trug es auf der nackten Brust. Als Georg ihn dabei überraschte, lachte er ihn zuerst aus, dann befahl er ihm, es abzunehmen, doch Fred weigerte sich. Hierauf wurde Georg handgreiflich, drückte ihn rücklings aufs Bett und versuchte ihm den Talisman mit Gewalt zu entreißen. Auf Freds Rufe hin eilte der Russe herbei und befreite ihn von dem rohen Angreifer.

Eines Tages berichtete Vigier seinen Gästen, dass im Eingeborenenviertel eine Pockenepidemie ausgebrochen sei, und warnte sie dringend vor dem Betreten der verseuchten Gegend. Mutwilligerweise verabredeten Richard und Georg, nun erst recht dorthin zu gehen, um einem Begräbnis beizuwohnen. Zögernd willigte Fred ein, mitzutun. Sie marschierten durch unbewohntes Gelände zwischen Agaven, Dornbüschen, Mimosen und Akazien und gelangten nach einer halben Stunde an ein breites, trockenes und sandiges Flussbett. Bei jedem Schritt wirbelten kleine Staubwolken auf. Plötzlich sahen sie sich vor einer langen Reihe Leprakranker, die im Sande dösten, nur notdürftig mit zerfetzten Lumpen bekleidet und von unzähligen Fliegen umschwirrt. Sie erhoben sich, streckten den Europäern die verkümmerten Hände und Arme entgegen und winselten um Bakschisch. Fred gewahrte einen Leprakranken mit bloßgelegtem Kiefer, dessen Arme und Hände halb verwest waren, und von dem ein scheußlicher Gestank ausging. Seine erschreckend tiefliegenden Augen waren

bohrend auf Fred gerichtet. Der Mann war noch fähig, aus seiner Mundhöhle Laute hervorzubringen. Als ein Fliegenschwarm von ihm auf Fred losschwirrte, zog er sein Taschentuch hervor und hielt es sich vors Gesicht. Schleunigst machte er kehrt, voller Entsetzen über dieses menschliche Elend. Im Hotel angelangt, ließ er sich in der Bar einen Pernod geben. Seine beiden Vettern hatten indessen den Mut aufgebracht, sich in dem Pockengebiet umzusehen. Es gab bei dieser Epidemie im Eingeborenenviertel täglich zwanzig Todesopfer.

Eine Woche nach diesem Vorfall traf die längst erwartete Karawane aus Hosanna ein. Der hellhäutige Gibb, ein Galla und Diener des Onkels, händigte am 30. Juni einen Brief aus, der vom 21. März datiert war. Vier Maultiere fehlten, und die übrigen waren in jämmerlichem Zustand. Eugen zog die vier Diener zur Rechenschaft. Es stellte sich heraus, dass Gibb, Kalifa, Faissa und Gabra Tadik unterwegs fremde Lasten auf die Maultiere geladen und den Erlös unter sich geteilt und aufgebraucht hatten. Sie wiesen die abgehackten Schwänze der fehlenden Maultiere vor als angeblichen Beweis, dass die Tiere verendet und nicht durch sie verkauft worden seien, und behaupteten, dass Hyänen sie gerissen hätten. Eugen gab den Rat, die übriggebliebenen stark mitgenommenen Tiere zu verkaufen und aus dem Erlös zwei kräftige, gut genährte Reitmaultiere zu erstehen. Vigier seinerseits riet den Vettern, sich an des Onkels Teilhaber, Herrn Ydlibi in Addis Abeba, zu wenden und von ihm Geld zu entleihen.

Mittlerweile setzte sich Eugen beim polnischen Grafen zugunsten seines jungen Schweizerfreundes ein. Der Graf ließ Fred zu sich rufen und teilte ihm mit, dass er fortan bis zur Ankunft in Addis Abeba sein Gast sei, und erbot sich, Freds bisherige Hotelrechnung sowie alle übrigen Auslagen für die Reise zu begleichen. Hocherfreut nahm Fred das edle Anerbieten an und



dankte auch seinem Freund für seine Fürsprache. Von den vier Dienern des Onkels wählte er Kalifa als seinen Boy. Er war mit dem angebotenen Monatslohn von vier Talern nebst freier Station vollauf zufrieden.

Eugen kaufte Maultiere, Pferde, Kamele, Esel sowie eine Lagerausrüstung und Reiseproviant, der in federleichten und doch unzerbrechlichen Kisten aus Zedernsperrholz verpackt wurde. Rund sechzig Maultiere und vier Kamele waren für den Transport des gesamten Materials nötig. Fred erhielt ein prächtiges, starkes Reitmaultier. Er nannte es Ah.

Die Expedition hatte die Wahl zwischen zwei Wegen. Nach der Hawaschbrücke zweigte vom Sawannenweg ein Pfad über das Tscherr-Tscherr-Gebirge ab. Nur auf dem Sawannenweg bot sich die Möglichkeit, Großwild zu jagen. Trotzdem entschied sich Eugen für den Tscherr-Tscherr Weg, denn dort gab es viele Gallasiedlungen. In wenigen Tagen sollte aufgebrochen werden, deshalb unternahm Fred rasch noch einige Streifzüge mit Kalifa und Ah.

Kalifa war ein junger, kräftiger, williger und stets gut gelaunter Galla aus der Provinz Godscham. Ursprüng-

lich Heide, hatte er sich zum Islam und dann zum Christentum bekehren lassen, aber gleichwohl seinen Namen Kalif a beibehalten. Er beherrschte mehrere äthiopische Sprachen und diente Fred als Gewehrträger, Stallknecht, Boy, Masseur, Sprachlehrer und Vermittler bei den Schönen des Landes. Damit er sich vor seinen Kollegen auszeichnen konnte, schenkte ihm Fred einen Khakianzug, über dem sich der Patronengürtel umschnallen ließ. Auch passte ihm Freds Tropenhelm so vortrefflich, dass er ihn ebenfalls behalten durfte. Fred hatte einen englischen Tropenhelm bekommen, der sein Gesicht noch besser schützte. Kalifa wurde Fred so ergeben, dass er ohne Zaudern sein Leben für ihn hergegeben hätte.

Gerade sparsam war Kalifa nicht, wenn es ans Waschen ging. So verbrauchte er ein ganzes Stück Kernseife, um ein einziges Hemd zu waschen. Diese Arbeit verrichtete er mit den Füssen. Er stampfte das eingeseifte Wäschestück auf einem platten Stein neben einem fließenden Gewässer, knetete und drehte es mit den Füssen, bis es blütenweiß war.

Einen Tag vor der Abreise hatte Fred noch eine amüsante Begegnung mit einem ausgewachsenen Pavian. Unerwartet sauste von der Höhe eines Felsvorsprunges ein faustgroßer Stein auf seinen Tropenhelm. Er musste Kraft aufwenden, um den tief ins Gesicht gedrückten Helm abzunehmen. Als er sich umblickte, gewahrte er den Kopf des Affen, der verstohlen nach der Wirkung seines Geschosses herabäugte. Der ertappte Pavian verzog seine hundsähnliche Schnauze zu einem Grinsen und schnitt Grimassen, als ob er seinem vermeintlichen Gegner Angst einflössen wollte. Schnell beugte er sich nach vorn, wie um sich auf Fred zu stürzen. Weitere Steinwürfe befürchtend, zog sich Fred rasch zurück, einen Weißdorn Busch als Deckung benutzend. Als der Pavian bemerkte, dass Fred sein Gewehr anlegte und

auf ihn zielte, verschwand er kreischend hinter einem Steinblock und gaffte verstohlen von einer anderen Seite herab. Als Fred ab-stieg und einige Schritte in seiner Richtung machte, begann der Pavian zu fliehen; aber schon nach wenigen Sprüngen hielt er an, spähte zurück und schnitt wieder Grimassen. Dieses Spiel wiederholte sich mehrmals, bis Fred als der Gescheitere von der Verfolgung abstand. Im Weiterreiten drückte er seinen arg verbeulten Helm zurecht.

Am gleichen Tag erschien mit der Bahn aus Djibouti eine Gruppe Tierfänger der Firma Hagenbeck aus Hamburg, um Affen zu fangen. Ihre Tagesbeute betrug mehrere Dutzend Tiere. Sie erbeuteten sie auf ziemlich primitive Weise, indem sie sich, eine Nuss als Köder verwendend, Neugier, Habsucht und Egoismus der Affen zunutze machten.

Die Karawane setzte sich aus drei Gruppen zusammen. Die erste bildeten der Graf, Eugen und Fred, die zweite der Russe und sein Gefolge, die dritte Freds Vettern. Unter den Gefolgsleuten des Russen war ein ehemaliger «Woteder» Meneliks, der ein altes schweizerisches «Vetterligewehr» umgehängt hatte. Die sechs Europäer ritten paarweise an der Spitze der Karawane. Von einer Straße war noch keine Spur vorhanden; sie hatten nur ausgetretene Pfade vor sich, die sich immer wieder überschnitten. Unendlich viele Maultiere und Kamele mochten auf diesen Pfaden seit undenklichen Zeiten geschritten sein. Als einziges Kennzeichen der Zivilisation verlief längs des Weges ein fünf Millimeter dicker Eisendraht, der an krummen Stangen mit und ohne Isolatoren befestigt war. Das war die einzige Telephon- und Telegraphenverbindung zwischen Dirre-Daua, Harrar und Addis Abeba. Schon auf diesem Wege empfingen die Europäer einen Eindruck von wilder Romantik, den Steppen, Busch und phantastische Bergkonturen vermittelten. Das erste Lager wurde nach

einem Marsch von sechzig Kilometer im Schatten einer riesigen Sikkomore aufgeschlagen, die schon zu Christi Zeiten ein beachtlicher Baum gewesen sein musste. Unter den weit ausladenden, meterdicken Aesten wurden die Zelte aufgerichtet. Während Kalifa Ali absattelte, setzte sich Fred, vom langen Ritt ermüdet, auf eine Zedernkiste und schaute zu, wie Eugen mit dem Gesinde umging. Der Araber des Grafen hatte im Nu ein Herdfeuer angefacht und bereitete Tee, der auf einem Feldtisch mit Rum und Zwieback serviert wurde. Nach dem belebenden Getränk stopfte sich Fred seine kurze Pfeife mit abessinischem Tabak, den er geschenkt erhalten hatte. Bald hingen an den Zeltstangen frisch gefüllte Wassersäcke. Diese «Scherras» aus Segeltuch hatten die angenehme Eigenschaft, das Wasser auch bei Wärme kühl zu halten. In der Nähe des Lagerplatzes war eine Quelle, die den vielen Tieren als Tränke diente. Fred legte sich in seinem Zelt auf das scherenförmig ausziehbare Feldbett und ließ sich von Kalifa die Waden massieren und nebenbei weitere abessinische Wörter beibringen.

Spät in der Nacht erschienen Eingeborene aus der Umgebung, die wie Mücken vom Schein der Lagerfeuer an-gezogen wurden. In Tierhäuten und Tonkrügen brachten sie Kamelmilch, Butter und Eier.

Nach weiteren Tagesmärschen erreichte die Expedition den Hawasch, den drittgrößten Strom Aethiopiens, der von der erwähnten Steinbrücke überspannt wird. Die Abessinier nennen sie Ilg-Dildill; sie hat eine beträchtliche Bogenspannweite und eine meterhohe Mauerbrüstung. Auf einem Lokomobil, dem ersten, welches die Hauptstadt erreichte, überquerte Kaiser Menelik seinerzeit diese Brücke.

Einem armenischen Abenteurer, der sich um die Jahrhundertwende in der Hauptstadt herumgetrieben hatte, war es gelungen, den Kaiser in einer Audienz für

den Ankauf dieses Dampflokomobils zu interessieren. Der gutgläubige Monarch gewährte ihm einen Kostenvorschuss. In der Folge reiste der Armenier nach Aden und kaufte von der englischen Stadtverwaltung das Lokomobil aus Schrottbeständen und ließ es einigermaßen instand setzen. Frachtfrei wurde es von Djibouti nach Dirre-Daua mit der Bahn befördert; den weiteren Weg bis Addis Abeba legte es aus eigener Kraft zurück. Auf vier Anhängerwagen führte der Armenier Holz als Brennstoff mit. Der Kaiser reiste dem seltsamen Gefährt weit über die Ilgbrücke hinaus entgegen und bestieg dann das Lokomobil zum Entsetzen seiner Minister und des übrigen Gefolges. Die aus dem Schornstein sprühenden Funken verursachten mehrere Steppenbrände, und als einige Eingeborenenhütten ein Raub der Flammen geworden waren, ließ man vorsorglicher Weise einen Drahtkorb über dem Kamin anbringen. Der Armenier erlebte den reinsten Siegeszug, als der Kaiser persönlich auf dem Lokomobil durch die Straßen der Hauptstadt fuhr. Ohne selbst Geld ausgegeben zu haben, hatte der Armenier mit dem Gefährt ein Vermögen verdient.

Nach der Hawaschbrücke teilte sich der Weg in zwei Pfade, die sich kurz vor Addis Abeba wieder vereinigten. Vor dem Abmarsch nach dem Tscherr-Tscherr-Gebirge erlebte Fred sein erstes Abenteuer mit Krokodilen, von denen es in diesem schmutzigen, träge fließenden Strom wimmelte. Der Graf, Eugen und Fred suchten mit schussbereitem Gewehr zwischen Elefantengras und Schilf das Gelände nach den Reptilen ab. Die Sicht war ziemlich schlecht; aber Eugen merkte es am Geruch der Luft, dass Krokodile in der Nähe waren. Plötzlich sprang Fred mit einigen Sätzen zur Seite. Inmitten des hohen, zarten Grases tauchte ein scheußliches Ungeheuer auf. Laut plantschend glitt es ins Wasser und tauchte unter. Sie hatten das Reptil beim Sonnenbad

gestört. Als es in der Flussmitte zum Vorschein kam, fiel ein Schuss aus dem Gewehr des Grafen; das Krokodil wandte sich seitwärts und schlug mit dem Schwanz wild um sich. Im gleichen Augenblick glitten andere ins trübe Wasser. Eugen schoss eines ab, bevor es untergetaucht war. Im Lager wurde der Kadaver abgehäutet, die Haut am Boden ausgebreitet und mit Pflöcken befestigt. Am gleichen Tage erlegte der Graf ein Nashorn und Eugen eine gefährliche, angriffslustige Oryx-Antilope. Es war aufregend zugegangen, als der Graf die ihn angreifende Antilope photographieren wollte. Nur durch die Geistesgegenwart Eugens wurde er von den Hörnern der Antilope verschont.

Als die Karawane im Tscherr-Tscherr-Gebirge kampierte, wurde Fred in der Nacht von Kalifa geweckt. Am Firmament war ein gewaltiger Komet aufgestiegen. Der Kopf stand im Zenit, während der unterste Teil des Schweifes erst über dem Horizont aufstieg. Es war der berühmte Halley'sche Komet, der sich alle siebzig Jahre den Erdbewohnern zeigt. Kalifa behauptete, dass die Erscheinung des Kometen einen großen Krieg bedeute - ob der Komet nun damit zu tun hatte oder nicht, die Voraussage sollte sich erfüllen.

Zwei Tage später klagte Richard über Unpässlichkeit, Kopfweh und Leibschmerzen. Auf seiner Haut bildeten sich weiße Bläschen. Der beunruhigte Graf konsultierte den Russen, dessen Diagnose «fliegende Pocken» lautete. Sofort ordnete der Graf an, dass sich die beiden Vettern abzusondern hätten. Beim Lagern und während des Marsches mussten sie sich von allen anderen fernhalten. Als die Karawane nach weiteren Tagesmärschen den Akaki vor Addis Abeba überquerte, klagte auch Georg über die gleichen Symptome.

3. KAPITEL

In Addis Abeba - Bei Dr. Katz in Furi - Georg erkrankt an Pocken -Gefährliche Neugier - Vom durchgehenden Pferd geschleift – Nach Hosanna Begegnungen mit absonderlichen Menschen – «Geta! Hosanna!»

Inzwischen war Richard genesen. Er hatte den Fehler begangen, trotz seiner Erkrankung das Essen für sich und Georg zuzubereiten, und dadurch seinen Gefährten angesteckt. Fred konnte von Glück sagen, dass er im Gefolge des Grafen keiner Ansteckungsgefahr ausgesetzt war.

Der Graf ließ das Lager am Ufer des Akakis aufschlagen. Am folgenden Morgen begleitete er Eugen, den Russen und Fred zur russischen Gesandtschaft nach Addis Abeba. Mit Abstand folgten ihnen die beiden Vettern samt ihren Dienern und Lasttieren.

Das Gesandtschaftsgebäude mit seinem wundervollen Garten war geradezu eine Sehenswürdigkeit der Hauptstadt. Edelste und wohlduftende Blumen leuchteten in allen Farben.

Für Fred bedeutete es einen Glücksfall, dass er dem russischen Gesandten vorgestellt wurde. Er lernte bei dieser Gelegenheit den Legationsarzt Dr. Kohanowsky kennen, der sein väterlicher Freund wurde und ihm später viele wertvolle Medikamente, Verbandstoffe und Instrumente schenkte, so dass er sich im Innern des Landes als Samariter betätigen konnte.

Als sich Fred vom Grafen trennte, erhielt er Ali samt Reitzeug, Gewehr, Munition, ein Zelt mit Zubehör und viele weitere nützliche Dinge als Abschiedsgeschenk. Kein Wunder, dass ihn diese noble Geste sehr rührte

und freute.

Eugen begleitete Fred und dessen Vettern zur Post und zum Hotel «Terrasse». Als sie durch das Bachbett des Gabanas ritten und auf dem nächsten Hügelrücken Aus-schau hielten, sahen sie einen Wald von Eukalyptusbäumen und dazwischen unzählige Rund- und Oval Hütten mit Grasbedachung. Eugen erwähnte, dass die Abessinier ihre Hauptstadt Addis Abeba nennen, und dass die Uebersetzung der beiden Wörter «Neue Blumen» lautet. Ein anderer Ort heißt Addis Alem, was so viel heißt wie «Neue Welt».

Tief unten am fließenden Gabbana sahen sie viele Leute, die mit den Füssen ihre Wäsche stampften; andere hatten die gewaschenen Gewänder auf Steinen zum Trocknen ausgebreitet, und noch weiter bachabwärts standen Esel und Kühe im Wasser. Gleich daneben schöpften Frauen Wasser in ihre Amphoren. Eugen sagte, dass das Wasser von Mikroben und Ungeziefer wimmle. Ans Baden war hier wirklich nicht zu denken.

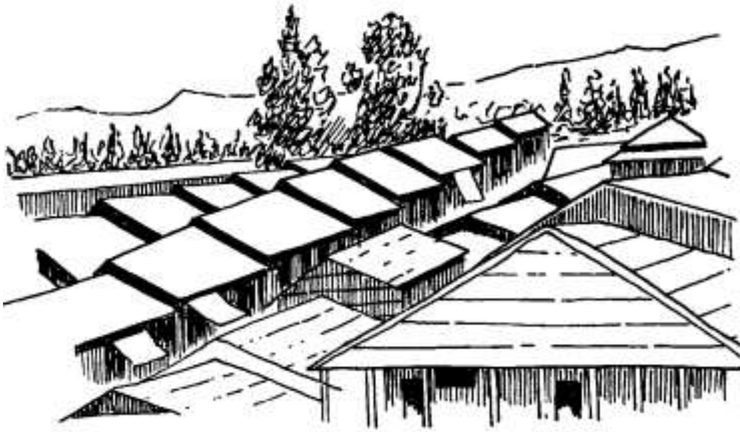
Nun gelangten sie zum Postgebäude am Rande des Gibbis Meneliks. Der mit einer Schweizerin verheiratete französische Postmeister überreichte Fred einen großen, gelben Umschlag, der Anweisungen des Onkels enthielt. Dann ritten sie zum Marktplatz und stiegen vor einer Wirtschaft ab. Eugen bestellte für alle eine Flasche Mastica (Honigschnaps); dazu bekamen sie vier Teller mit Hors d'oeuvre sowie Trinkwasser und Roggenbrot. Das Ganze kostete vier Piaster, das heißt einen Schweizerfranken. Es gab so viel, dass sich alle vier satt essen konnten. Die wenigen Bäckereien der Stadt gehörten ebenso wie die Mehrzahl der Wirtschaften Griechen und Armeniern. Die Einheimischen waren so versessen auf das «Ferenschi-Dabo» (Europäer Brot), dass sie die Bäcker drängten, die noch nicht fertig gebackenen Laibe aus dem Ofen zu nehmen, wenn kein anderes mehr erhältlich war.

Gegenüber der Wirtschaft lag die einzige Apotheke, die «Pharmacie Internationale», die von einem Franzosen geführt wurde. Die Apotheke blühte; fortwährend strömten Einheimische ein und aus, und die Tür blieb immer offen, so dass man Gelegenheit hatte, die Besucher zu betrachten, die ihr «Kosso» (Abführmittel) einnahmen.

Schließlich kamen die Reiter in eine abschüssige, geschotterte Straße, an deren Ende das Hotel «Terrasse», der einzige Gasthof der Hauptstadt, lag. Das französische Hoteliers Ehepaar begrüßte Eugen herzlich; er war bei ihnen ein häufiger und gern gesehener Gast. Mr. Terrasse führte sie in den sauber gedeckten, blumengeschmückten Speisesaal.

Nach dem Essen erzählte Eugen den Schweizern beim Billardspiel, dass sich in diesem Hotel das erste Kino der Hauptstadt befinde. Der ersten Vorstellung hatte Kaiser Menelik persönlich beigewohnt. Man spielte die Passionsgeschichte und einen komischen Film. Als Judas auf der Leinwand erschien, flogen vor lauter Entrüstung über den Verräter einige Lanzen und Revolverkugeln über die Köpfe der vorderen Zuschauer und durchlöcherten Leinwand und Hausmauer. Der komische Film zeigte einen Europäer, der in einer Badewanne lag und den Wasserhahn nicht mehr zubrachte, so dass alles, was nicht Niet und nagelfest war, um herzuschwimmen begann. Dabei benahm sich der Badende wie ein Besessener. Ueber diese Szene musste der Kaiser dermaßen lachen, dass ihm das Zwerchfell weh tat. Die Vorstellung musste öfters wiederholt werden.

Weiter erzählte Eugen, dass das Hotel «Terrasse» als einziges Gebäude über Toiletten verfügte. Im eigenen Gästehaus der Kaiserin Taitu, das sich innerhalb des Privatgibbis Meneliks befand, hatte der Architekt keine Toiletten einbauen dürfen, da sie diese Einrichtung als Erzschande betrachtete. Erst nach langem Drängen von



Seiten einiger Gesandten, die mit ihren Gattinnen dort wohnten, erlaubte die Kaiserin, dass in einiger Entfernung vom Gästehaus eine Toilette erstellt und später sogar durch einen gedeckten Gang mit dem Gästehaus verbunden wurde. Sie selbst benutzte diese Einrichtung aber nie, sondern verrichtete ihre Notdurft nach alter Väter Sitte auf einem Acker über einem frisch aufgeworfenen Loch, das jeweils von Sklavinnen ausgegraben und hernach zugeworfen wurde.

Nachdem Eugen zum Grafen zurückgekehrt war, setzte sich Frau Terrasse, da Fred noch mehr über Addis Abeba hören wollte, zu ihnen und schilderte die Gründung der Stadt. Sie fand im Jahre 1892 statt, als Menelik II. an den Abhängen des Hawaschtales den Urwald roden ließ. Zuerst wurden abessinische Bauten wahl- und planlos in die Gegend gestellt, so dass lauter enge, krumme Wege entstanden. Auf einer Anhöhe mit Uebersicht über das Ganze erbaute man das Gibbi, die Residenz des Herrschers. Etliche Schweizer, darunter Ingenieur Ilg, den der Kaiser zu seinem Rat gebenden Minister ernannt hatte, halfen neben Deutschen und Franzosen Menelik II. beim Aufbau der Stadt. Wie in einem Ameisenhaufen wimmelte es von Menschen, die Material in Körben herbeitrugen. Der Kaiser begab sich

jeden Morgen mit seinem Gefolge zu einem Steinbruch. Der Herrscher lud sich einen winzigen Stein auf die Schulter; seinem Beispiel folgten alle übrigen, beginnend beim Ras über Woteder und Gabbar abwärts bis zum ärmsten Sklaven. Der Niedrigste belastete sich mit dem schwersten Stein; je höher der Rang, desto leichter die Bürde.

Der Kaiser setzte sich dann unter einem großen Zeltdach auf den Teppich, sprach mit seinen Ministern und Würdenträgern über Regierungsgeschäfte und überwachte gleichzeitig den Fortgang der Bauten. Um die heiße Mittagszeit wurden die Mahlzeiten bei den Baustellen ein-genommen, alles auf Kosten der kaiserlichen Haushaltung. Unzählige Sklaven beiderlei Geschlechts brachten in Strohkörben und Steinkrügen die volkstümliche Inschera mit Wuot sowie Tetsch und Talla zum Trinken. Während des Essens spielten Flötenspieler ihre seltsamen Weisen. Bei diesem bunten Treiben am Bau amteten Europäer als Architekten und Aufseher. Die Abessinier verabscheuten die symmetrische Linie und errichteten die meisten Gebäude aus lauter abgerundeten, unregelmäßigen Formen. Es war für die weißen Bauleiter keine leichte Sache, Arbeiten ausführen zu lassen, für die man eigentlich Fachhandwerker benötigt hätte.

Während der sechsmonatigen sommerlichen Trockenzeit von November bis April wurden die kaiserliche Katama und das Gibbi fertig erstellt. Dann konnte Menelik in seinen neuen, mit Wasserleitung versehenen Palast einziehen. Gleichzeitig bauten auch indische und europäische Handels- und Gewerbetreibende ihre Häuser. Die ausländischen Gesandten ließen ein schöneres Gebäude nach dem anderen errichten. Nur das deutsche Gesandtschaftsgebäude bildete eine Ausnahme; es glich mit seinen Schiessscharten auf dem Dach eher einer kleinen Festung.

Während das Trinkwasser in den vielen Sodbrunnen zu versiegen drohte, ließ der Kaiser australische Eukalyptusbäume anpflanzen, so dass die Stadt schon nach wenigen Jahren mitten in einem Eukalyptuswald stand. Die dadurch erwarteten Regenfälle traten ein, und die Brunnen füllten sich. An Stelle der Erdwege, die sich in der Regenzeit in Morast verwandelten, wurden geschotterte Straßen geschaffen. Für diese Arbeiten wurde das von Assadurian eingeführte Lokomobil in eine Straßenwalze umgebaut.

Im Jahre 1908 erlitt der Kaiser einen Schlaganfall nach einem Vergiftungsversuch durch die fremdenfeindliche und herrschsüchtige Taitu (Meneliks Gattin in morganatischer Ehe).

Diese ehemalige Galla konnte eine Zeitlang, bevor man ihr auf die Spur kam, die Regierungsgeschäfte an sich reißen. Als sie dann des Gattenmordversuchs überführt und verurteilt worden war, übernahmen die Minister und Abuna Matheo als Vertreter der Kirche die Regierung, und der erst vierzehnjährige Thronprätendent Lidsch Yassu musste sich der Macht der Regentschaft fügen.

So standen die Dinge, als Fred in Addis Abeba ankam. Das Gibbi war ein Gewirr runder Bauten und weißgetünchter ovaler Lehmhütten, die kleineren mit Sönbelet, die größeren mit Wellblech gedeckt. Der Gesamthof des Kaisers bildete ein wahres Labyrinth größerer und kleinerer Gebäude, Plätze, Wege und zahlloser Tore. Die gewaltige, mehrere Meter hohe Umfassungsmauer mit eingebauten Schiessscharten glich einem Festungsgürtel. Das kaiserliche Privatgibbi, das durch eine zweite Mauer von den übrigen Bauten getrennt war, enthielt eine hübsche, runde Aussichtswarte und einige Fremdenzimmer, deren jedes aus einem Oval Häuschen bestand. Auch die Minister hatten im äußeren Gibbi ihre Amtshütten, so die Münze, die Post

und das Gerichtsgebäude. Auf den Plätzen und Wegen des äußeren Gibbis herrschte ein orientalisches Markttreiben. Durch die unendlich vielen Pforten und Tore flutete eine geschäftige Menge Volkes. «Agafari» hieben mit ihrer Gerte auf unerwünschte Elemente ein mit dem Mahnruf «Ba Menelik amlak, tha melless!» («Bei der Seele Meneliks, weiche zurück!») Fortwährend waren Angestellte, Gabbar, Diener und Sklaven damit beschäftigt, Groß- und Kleinvieh oder Hühner an den ungeheuren Haushalt des Kaisers abzuliefern. Sklaven beiderlei Geschlechts in allen Farbtönen trugen Lebensmittel, große Holzbündel, getrockneten Kuhmist, mit Wasser gefüllte Blechkanister auf dem Rücken in die kaiserlichen Küchen und Vorratskammern. Es herrschte ein lärmendes Gewoge von Menschen, die sich ihren Obliegenheiten entweder eifrig oder gemächlich hingaben. An verschiedenen Orten saßen Gruppen am Boden und unterhielten sich. Teils waren es Schnellrichter, die geringfügige Angelegenheiten behandelten, teils Händler oder Bettelvolk. Dazwischen vernahm man ab und zu ein markerschütterndes Löwengebrüll aus den kaiserlichen Zwingern im Gibbi.

Aus Hosanna hatten die drei Vettern die Anweisung erhalten, sich geradenwegs nach Furi zu begeben, dort bei Dr. Katz Verkaufsgüter entgegenzunehmen und damit nach Hosanna weiterzureisen. Dr. Katz war deutscher Jude und ursprünglich Chemiker; er bewirtschaftete eine ansehnliche Farm inmitten der ausgedehnten Furi-Ebene. Die Ebene war noch zum größten Teil brachliegende Savanne. Das zur Farm gehörende Land umfasste zehn Hektar. Katz hatte es vom Kaiser als Lehensgut für hundert Jahre erhalten, mit der Verpflichtung, alle in Europa vorkommenden Haustiere und nach Möglichkeit auch frei lebende Geschöpfe zu Zuchtzwecken einzuführen.

Nach abermaliger Ueberquerung des Akakis und nach Ueberwindung einiger Hügelzüge erreichten die Vettern mit ihrem kleinen Gefolge die Katzsche Farm. Dr. Katz empfing sie unten an der Freitreppe seines Gutshauses und hieß sie, auch im Namen des Onkels, willkommen. Oben in der Wohnung wurden sie von der gesamten Familie begrüßt, außerdem von einem jungen Landsmann, dem Berner Bieri, der hier als Cowboy angestellt war.

Das stattliche Herrenhaus war zwar in europäischem Stil erbaut, hatte aber ein wasserdichtes Sönbeletdach, auf das der Regen im Gegensatz zu den Wellblechdächern, lautlos fiel. Das Gebäude stand auf einem kleinen Hügel; daneben waren zwei abessinische oval Hütten, von denen die eine als Küche, die andere als Vorratskammer diente. Eine brusthohe Steinmauer umschloss diese Bauten. Gegen Osten und Westen waren Wachtnischen in die Mauer eingebaut. Ein breiter Zickzackweg führte vom Hof unten bis zur ersten Stufe der Freitreppe. Von oben hatte man einen Ueberblick auf die zahlreichen Stauungen, Schuppen, Dienstwohnungen, Fremdenzimmer und den ausgedehnten Gemüsegarten. Alle Wirtschaftsgebäude waren in großem Stile aus gebrannten Ziegeln errichtet, die Dächer mit Wellblech gedeckt.

In den Stallungen befanden sich viele, durch Schweizer Stiere veredelte Kühe; neben Wollo- und Araberhengsten standen europäische Stuten an der Krippe. Sie dienten der Maultierzucht. In den Schweineställen hatten abessinische, schwarze Säue wohlgelungene Ferkel von europäischen Ebern geworfen. Neben den Stauungen türmten sich mächtige Heustöcke im Freien auf.

Die Gäste wurden unten im Hof in Gastzimmern einquartiert. Drei Tage nach ihrer Ankunft - drei Wochen nach der Abreise von Dirre-Daua - wurde Georg von den

Pocken befallen. Dr. Katz war deswegen sichtlich verärgert; besorgt sagte er zu Fred: «Das hat mir gerade noch gefehlt, dass die Pocken in meiner Besitzung ausbrechen.» Sofort wurde der Kranke in einem leeren, abseits stehenden Gebäude untergebracht und streng abgesondert. Richard, der sich der Ansteckungsgefahr ebenfalls ausgesetzt hatte, wurde auf Dr. Katzs Anordnung sein Krankenpfleger. Der Krankheitsverlauf war grauenhaft. Georg glich bald einem unförmigen Eiterklumpen, weil er am ganzen Leibe stark aufgedunsen und mit unzähligen erbsengroßen Pusteln behaftet war. Die Nasenflügel faulten ihm teilweise ab, und er blieb fürs ganze Leben gezeichnet. Er klagte über Atemnot, weil auch die Luftwege angegriffen waren. Man ließ ihn mit Sublimat Lösung gurgeln; dabei verschluckte er jedes Mal absichtlich ein wenig davon, zu seinem Glück, wie er nach der Genesung behauptete. Einmal stellte Richard nach einer Abwaschung des Kranken die volle Schüssel mit Sublimat Lösung vor die Türe des Krankenzimmers. Ein im Hof umhertollender europäischer Eber trank das Gift und verendete bald darauf.

Fred wurde erst an das Krankenlager seines Vetters gerufen, als der Kranke zwischen Leben und Tod schwebte. Die Luft im Krankenzimmer nahm Fred fast den Atem. Er hielt sich sein Taschentuch schützend vor Mund und Nase und blieb auf der Türschwelle stehen. Er erkannte seinen Vetter nicht wieder, so entstellt war dieser von der fürchterlichen Krankheit. Fred wünschte ihm von Herzen gute Besserung und zog sich vorsichtshalber rasch zurück. Von dieser Stunde an ging es dem Kranken langsam besser, so dass er drei Wochen später aufstehen und sich im Freien erholen konnte.

In Furi erlebte Fred allerlei Amüsantes und auch Lebensgefährliches. Die Regenzeit hatte eingesetzt, und da es infolgedessen noch einen weiteren unfreiwilligen Aufenthalt gab, bat er seinen Gastgeber um eine Beschäfti-

gung. Er wollte sich Dr. Katz erkenntlich erweisen. Man vertraute ihm Reparaturarbeiten an, an denen es nicht fehlte. So erstellte er auch einen Blitzableiter auf dem Grasdach des Herrenhauses.

Auf der Südseite des Herrenhauses, außerhalb der Ringmauer, stand ein Zelt, in welchem ein Araber, der Koch von Dr. Katz, mit einer jungen Gallafrau wohnte. Fred machte hier einmal die Runde und spähte aus bloßer Neugier in das halb geöffnete Zelt. Da schrie die Gallafrau, die Fred gewahrte, aus voller Kehle, als hätte er sie zu töten beabsichtigt. Sie stieß ihn beiseite und floh mit gellenden Schreien ins Freie. Ihr Gezeter wurde auf der ganzen Farm vernommen, auch in der Küche oben von ihrem Manne. Gleich rannte der mit gezücktem großem Küchenmesser den Hang hinunter zur mannshohen Ringmauer und versuchte sie zu überklettern. Wäre es ihm gelungen, so hätte Freds Leben ein tragisches Ende genommen; aber zu seinem Glück versperrten Diener dem Araber den Weg zum offenen Tor und entwaffneten ihn. Sofort ließ man Fred herbeirufen, um den Grund für seine Schnüffelei in einem fremden Zelt zu erfahren. Er entschuldigte sich bei dem Koch und versicherte mit treuherziger Miene, dass er es auf die Gallafrau keineswegs abgesehen habe; gab aber zu, dass sie durch ihn erschreckt worden sei, was ihm leid tue.

Jeden Abend während des kurzen Sonnenuntergangs hörte man in Furi ein Froschkonzert aus einem großen Teich westlich der Ringmauer und als Begleitung dazu das schrille Geigen unzähliger Grillen aus dem Wiesengrund. Dr. Katz war froh über diese Frösche, weil sie kostenlos eine Unmenge Mücken und Fliegen vertilgten.

Köstlich war der Anblick der weidenden Kühe, Stiere, Hengste und Stuten, denen man Strohhüte aufgesetzt hatte. Diese Schutzmaßnahme hatte sich als bitternötig

erwiesen, nachdem wertvolles eingeführtes Vieh und Pferde an den Folgen von Sonnenstichen zugrunde gegangen waren.

Nach der Regenzeit kam Bieri mit Fred aufs Reiten zu sprechen. Etwas vorwitzig prahlte Fred mit seinen Reitkünsten auf Maultieren. Bieri konnte noch ganz andere Abenteuer zum Besten geben. Mehrmals unterbrach ihn Fred und bemerkte großmaulig, dass er dies und jenes ebenfalls zustande brächte, wenn er ein Pferd besäße. Angestachelt durch die Unterbrechungen, forderte Bieri ihn auf, seine Behauptungen zu beweisen. Er schlug ihm vor, gemeinsam auszureiten. Fred sagte erfreut zu. Allerdings hielt er es für einen Scherz, als Bieri verlangte, mit ihm ein Rennen auszutragen.

Nach dem Tee brachte man Fred ein gesatteltes Pferd. Bieri bestieg behende seinen Hengst, während Fred größte Mühe hatte, auf seinem Wallach aufzusitzen. Ohne die Hilfe von zwei Stalljungen wäre er niemals damit fertig geworden. Als er endlich im Sattel saß, ordnete er nervös und umständlich Trense und Kandare. Bieri galoppierte sogleich durchs offene Tor ins freie Feld hinaus. Plötzlich sprengte der Wallach dem Hengst nach.

Als Fred seinen Kameraden eingeholt hatte, galoppierte Bieri von neuem davon. Der Wallach schien seines Reiters nicht mehr zu achten und preschte dem Hengst abermals nach. In einer Geländemulde gab Bieri seinem Pferd die Zügel frei, und im Nu waren Ross und Reiter hinter Gestrüpp und vulkanischem Gestein verschwunden. Der nachsprengende Wallach gehorchte weder Zügel noch Schenkeldruck, sondern stob hinterdrein. Unversehens stürzte er in ein Hyänenloch und kam zu Fall, wobei Fred aus dem Sattel geworfen wurde. Das Pferd erhob sich schnell wieder, während Fred halb betäubt liegenblieb und mit Entsetzen merkte, dass sein linker Fuß im Steigbügel hing. Er vermochte

sich nicht zu befreien. Der Wallach sprengte davon, seinen abgestürzten Reiter am Boden nachschleifend. Zum Glück war das Pferd nicht beschlagen; ein übers andere Mal traf ihn ein Huf in die Lenden. Er hielt die Hände unterm Kopf verschränkt, um seinen Schädel zu schonen und lieber die Hände zerschinden zu lassen.

Das Pferd rannte bis vor das geschlossene Tor der Farm, wieherte in einem fort und scharrte ungeduldig mit den Vorderhufen. Fred lag bewusstlos am Boden, sein Fuß war immer noch im Steigbügel eingeklemmt. Diener eilten herbei, befreiten ihn aus seiner unglücklichen Lage und legten ihn sorgfältig auf sein Bett. Er hatte eine Hirnerschütterung, einen verstauchten Knöchel, Quetschungen und blutige Schürfungen davongetragen.

Als er sich nach einigen Tagen soweit erholt hatte, dass er von Dr. Katz einvernommen werden konnte, ließ Katz Freds Sattel bringen und untersuchte ihn. Er stellte fest, dass der Sattel einen alten Bruch aufwies, und dass die Sicherungsklinke des linken Steigbügelriemens eingerostet war, so dass sie sich beim Sturz nicht geöffnet hatte, um den Fuß freizugeben. Bieri bedauerte den Unfall aufrichtig; es war nicht Absicht gewesen, dass der Wallach den defekten Reitsattel erhalten hatte. Fred lachte später über die tolle Reitpartie und ließ sich durch das Missgeschick keineswegs abschrecken, Pferde zu reiten. Die Lehre hatte ihm nur Mut gemacht. Innerhalb kurzer Zeit ritt er wie Buffalo Bill, so dass er neue Freuden aus dem Dasein schöpfte.

Da es in Abessinien weder ein schweizerisches Konsulat noch eine Gesandtschaft gab, war es Fred freigestellt, sich bei der deutschen oder bei der französischen Gesandtschaft anzumelden, um als Schutzgenosse aufgenommen zu werden. Trotz der großen Sympathie, die Fred für die Franzosen hegte, wurde er durch das grössere Prestige, welches die Deutschen in Abessinien ge-

nossen, und durch die sprachliche und sonstige Wesensverwandtschaft bewogen, sich bei der deutschen Gesandtschaft anzumelden. Er hatte sich in Addis Abeba bereits mit einigen Deutschen angefreundet; dazu gehörten Dr. Katz, Freiherr von Rittmeyer, Rittmeister Böcking, Architekt Härtel und Eugen Wencker, außerdem der Hof-Chauffeur Otto Krause aus Berlin. Infolge der Schutzgenossenschaft vergrößerte sich sein Freundeskreis; besonders beliebt wurde er bei dem deutschen Konsul Jansen.

Bei Jansen sah Fred ein Porträt der hübschen Tochter Wilhelms II. Als romantischer Jüngling verliebte er sich auf den ersten Blick in die reizende Prinzessin. Ihretwegen erfand er viele Ausreden und Vorwände, um bei Katz die Erlaubnis zu einem Ritt nach der Gesandtschaft zu erwirken. Als er Jansen seine Gefühle für die Prinzessin verriet, lachte ihn der Konsul zuerst aus. Doch als er Freds verstörtes Gesicht gewahrte, nahm er kurzerhand das Porträt mit dem Autogramm der Prinzessin und schenkte es Fred. Freudestrahlend brachte er es nach Furi. Dr. Katz schüttelte nur den Kopf und sagte zu ihm: «Sie sind auf alle Fälle ein fabelhafter Kerl!»

Da Richard abtrünnig geworden war und bei Dr. Katz eine Stelle als Gärtner angenommen hatte, mussten Fred und sein inzwischen genesener Vetter mit einer Karawane die Reise nach der Provinz Kanbata ohne ihn antreten. Georg, der noch Rekonvaleszent war, vermochte sich nur mit Mühe im Sattel zu halten.

Am vierten Reisetag erreichten sie die Landschaft Morokko, wo Russen ausgedehnte Kaffeeplantagen besaßen. Zwischen ihren ovalen und rechteckigen Wohnhütten zeigten sich die riesigen Zwiebelpflanzen «Musa-enceta» mit ihren breiten, langen, herrlich frischgrünen Blättern, die in Blattmitte von armdicken Rippen durchzogen sind. Dieses Gewächs, das dem Bana-



nenstrauch ähnelt, trägt keine Früchte, ist aber nützlich als Schattenspender. Die entrippten und getrockneten Blätter finden bei den Einheimischen mannigfaltige Verwendung, vor allem als Verpackungsmaterial für Butter, Käse und andere feste Speisen, die frisch gehalten oder auf den Markt gebracht werden sollen.

Unter den Russen befand sich ein auffallender Mann namens Senegoff. Er hatte lange Haare und einen Rasputin-Bart, ging barfuß und ohne Kopfbedeckung. Er war Offizier gewesen und während des Russisch-japanischen Krieges aus Port-Arthur desertiert. Er beherrschte vierzehn Sprachen und war ein recht begabter Landschaftsmaler, dessen Bilder in Addis Abeba reissenden Absatz fanden. Aus dem bescheidenen Erlös erstand er sich neben seinen Malutensilien Schnäpse, die nie stark genug sein konnten. Senegoff war es als einzigem Europäer gelungen, einen Guresa-Affen während vieler Jahre lebend in Gefangenschaft zu halten. Dazu brauchte es eine Engelsgeduld und großes Verständnis und Einfühlungsvermögen für die besondere Wesensart und die Gewohnheiten dieser ausschließlich im Urwald lebenden Tiere.

In Gefangenschaft stirbt der Guresa schon nach kurzer Zeit, spätestens in vier Jahren, trotz schonender

und liebevoller Behandlung an Heimweh. Sein Element sind die hohen Laubbäume und Lianen des Urwaldes. In der Gefangenschaft vermisst er nicht nur die gewohnte Umgebung und das feuchte Klima, sondern vor allem auch die Nahrung und das Familienleben. Seine Urwaldnahrung besteht aus wilden Feigen, Beeren, Blüten, Rinden und Bienenhonig. Auf der Erde kann er sich wegen seiner langen Hinterbeine nur schwerfällig fortbewegen. Er wird dadurch leicht die Beute von Leoparden. Im Geäst der hohen Bäume und an Lianen jedoch ist er ein imposanter Turner und Weitspringer. Senegoff hatte dem Guresa zuliebe ein großes Stück Urwald vor der Rodung geschützt. So blieb dem Guresa ein Stückchen Heimat bewahrt; es stand inmitten von Morokko wie ein Natur-Reservat, während weit und breit der Urwald gerodet und verbaut war. Nur der Guresa hatte Zutritt zum Reservat; er war darum nie angebunden. Senegoff verschaffte ihm mühevoll von weither aus der Provinz Tembaro die ausgesuchtesten Urwaldfrüchte. Mit Rührung beobachtete Fred, wie der einsame Guresa an Senegoff hing, als ob er seinesgleichen wäre. Von anderen Menschen ließ er sich weder ernähren noch berühren; er flüchtete verängstigt, wenn Schwarze oder Weiße sich näherten. Diese seltene Affenart kommt nur in Abessinien vor und stirbt, wie die Urwälder selbst, allmählich aus.

Neben Senegoff wohnte ein älterer Türke, der eine bescheidene Tabakplantage besaß. Wie Senegoff wollte er keine Diener um sich haben und verrichtete deshalb alles selbst mit Hilfe seiner abessinischen Frau, die sich zum Kornmahlen eine Sklavin halten durfte. Bereitwillig weihte der Türke Fred in alles ein, was zu seinem Berufsgeheimnis gehörte. Er gab ihm auch Samen mit auf den Weg, damit er in Hosanna für den eigenen Bedarf Tabak pflanzen könnte. Der Türke arbeitete ausschließlich für das äthiopische Tabakmonopol.

In weiteren Tagereisen erreichten die beiden Vettern das Gurage-Land, wo sie hellhäutigen Menschen begegneten. Männer wie Frauen waren gepflegt und sympathisch. Ihre Hände und Füße sind klein und zartgliedrig. Diese Rasse weist keine negroiden Merkmale auf. Die Gurage Frauen tragen wie die Abessinierinnen und Galla einen Hemdrock mit einem Tuchgürtel; nur wenn sie ausgehen, werfen sie sich eine Schamma über. Die Gurage sind neben den Galla die arbeitswilligsten und fleißigsten Elemente in Aethiopien. Sie wurden deshalb von der Sklaverei verschont. Fred stellte einen jungen Gurage wegen seiner Sauberkeit an. Er hieß Gabra Giorgis und war Christ. Kalifa fand es angenehm, einen Dienstkollegen zu bekommen, machte aber Fred darauf aufmerksam, dass die Gurage nicht besonders ehrlich seien, weswegen Gabra Giorgis als Stalljunge angestellt wurde.

Zwei Tage später gelangten sie nach Kanbata. Auch dieses Land ist sehr fruchtbar; man kann dort im Jahr bis zu vier Ernten einbringen. Die Karawane musste nun öfters Bäche auf Furten durchwaten und Wiesenpfade überqueren, die sich unaufhörlich kreuzten. Häufig kam ihnen eine Safari mit zehn bis dreißig Maultieren entgegen, welche die Erzeugnisse der Bauern aus dem fernen Westen Abessiniens brachte, hauptsächlich Kaffee, Baumwolle, Salz und Honig.

In dem hügeligen Gelände von Kanbata gewahrte Fred weder Steine noch Geröll, nicht einmal in den Bachbetten. Milch, Butter, Honig, Getreide und Fleisch gab es hier in Ueberfülle. Frauen und Mädchen trugen kurze Röcke aus gegerbtem Leder; den Oberkörper ließen sie entblößt. Man hörte sie, obwohl sie barfuß liefen, weil ihnen der Lederrock um Knie und Waden schlug. Die Gundela reiben sich den Oberkörper und vor allem die Haare mit Butter ein, um sich vor den schonungslosen Sonnenstrahlen zu schützen. Sie sind



sehr wasserscheu, waschen sich während ihres ganzen Lebens kein einziges Mal, ebenso wenig ihre Gewänder, obschon dort die Endodie wächst, ein Strauch, dessen Zweige, in heißem Wasser gekocht, wie Seife wirkt und schäumt.

Als Kalifa und Gabra Giorgis den Hügel mit der Stadt und dem Gibbi des Ras Abata erblickten, erscholl es freudig aus ihrem Mund: «Geta! Hosanna!» Mit ausgestrecktem Arm wiesen sie auf das Ziel der Reise. Fred fühlte sein Herz schneller schlagen, als ihm klar wurde, dass er sich nun seinem Ziel näherte. Im März war er von Rorschach aufgebrochen, und jetzt war es schon September. Mit größter Anteilnahme musterte er fortan jeden neuen Ausblick, die Vegetation, Hütten und Menschen, denen er begegnete. Er ritt, begleitet von seinen beiden Dienern, dem Vetter voraus, denn er wollte als erster den Onkel Begrüßen. Auf und ab führte der Weg, wobei das Gibbi mit seinem Eukalyptuswald den Blicken abwechselnd entschwand und wieder auftauchte. Ungeduldig spornte Fred sein Reittier zu immer schnellerer Gangart an, während seine beiden Begleiter wie flinke, unermüdliche Gazellen neben ihm herliefen. Sie zeigten ihm ein großes Runddachgebäude, auf dessen

Giebel ein Kranz Straußeneier empor ragte, und das sie als «ba Taskan» (Kirche) bezeichneten.

Nach der nächsten Steigung sah er endlich das Gehöft seines Onkels. Er hielt sein Maultier an, um den Anblick bewusst aufzunehmen. Das Landschaftsbild hatte die Form eines Hufeisens. Im Vordergrund in einer fünfhundert Meter breiten Mulde, erhob sich das geräumige Gehöft des Onkels, gesäumt von einer meterhohen Erdmauer mit zwei Meter hohem Holzgehege. In dem großen Hof gewahrte er eine Anzahl Rund- und Oval Hütten. Auf der linken Seite erstreckte sich in westlicher Richtung ein ziemlich langer Hügelrücken, auf dessen höchster Erhebung der Marktplatz lag, wo jeden Mittwoch und Samstag ein Waren- und Viehmarkt abgehalten wurde, wie Kalifa erläuterte. Am Westende des Marktplatzes zeigte sich ein Galgen, an dem ein Erhängter baumelte. Der Hügelrücken rechter Hand war überbaut von der Katama und dem Gibbi des Ras Abata. Um das Gibbi herum zog sich ein Bollwerk aus groben Holzklötzen, und dicht davor befand sich ein Erdwall und anschließend ein tiefer Graben. Eine mächtige Pforte, die ständig von Torhütern bewacht wurde, führte ins Innere zu Amts- und Wirtschaftsgebäuden und zum Gibbi des Ras. An eine Erstürmung dieser Zitadelle dachten die Gundela wohl nie, auch wenn die Abgaben, die sie zu entrichten hatten, so sehr auf ihnen lasteten, dass sie trotz Fleiß und bescheidenen Lebensansprüchen nie zu Wohlstand gelangen konnten. Zwischen hohen Eukalyptusbäumen, die das Privat Gibbi des Ras säumten, standen einige Gebäude mit Steinmauern, Türen und Fenstern, die es sonst in Kanbata nirgends gab. Eigentliche Wohnhäuser mit Zimmern, Küche, Keller und Speicher fand man hier ebenso wenig wie in Addis Abeba.

4. KAPITEL

Der Empfang beim Onkel - Marotten der Einheimischen – Haustiere und Hofbrunnen - Das Suk als Köder - Höflichkeitsbesuch bei Ras Abata - Homba-Einkauf - Diebessuche - Fütterung einer Zibetkatze Im Urwald - Die Sklavin Tammeinesch - Erste Begegnung mit der Königin von Gofa - Erfahrungen mit Reitpferden - Das Maskalfest - Katastrophe nach der Abreise des Onkels - Ein Schuss aus dem Hinterhalt - Geglückte Spekulation

Fred hatte es eilig; er brannte darauf, seinen Onkel zu überraschen. Kurz darauf traf er eine Transport-Karawane, die von Hosanna kam. Der Karawanenführer war ein hellhäutiger Gurage und hieß Yussuf. Er grüsste Fred und dessen Begleiter ehrfürchtig mit nicht enden wollenden Verbeugungen; denn er hatte richtig vermutet, dass er einen Neffen seines Herrn vor sich habe. Yussuff verabschiedete sich dann schnell, um seinen Leuten und Frachten nachzueilen; nach einigen Wochen wollte er aus der Hauptstadt mit neuen Waren aller Art für das Suk (Basar) seines Herrn zurück sein. In einer Viertelstunde erreichte Fred nun endlich die Station seines Onkels. Vor dem geschlossenen Hoftor stieg er ab; Kalif a schlug mit der Reitpeitsche an die rohgezimmerte Hoftüre. Von innen ertönte der Ruf: «Manna?» («Wer ist da?») Auf die Antwort «1 Musje Mischel agot lidsch e no» («Herrn Michels Neffe») beeilte sich ein greiser Torhüter, das Tor weit zu öffnen. Schon vor Monaten war er vom Eintreffen zweier Neffen unterrichtet worden, und seither hatte er mit Engelsgeduld auf sie gewartet und sich gefreut, dass ihm die Ehre zuteilwerden sollte, ihnen die Pforte zu öffnen, bevor er ins Jenseits abberufen würde. Der Greis war ein Gun-

dela, vom Moslem zum Christen bekehrt; mit seiner ebenfalls getauften Frau bewohnte er ein kleines Pförtnerhaus neben dem Hoftor. Er verbeugte sich bis zur Erde und küsste Fred demütig die Schuhe. Dann trottete er auf einem schnurgeraden Weg nach dem weißgetünchten Elfin, um seinen Herrn zu wecken.

Es war drei Uhr nachmittags, die neunte Stunde der Abessinier, als Uba, eine Schankalla, die Türe des Elf ins von innen öffnete, um nachzusehen, wer da Einlass begehrte. Als sie Fred erblickte, stieß sie einen Freudenschrei aus und klopfte mit beiden Händen auf ihren üppigen Busen, reckte die Arme über ihr kurz geschorenes, krauses Haar und begann laut zu trillern: «Li-li-li-li-li-!» Damit weckte sie den Onkel und sein ganzes Gesinde.

Mit verschlafenen Augen und im Hausrock erschien der erst dreiunddreißig jährige Onkel unter der Elfintüre und umarmte seinen Neffen. Seine erste Frage galt Georg; er befürchtete Schlimmes, weil Georg nicht mitgekommen war. Dann begaben sie sich ins Innere der Behausung, und nachdem der Onkel sich erkundigt hatte, wie es den Eltern in Bern ging, wie die lange Reise verlaufen wäre, und was Fred unterwegs erlebt hätte, stellte er seinem Neffen das gesamte Hausgesinde vor, als erste Uba, das Schankalla-Mädchen mit den Sklavenmalen an beiden Schläfen. Er hatte sie aus der Sklaverei befreit und als freie Magd in seinen Haushalt aufgenommen.

Uba war siebzehnjährig, klein von Gestalt und hatte im Gegensatz zu ihrem negroiden Gesicht die zierlichen Hände und Füße der schönen Gurage- und Amharen-Frauen. Sie war wie eine Schoanerin gekleidet und durfte keine Butter in ihr Haar streichen; dafür trug sie ein blendend weißes «Schasch» (Wickeltuch aus Tüllstoff) um die Stirne. Sie war sehr beflissen um das leibliche Wohl ihres Herrn und übertrug diesen Diensteifer

auf die beiden Neffen. Sie hatte blitzschnell Tee zubereitet und servierte ihn mit selbstgemachtem Joghurt, Bienenhonig und Dabo. Als nächster stellte sich Sarium vor, der oberste Diener, ein hochgewachsener, ehrgeiziger Schoaner der Herrenkaste von Abessinien. Er machte bei der Begrüßung eine süßsaure Miene, denn er witterte Konkurrenz für seine Bestrebungen.

Es folgte der hellfarbene Faissa mit seiner ebenso hellen Frau Medina. Beide stammten wie Kalifa aus dem fernen Westen. Dann waren da noch der Gurage Wuolde Giorgis und der zwerghafte Mantscho, der einer seltenen und aus-sterbenden Rasse angehörte. Die Mantscho sollen Nach-kommen der prähistorischen Sumerer sein.

Nicht zur Dienerschaft gehörte die ebenfalls anwesende Amharin Adkelesch, die mit sechzehn Jahren bereits Witwe war. Außer der ständigen Dienerschaft wurden noch viele Einheimische aus Hosanna als Taglöhner beschäftigt.

Nach dem Tee ließ Onkel Michel zwei Pferde satteln, seinen braunen Saro und für Fred den Halbeuropäer Furi (aus dem Gestüt von Dr. Katz). Zwei berittene Diener folgten ihnen, außerdem Kalifa mit Freds Ah. Sie ritten Georg entgegen. Fred fühlte sich glücklich wie noch nie zuvor, so hoch zu Ross im wunderschönen Afrika zu sein.

Bald sichteten sie den Nachzügler, der vor Freude seinen Tropenhelm schwenkte. Es fiel Fred auf, dass Georg von Onkel Michel herzlicher und bewegter begrüßt wurde als er selbst. Später sollte er durch einen Zufall erfahren, dass ihn die Großmutter beim Onkel als schwarzes Schaf angekreidet hatte.

Zu Fuß legten die drei den Weg nach Hosanna zurück. Für die Neuankömmlinge standen im Rundhaus, das erst kürzlich erstellt worden war, zwei Betten bereit. Der Erdboden des einzigen Raumes war festge-

stampft, um dem Ungeziefer das Dasein zu erschweren. Von innen und außen waren die Wände mit Kalk getüncht. Der Raum hatte eine rohgezimmerte Türe mit Schloss, aber keine Fenster. In der Mitte erhob sich ein Holzstamm, der das Dach stützte.

Das Nachtessen, welches Uba bereitet hatte, bestand aus Reissuppe mit Perlhuhn, gebratenen neuen Kartoffeln und einem gebratenen Huhn für jeden. Das Brot hatte Uba in einem Backofen gebacken, der früher ein Termitenbau gewesen war. Es knirschte zwischen den Zähnen, weil Medina, Faissas Frau, den Roggen mit zwei Mühlsteinen von Hand mahlen musste, wobei von den Mahlsteinen abgeriebener feiner Sand in das Mehl geriet.

Nach dem Abendessen setzten sich Onkel und Neffen in den nebenanliegenden, durch Vorhänge abgeschirmten Wohnschlafraum des Elfins. In einem Winkel stand das Bett, über das ein Teppich gebreitet war. An der mit Kaliko beschlagenen Wand gewahrte Fred ein winziges Fenster, das man kunstgerecht aus mehreren von der Emulsion befreiten Photographenplatten zusammengefügt hatte. Von den Photos, die an den Wänden hingen, freute Fred am meisten das Bild seines Großvaters Johann Baithasar mit dem russischen Windhund Pascha. Der Onkel unterzog seine Neffen einem Examen, um festzustellen, wie es um ihre Sprachkenntnisse bestellt war. Obwohl beide schon viele Brocken und Redewendungen auf Amhara beherrschten, verlangte der Examinator, dass die Neffen jeden Tag dreißig Wörter hinzulernten, und scherzend drohte er ihnen mit Fastenstrafe, falls sie das Pensum nicht erfüllten.

Bei Sonnenaufgang wurde gefrühstückt mit Milchkaffee, Brot Honig und Eiern. Alsdann machten die drei die erste eingehende Runde innerhalb des Gehöftes.

Zuerst besichtigten sie das «Gimschabit», worin Werkzeuge und Lebensmittelvorräte aufbewahrt wurden, außerdem den Homba genannten Rohgummi. Als Fred ein solches Stück Homba aufhob, um seine Elastizität zu prüfen, erhielt er Aufschluss über Vorkommen, Gewinnung und Ankaufsmethoden von Rohgummi.

Die Währung Abessiniens bildeten die silbernen Maria-Theresia-Taler, die aus einer Münzstätte in Triest stammten. Im kaiserlichen Münzgebäude zu Addis Abeba wurden auch Taler mit dem Bildnis des Kaisers Menelik geprägt, desgleichen die Münzen «Tummun», «Rub» und «Alad» (Piaster, Vierteltaler und halber Taler). Eigenartig war, dass der Menelik Taler im ganzen Lande weniger begehrt war, obwohl der Kaiser von allen vergöttert wurde. Wahrscheinlich rührte es daher, dass der Maria-Theresia-Taler auch jenseits der Landesgrenzen als Zahlungsmittel angenommen wurde.

Die Marotten der Gundela in Bezug auf Zahlungsmittel hinderten die reibungslose Abwicklung der Geschäfte bei der «Ethiopian Rubber Exploitation». Die Gundela Frauen und Männer achteten sehr darauf, dass die Taler, insbesondere der Perlenkranz der Brosche Maria-Theresias, nicht abgegriffen waren.

Andere wollten keineswegs sauberes, blankes Geld in Empfang nehmen. So war man wieder genötigt, neben blanken Talern auch oxydierte, unansehnliche für gewisse Gundela bereitzuhalten. Um oxydiertes Geld herzustellen, mussten Diener die Münzen, mit Pferdemist vermengt, in der Erde vergraben. Kam es vor, dass die blanken Taler ausgingen, so mussten die oxydierten mit Seifenwasser rein gewaschen werden. Diese lästigen Geldmarotten waren den Gundela nicht auszutreiben.

In Kanbata gab es unter den Einheimischen noch ein primitives Zahlungsmittel, nämlich das «Martscho». Das war ein rohgeschmiedetes, Bumerang förmiges Flachei-

sen von etwa 50 cm Länge und einem Gewicht von ungefähr 500 Gramm. Das eine Ende war in einem Winkel von 60 Grad abgebogen. Je nach Festigkeit und Elastizität wurde es von den Gundela mit zwei bis vier Piaster bewertet (50 Rappen bis 1 Franken). Neben dem Martscho gab es vierkantig gesägte Salzstücke von 20 bis 30 cm Länge, ungefähr ein Pfund schwer. Ein solches Salzstück war zwei Piaster wert.

Unter den Milizsoldaten des Ras kursierte außerdem ein zwar nicht gesetzliches, doch toleriertes Zahlungsmittel. Wenn einem Soldaten das Silbergeld ausging (Kupfer-, Nickel- und Goldmünzen gab es überhaupt nicht), verabreichte er als Gegenwert von einem Taler Gewehrpatronen, entweder drei Bleimantelpatronen (11 mm Kaliber vom französischen Modell Gras) oder 5 mm Patronen mit Stahlmantel gleich welchen Kalibers und Gewehrmodells.

Die Mäntel mussten unversehrt mit dem paraffinierten Abdichtungspapier versehen sein. Es gehörte schon eine gewisse Erfahrung dazu, gute und unbrauchbare Patronen voneinander unterscheiden zu können, ohne den Mantel abzuheben und das Pulver zu kontrollieren. Die guten Patronen enthielten das weiße, wirksame Plättchen Pulver, die falschen nur gewöhnliches Jagdpulver, das nicht einmal die Kugel aus dem Lauf zu befördern vermochte. Die meisten Gewehrläufe waren inwendig rostig. Um die Patronen zu prüfen, schüttelte man sie fest am Ohr, und auf Grund des Geräusches konnte der Kundige die Spreu vom Weizen scheiden.

Hinter dem Gimschabit wohnten Sarium und Faissa mit ihren Frauen. Medina mahlte das Getreide und kochte für die Dienerschaft. Auf der gegenüberliegenden Seite stand eine Rundhütte, Ubas Küche. Dort sollte sie auch schlafen, aber das kam selten vor. Sie schlief lieber bei ihrem weißen Befreier im Elfin. Uba besaß im-

mer einen Pavian oder einen Tota-Affen, der ihr nicht nur zum Zeitvertreib, sondern hauptsächlich als Nahrungsmittel-Experte diente. Der Affe verfügte über einen unfehlbaren Instinkt, ungenießbare und essbare Früchte ohne Kostprobe zu unterscheiden. Die giftigen warf er sofort mit Verachtung zur Seite, und diejenigen Früchte, Beeren oder Pilze, die er verspeiste, durfte man getrost essen. Ein solcher Pavian hatte Uba abgeschaut, wie sie Streichhölzer aus der Schachtel nahm, an der Reibfläche entzündete und Feuer machte. Diese Gelehrsamkeit wurde ihm eines Tages zum Verhängnis. Er hatte Uba eine Schachtel Zündhölzer entwendet und damit das Strohdach der Küche erklommen. Bellend und kläffend vor Freude über seinen gelungenen Raub, zündete er ein Streichholz ums andere an und warf die brennenden Hölzchen aufs Grasdach, so dass die Küche im Nu lichterloh in Flammen aufging. Der Hundsaffe begab sich wohlweislich in Sicherheit, und beim Anblick des Brandes begann er einen Erzspektakel mit seinem Gekläff und seinem Klagelaut «ö-ö-ö- öööö!» Der schlimme Streich kostete ihn das behagliche und gefahrlose Zusammenleben mit Menschen; man brachte ihn zur Strafe in den Urwald und band ihn dort an einen Baum, damit er nicht zurückkehren konnte. In der folgenden Nacht fiel er herumschleichenden Leoparden zur Beute.

Vor Ubas neuerbauter Küche befand sich ein ausgehöhlter Baumstrunk, den Medina als Mörser benutzte, um mit einem Holzbengel alles Mögliche zu zerstampfen. Längs der runden Küchenwand waren einige «Gombos» (Tonkrüge) aufgestellt, in denen Mehl, Getränke, rohe Baumwolle, Gerste, Tif und andere Dinge aufbewahrt wurden. Tif ist eine der feinsten, gesündesten und nahrhaftesten Getreidearten der Erde und gedeiht nur im gottgesegneten Aethiopien. Ubas Kochherd war eine aus zwei Blechkanistern zusammengebastelte Feu-

erstelle. Als Brennholz benutzte sie das Holz von Woirabäumen oder der Tuja, das leicht wie Kienspan brennt.

Im Pferdestall schliefen auf einer Palmblättermatte die ehemaligen Sklaven Mantscho und Dönbelo. An der Krippe standen drei Pferde, vier Maultiere und ein Esel. Während der Sommerzeit (November bis Mai), wenn der dreißig Meter tiefe Schachtbrunnen zu versiegen begann, musste Mantscho den Esel mit vier Blechkanistern zu einem Tümpel, den der Ras geschaffen hatte, treiben, um dort Wasser zu holen.

Diesseits des Schachtbrunnens lag das Viehhaus, in dem eine Kuh, einige Schafe und eine Menge Hühner hausten. In der Regenzeit gab die Kuh täglich bis zu zwei Liter äußerst fetthaltige Milch. Sie ließ sich nur melken, wenn sie ein Kalb hatte. Verendete das Kalb, so musste man ihm die Haut abziehen und der Kuh das Fell während des Melkens hinhalten, damit sie es ablecken konnte.

Die Kuh ist in Abessinien ein privilegiertes Haustier, denn aus Ehrfurcht und Dankbarkeit für ihre nützlichen Dienste wird sie nicht geschlachtet. Wenn sie infolge Altersschwäche nicht mehr kalbt und demnach keine Milch mehr gibt, erhält sie das Gnadenbrot, bis sie eingeht. Ihr Kadaver wird dann aufs Feld oder auch nur vor die Hütte geschleppt und liegen gelassen. Geier, Hyänen und Schakale, auch wilde herrenlose Hunde besorgen die Wegräumungsarbeiten binnen einer Woche. Bis dahin hält jeder, der vorübergeht, wegen des Verwesungsgestanks ein Tuch vor die Nase. Auch die weiblichen Kälber werden nicht geschlachtet, die männlichen nur, bis sie zweijährig sind.

Die Preise für Pferde, Ochsen, Kühe, Kleinvieh und Hühner waren äußerst niedrig, desgleichen deren Futter. Für einen wohlgenährten Stier oder Ochsen ver-

langte ein Gundela sechs bis acht Taler, für ein Schaf oder eine Ziege einen Rub. Für ein Martscho (50 Rappen) bekam man bei den Gundela ein Dutzend Hühner.

Von einer trächtigen Ziege, die Onkel Michel einer Gundelafrau aus Mitleid abgekauft hatte, erhielt er in kürzester Zeit so viel Nachwuchs, dass er beim Eintreffen seiner Neffen bereits eine stattliche Ziegenherde besaß. Hin und wieder gingen Ziegen durch Ueberfälle von Leoparden verloren.

Der Onkel begleitete seine Neffen in ein geräumiges und primitives Warenhaus, das sogenannte Suk, neben dem Haupttor. Das Tageslicht drang nur durch zwei Türen herein, entweder durch die Ladentüre oder durch eine Hintertüre, die auf den Hof führte. Die Marktstraße vor dem Suk begann auf dem Hügel, wo der Ras residierte, und verlief in gerader Richtung am Suk vorbei auf den gegenüberliegenden Markthügel. Das Suk lag also zentral; alle Wege von Hosanna mündeten daneben in die Marktstraße. Im Warenhaus befand sich ein langer und breiter Ladentisch, hinter dem auf einigen Gestellen die Waren aufgestapelt waren. Es gab lange Reihen Flaschen mit alkoholischen Getränken aller Art, vom gewöhnlichen Mastica bis zum Doppel-Kümmel, französische Rot- und Weißweine, Champagner und Liköre. Auf einem anderen Gestell lagen Tuchballen, «Silk», Mabruk, Piqu, Abd-schedid und Schasche. An Nägeln hingen zahlreiche Konfektionskleider, Milizhemden, bestickte Frauenhosen und -hemden, breitkrempige, mausgraue und grün gefütterte Filzhüte, wasserdichte Burnusse aus schwarzen Ziegen-haaren. Auf anderen Gestellen häuften sich Patronengürtel, krumme Säbel und schwarze Regenschirme. Einen roten Schirm durfte nur der Kaiser, einen grünen nur ein Fürst benutzen. Und einzig der «Abuna» (koptischer Papst) und seine Ministranten durften außer Rot und Grün eine

andere Farbe als Schwarz wählen.

Das Warenlager enthielt auch unzählige Glaswaren, von den feinsten Kristallgläsern bis zum gewöhnlichen Wasserglas, außerdem kostbarste und billigste Parfüme und endlich noch Sardinen.

Als Fred vom Onkel gefragt wurde, ob er gern das Suk übernehmen wolle, bejahte er sogleich mit Begeisterung, zum Aerger Ato Sariums, der es bisher geleitet hatte.

Adkelesch beschwerte sich, weil Richard in Furi geblieben war; sie hätte nämlich seine Frau werden sollen. Nun verlangte sie, dass der junge, blonde Fred ihr «Bab> (Mann) werden müsse. Man suchte sie zu bewegen, doch lieber Georg zu nehmen, weil er älter als Fred war. Sie wollte aber von dem «Fantata-Ferenschi» (Pocken-Europäer) nichts wissen. Hierauf erfüllte man ihren nicht ganz berechtigten Wunsch, zumal Fred ihm gern entsprach. Die beiden äußerlich so ungleichen Menschen vertrugen sich in der Folge sehr gut miteinander. Adkelesch war sympathisch, gesund, fröhlich, anmutig und gewissenhaft. Es wurde für Fred ein Vergnügen, bei ihr Amharisch zu lernen; sie brachte es ihm in Kürze bei.

Vor der Hochzeitsnacht räucherte sie ihren Unterleib mit wohlriechenden indischen Rauchstäbchen, weil dies so Sitte und den abessinischen Männern angenehm war; Fred verursachte es brennende Schmerzen. Onkel Adolf hatte ihm eine sehr intime Schmeichelei für abessinische Frauen verraten. Als er Adkelesch die Worte «Antschi ems i taffetal» zuraunte, konnte sie zwar nicht rot werden wie eine keusche Europäerin, sondern sie strampelte vor Freude und Uebermut mit den Beinen und schmiegte sich noch enger an ihn.

Die beiden Neffen mussten mit ihrem Onkel den her-

kömmlichen Antrittsbesuch beim Ras machen und sich ihm vorstellen. Als sie sich zur Audienz anmeldeten, merkte Fred, dass sein Onkel am Hof des Fürsten ein erhebliches Prestige genoss. Sie brauchten nicht lange zu antichambrieren. Ihre Diener hatten eine Menge «Gubbo» mitgebracht, weil es zum guten Ton gehörte, nicht mit leeren Händen zu erscheinen.

Mit dem Tropenhelm unterm Arm betraten sie das Elfin. Der Ras erhob sich von seinem Sitz und erwiderte ihre tiefen Verbeugungen mit einer leichten Kopfneigung; dann reichte er ihnen die Hand und begrüßte sie mit blumigen Redewendungen. Nachdem er sich wieder auf seine seidenen Polsterkissen niedergelassen hatte, forderte er seine Besucher mit einer graziösen Handbewegung zum Platznehmen auf. Er winkte seinem Elfinaschgar (Kammerdiener) und flüsterte ihm einige Worte zu. Während der Kammerdiener dem Befehl lauschte, hielt er sich einen Zipfel seiner Schamma vor Nase und Mund, um den Ras nicht mit seinem Atem zu belästigen. Der Diener übermittelte danach den erhaltenen Auftrag ebenfalls im Flüsterton einem diensttuenden Sklaven, der rasch sein Gesicht verhüllte, als er sein lautes «Eschi Geta!» zur Antwort gab und hinauseilte. Gleich darauf erschien er wieder und überreichte dem Mundschenk die herkömmlichen Trinkgefäße mit Tetsch. Bevor der Mundschenk jedem sein Getränk übergab, leerte er von jedem Gefäß ein wenig in seine hohle Handfläche und schlürfte es. Die Gefäße waren mit einem bunten Seidentüchlein umwickelt, damit das «Kuffu ein» (Böser Blick) dem Getränk nicht schaden konnte.

Nachdem alle getrunken hatten, erklärte Onkel Adolf dem Ras, warum seine Neffen nach Abessinien gekommen waren, und erbat für sie die Niederlassungsbewilligung. Er versicherte, dass die Neffen allen Anordnungen des Ras Folge leisten und die Landessitten achten

würden. Als Zeichen freundschaftlicher Gesinnung wurden dem Ras die mitgebrachten Geschenke überreicht. Sarium und Gabra Tadik legten sie mit einer Verneigung vor dem Fürsten auf den Teppich. Sichtlich erfreut, dankte der Fürst, und Sklaven trugen die Sachen weg, nachdem ein Schriftgelehrter den Wert der Geschenke auf einen Zettel geschrieben hatte. In der folgenden Unterhaltung ließ der Ras durchblicken, dass die beiden Neffen jederzeit auf ihn zählen könnten. Er erkundigte sich nach dem Kautschukgeschäft, und schließlich lud er alle drei zum bevorstehenden Maskalfest ein. In bester Laune verabschiedeten sie sich mit den herkömmlichen Worten.

Georg begann mit dem Ankauf des Rohgummis. Unter dem Türrahmen des Vorratshauses hatte er eine kleine Zugwaage aufgehängt, an der er die Gummistücke zum Abwägen einhakte. Für drei Kilo Rohgummi wurde ein Taler (2.20 bis 2.50 Franken) bezahlt. Das Wiegen war etwas umständlich wegen der ungleichen Größe der Gummistücke. Bei einem Minusgewicht von rund 150 Gramm drückte Georg ein Auge zu und rundete auf. Es gab Schlaumeier, die einen zweiten Homba unter dem Gewand versteckt hielten und Georgs Güte missbrauchten, indem sie das zweite Stück erst hervorholten, nachdem er beim ersten das Gewicht aufgerundet hatte. Erwischte Georg die Leute bei einem solchen Betrug, so nahm er ihnen den Gummi weg und bezahlte nichts dafür. Streit gab es deswegen nicht. Georg musste auch darauf achten, dass nur getrockneter Gummi gebracht und abgewogen wurde, denn bei nassen Stücken entstand während des Transportes nach Uebersee erheblicher Gewichtsverlust. Viele Gundela versuchten kleine Steine und schwere Eisenholzsplitter in die Masse zu mischen, um ein höheres Gewicht zu erzielen. Deshalb machte Georg öfters die Probe und schnitt den

Homba mit einem Messer durch. Auch bei diesem Betrug nahm er den Gummi weg, ohne ihn zu bezahlen.

An einem der folgenden Tage besuchten Onkel Michel und Fred Hauptmann Gesau. Dieser Milizoffizier amtete zugleich als Richter des Ras Abata. Er stammte aus einer angesehenen Familie, die seit Generationen im Besitz eines Monopols war. Dabei handelte es sich um ein Geheimmittel, das die Wirkung hatte, Menschen in Trance zu versetzen. Er wandte das Mittel in seiner Gerichtspraxis nur an, wenn ein Kläger es ausdrücklich verlangte und die Gebühr dafür entrichtete.

Wenn dem Hauptmann eine Klage wegen Diebstahls vorgebracht wurde, und der Kläger den unbekannten Dieb mit dem «Libascha» ausfindig machen wollte, begab sich der Richter in Begleitung von Gerichtsweibeln und Dienern sowie eines noch jungen, keuschen Sklaven an den Ort, wo der Diebstahl stattgefunden hatte. Am Tatort schüttete ein Diener die geheimnisvolle, weißgraue Mixtur in einen Büffelhornbecher. Der Sklave streckte sich auf dem Boden aus, und man schlang ihm einen schmalen, langen Tuchriemen um die Hüften. Ein Weibel hielt den Kopf des Jünglings fest und goss ihm trotz seinem Sträuben die milchige, bittere Flüssigkeit in den Mund, so dass er sie schlucken musste. Bald darauf fiel er in Trance und atmete keuchend. Im Trancezustand wurde er auf die Beine gestellt; sogleich begann er die Gesten des Diebes zu wiederholen und folgte seinen Spuren. Ein Diener, der die Enden des Tuchgürtels festhielt, schritt zwei Meter hinter ihm her. In den meisten Fällen endete die Verfolgung damit, dass der Libascha den Dieb aufspürte. Jedermann musste bei seiner Annäherung zu Boden kauern; sonst wurde man von ihm geschlagen. Hatte er den Dieb gefunden, so umschlang er ihn und ließ ihn nicht mehr los. Der Gerichtsweibel ermahnte den Dieb mit dem Anruf: «Ba Menelik amlak! Wuoss tera!» («Bei der Seele Meneliks!

Ruf einen Bürgen!») Konnte der Verhaftete einen Bürgen stellen, so wurde dieser an seiner Stelle gefesselt abgeführt. Der Angeklagte hatte somit Gelegenheit, sich einen Anwalt zu beschaffen oder Zeugen für seine Unschuld vor den Schnellrichter zu bringen. Zu einem festgelegten Termin musste der Angeklagte seinen gefesselten Bürgen ablösen; andernfalls wurde der Bürge an seiner Statt abgeurteilt, auch wenn es sich um ein Todesurteil handelte. Ein Abessinier lässt seinen Bürgen nie im Stich, selbst dann nicht, wenn er weiß, dass er zur Todesstrafe antreten muss. Mit einem Gegenmittel wurde der junge Sklave aus dem Trancezustand geweckt, und dann durfte er lange schlafen, um sich von der psychischen und physischen Anstrengung zu erholen. Mehr als einmal am Tag durfte der Libascha nicht beansprucht werden; trotzdem starben alle frühzeitig. Für das Verfahren musste der Kläger zehn Taler entrichten. Es versagte öfters, wenn der Dieb auf seinem Wege Wasser durchschritten hatte. In diesem Fall verlor der Libascha meistens die Spur. Es war auch möglich, die Verfolgung jenseits des Wassers mit einem anderen Sklaven fortzusetzen; aber das kostete abermals zehn Taler. Häufig gingen listige Diebe lange Zeit im Wasser, um die Suchaktion zunichte zu machen.

Fred fragte den Hauptmann nach der Vorgeschichte des Gehängten, den er bei seiner Ankunft am Galgen baumeln gesehen hatte. Der Richter erklärte ihm, dass der Mann ein gemeiner Dieb gewesen sei, der seinen Brotherrn bestohlen habe. Der Ras ließ ihn durch den Strang hinrichten, nachdem seine Berufung an die oberste Instanz beim Afa Negus erfolglos gewesen war. Bestehlung seines eigenen Brotherrn wurde in Abessinien als Kapitalverbrechen betrachtet und bestraft. Zu den schönsten Tugenden des Abessiniers, sagte der Richter, zählten Ehrlichkeit, hohe Moral und aufrichtige Frömmigkeit. Als sich erst wenige Weiße im Reiche auf-

hielten, sei es selten zu Todesurteilen gekommen.

Zu Freds Obliegenheiten gehörte auch die Betreuung einer Zibetkatze. Sie wurde gefangen gehalten zur Gewinnung des kostbaren Fettes, das die Drüsen unter ihrem After absonderten. Es ist ein schwarzgraues Fett, dessen spezifisches Gewicht schwer ist wie Graphit. Die Drüsen-absonderung bietet der Wildkatze einen natürlichen Schutz vor größeren Raubtieren. Im Urwald, wo die Katze beheimatet ist, streift sie das Fett in gewissen Zeitabständen an Baumstämmen ab, wodurch die Umgebung von Wohlgeruch erfüllt wird. Dafür verschonen sie die größeren Raubtiere. Die Zibetkatze ist ein bösartiges, unzähmbares kleineres Raubtier in der Größe eines Fuchses. Fred musste bei der Fütterung jedes Mal List anwenden, sonst wäre er gebissen worden. Das Tier fauchte vor Wut, wenn er sich ihm näherte, und lief unaufhörlich im Käfig hin und her. Das Futter bestand aus rohem Fleisch und Kuhmilch. Der Käfig hatte zwei Türen. Bei der einen schob er das Futter hinein. Sobald die Zibetkatze gefressen hatte, öffnete er die Türe und fasste das Tier rasch am buschigen Schwanzende, um es herauszuziehen und in genügendem Abstand in die Höhe zu heben. In dieser Stellung, mit dem Kopf nach unten, war die Zibetkatze wehrlos und konnte nicht Beißen. Mit der freien Hand entnahm er mittels eines kleinen Elfenbeinlöffelchens das begehrte Drüsenfett, ungefähr 100 bis 150 Gramm aufs Mal. Diese winzige Menge genügte, um etliche Hektoliter Parfüm herzustellen. Das konzentrierte Fett, das von der Drüse ausgeschieden wird, stinkt geradezu; aber in tausendfacher Verdünnung wird es außerordentlich wohlriechend. Nach der Drüsenentleerung ließ Fred die Katze durch eine Falltüre in den Käfig hinunterfallen. Es war keine gemütliche Angelegenheit, diese Wildkatze zu füttern. Auf der Station verwendete man etwas Zibetfett zum

Bestreichen der Löwenfalle, und der Rest wurde nach Paris exportiert.

Jeden Nachmittag ritt Onkel Michel mit seinen Neffen zu den Ausläufern des Urwaldes hinaus. Dort nahmen sie den Dienern die Jagdgewehre ab; einer musste bei den Pferden zurückbleiben, und Kalifa trug ihnen die Löwenfalle nach. Im Gänsemarsch schritten sie, Fred allen weit voraus, durch Dickicht, an Schlingpflanzen und Weißdorn Büschen vorbei und über versteckt liegende, morsche Stämme und Aeste hinweg. Bei einem solchen Jagdausflug wurde Fred unerwartet von einem Buschbock überrascht. Der Bock und Fred standen gebannt still und schauten einander in die Augen, ohne sich zu rühren. Fred trug sein Gewehr wie gewohnt umgehängt, und bei der leisesten Bewegung konnte sich der Bann lösen. Als das erschrockene Wild die Schritte der anderen vernahm, setzte es in hohem Sprung über einen Weißdorn Busch und rannte dann im Zickzack durch ein Gewirr von Büschen und Sträuchern ins Dickicht hinein. Der Onkel ärgerte sich und fragte Fred unwillig, weshalb er eigentlich ein Gewehr bei sich trage, wenn er es doch nicht gebrauche? Onkel Michel war ein leidenschaftlicher Jäger. Wehe dem Tier, das ihm vor den Gewehrlauf kam, sei es ein Guresa, der majestätisch von Baum zu Baum sprang, ein schleichender Leopard oder irgendein anderes Tier. Hatte er das Gewehr im Anschlag, so konnte kein noch so flinkes Tier fliehen - gleich krachte ein Schuss, und das Opfer lag getroffen am Boden.

Fred verhielt sich oft voreilig und unvorsichtig, darum erlitt er manch ein Missgeschick. Als er einmal zu einem abgeschossenen Guresa-Weibchen lief, um die unbewegliche Körpermasse anzufassen, wurde er von dem totgeglaubten Affen arg gebissen.

Den Bitten der Gundela nachgebend, stellten die Jäger ihre Raubtierfalle in der Nähe des Waldsaumes auf,



um einen Leoparden zu fangen, der selbst am hellllichten Tag Ziegenherden überfiel, ohne den Hüter im geringsten zu beachten. Er würgte die schönsten Zicklein, sättigte sich an ihnen und verschwand. Die nur mit Stecken bewehrten Hirten getrauten sich nicht, gegen die große Raubkatze vorzugehen. Als die Falle gestellt und mit einer langen Eisenkette an einem Baumstamm befestigt war, türmten sie ringsum einen hohen Dornenwall auf, der auch oben mit Weißdorn Zweigen geschlossen wurde.

Dicht neben die Falle legten sie einen frisch erlegten Guresa, eine Delikatesse für Leoparden. Die Falle war mit etwas Zibetfett bestrichen und durch Laub, Zweige und Gräser getarnt.

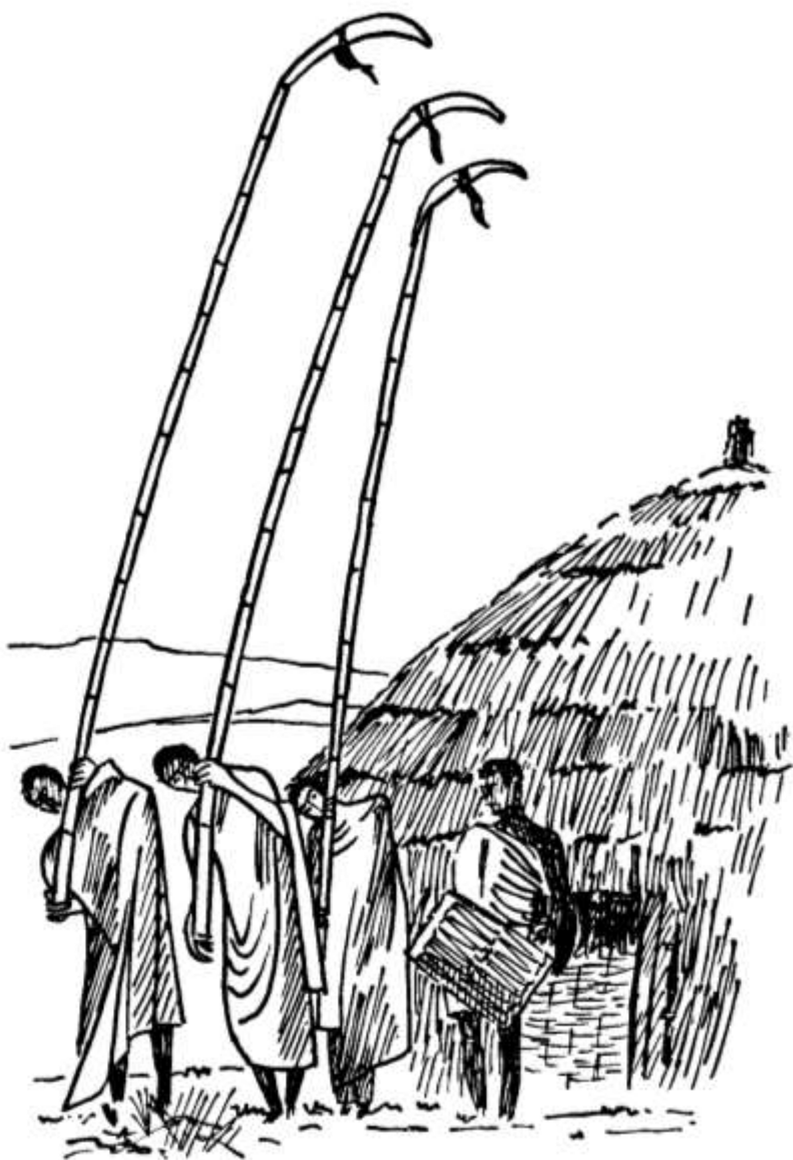
Am Nachmittag des folgenden Tages begaben sie sich abermals zu der Raubtierfalle. Trotz wiederholten Mahnungen schritt Fred den anderen wieder mit umgehängtem Gewehr voraus. Seiner Ansicht nach spähte er vorsichtig um sich. Aber er konnte sich an den genauen Standort der Falle nicht mehr erinnern, und so kam es, dass er unversehens durch den in die Falle geratenen und verwundeten Leoparden angefallen wurde. Bestialisch funkelten die Augen des Raubtiers, sein heißer Atem aus weit aufgerissenem Rachen jagte Fred einen Schauder ein. Er glaubte sich verloren und stand schreckerstarrt. Da krachte hinter ihm ein Schuss aus Onkel Michels Mausergewehr. Der Leopard, tödlich getroffen, fiel seitwärts zu Boden.

Nach diesem Vorfall wurde Fred endlich etwas vorsichtiger und benahm sich nicht mehr so, als ob der Urwald eine Parkanlage wäre. Dennoch geriet er einmal mitten in die Brutstätte einer Boa, die sich in einer Spirale im Erdboden eingegraben hatte. Sie griff ihn nicht an, gleichwohl flüchtete er mit einem ansehnlichen Sprung aus ihrem Bereich.

Auch kleinen, sehr giftigen Schlangen begegnete er häufig. Bis auf zwei flohen alle vor ihm. Die eine, der zu wenig Zeit zur Flucht blieb, wurde von Ali durch einen Huf Tritt verletzt. Vor Wut und Schmerz schnellte sie dem Maultier an den Hals. Diesmal hatte Fred den Mut und die Geistesgegenwart, blitzschnell seine Nilpferdpeitsche auf das Genick des Reptils niedersausen zu lassen, so dass es auf der Stelle tot war. Die andere giftige Schlange schoss auf ihn los, als er sie, an einem Steinhaufen vorbeigehend, erschreckte. Sie biss ihn in die Wadenbinden; rasch ergriff er sie hinterm Kopf und schleuderte sie in weitem Bogen von sich.

Während der Regenzeit saß Fred abends neben seiner anhänglichen, treuen Adkelesch daheim und lauschte bestrickt den einfachen Melodien der Flötenbläser des Ras, die ihren Herrn damit in Schlaf lullten. Die hölzernen Flöten, welche die drei Bläser verwendeten, brachten ähnlich klagende Töne hervor wie ein Alphorn. Heimweh bekam Fred dadurch keineswegs; es erging ihm aber auch nicht wie dem Ras, der von den Tönen in Schlaf gewiegt wurde, sondern Fred lauschte lieber im Dämmerzustand, um seine Phantasien von den Schalmeien begleiten zu lassen. Ihm war, als kennte er die Melodien bereits von einem früheren Leben her.

Zur Zeit des «Kerempt», wo der Regen wie ein Wasserfall niederprasselt, wo es blitzt, donnert und kracht, dass einem Hören und Sehen vergehen, löst ein Gewitter das andere ab. Es scheint tatsächlich, als ob die Hölle die Erde verschlingen wolle. Mit tosendem Krachen schlagen die Blitze bald hier, bald dort in eine Hütte, einen Baum oder einen Bach. Wie eine Stichflamme lodert sogleich eine vom Blitz getroffene Rundhütte auf; aber schon in wenigen Augenblicken wird das Feuer durch den Regen gelöscht. Täglich hören die Gewitter zur selben Stunde plötzlich auf, der Himmel wird wieder tiefblau, die Sonne scheint warm und hell und



lässt die nassen Blätter der Phönixpalmen und der Laubbäume im herrlichsten Grün erglänzen. Ein angenehmer Erdgeruch steigt vom Boden auf, der zu dampfen beginnt wie gekochte Kartoffeln.

Schnell watscheln Frauen und Mädchen mit hochgeschürzten Lederröcken über den glitschigen Erdschlamm, um auf den Markt zu gehen. Obwohl der Regen aufgehört hat, fließen noch lange unzählige Rinnsale in raschem Lauf die Hänge hinunter, erst einen Graben und schließlich einen reissenden Bach bildend. Eseltreiber und zu Markte gehende Männer tragen einen schwarzen Burnus, halten ihn hoch über den Kopf und gucken bisweilen aus dem Schlitz hervor, um wasserscheue Esel oder Maultiere mit dem Lockruf «Nödschd, nödschd, nödschd!» zum Weitergehen zu bewegen. Der Handel auf dem Markt muss sich rasch abwickeln, damit die Leute die trockenen Räume ihrer Hütten vor dem Wiedereinsetzen des Gewitters erreichen können.

An einem Samstag war Fred wie üblich im Suk tätig, denn gerade samstags erschienen besonders viele Leute. Auch die neunzehnjährige Tammeinesch (die Durstige) kam ins Suk. Ihr schwarzes Gesicht sah aus wie ein Rabe im Schnee, weil sie eine blendendweiße, selbstgesponnene Schamma aus Baumwolle trug. Tammeinesch war in Hosanna berühmt als Baumwollspinnerin, da sie so feine Fäden herstellen konnte, als wäre es ein Spinngewebe. Sie genoss unter den Sklavinnen eine Vorzugsstellung, weil aus ihren gesponnenen Garnen die Gewänder des Ras gewoben wurden. Unter ihrer Schamma trug sie einen sauberen Hemdrock aus grober Baumwolle. Da sie sich einen blütenweißen Schaschgürtel um den Leib geschnürt hatte, hätte man glauben können, sie trüge Bluse und Rock. Der tiefe Halsausschnitt und die enganliegenden Manschetten der Aermel waren mit bunten Wollgarnen zierlich bestickt. Wie alle Einheimi-

schen ging sie barfuß. Fred betrachtete mit Wohlgefallen ihre blendend weißen Zähne im tätowierten Zahnfleisch. Sie kaute an einem Rundhölzchen, wahrscheinlich schon seit geraumer Zeit, denn als sie es aus dem Mund nahm, um etwas zu sagen, sah dieses Ende wie ein Pinsel aus. Mit diesem faserigen Ding rieb sie sich von Zeit zu Zeit die Zähne von unten nach oben. Um die krausen, kurzgeschnittenen Kopfhaare hatte sie ein Tuch gewunden, das bis zu den Schläfen reichte, um ihre Sklavenmale zu verdecken. Tammeinesch stammte aus der Provinz Wolamo, deren Bewohner von der Sklaverei verschont geblieben waren. Sie war - wie auch ihre Eltern - zu Unrecht Sklavin, doch sie beklagte sich keineswegs über ihr Los, sondern fühlte sich im Gegenteil glücklich.

Tammeinesch wollte auf dem Markt Gewürze kaufen, besaß jedoch weder Martscho noch einen Tummun; darum hoffte sie, der junge Ferenschi im Suk werde ihr die mitgebrachte leere Flasche abkaufen. Sie bekam aber Schwierigkeiten mit ihm, denn ihre Flasche war innen und außen mit ranziger Butter beschmiert. Deshalb wollte er sie ihr nicht abnehmen und wies sie weg. Sie ließ sich das aber nicht gefallen, weil sie unbedingt zu einem Martscho kommen musste, um Gewürze zu kaufen. Da sie mit der Flasche nichts erreichte, versuchte sie es mit einem schelmischen Augenzwinkern, steckte geflissentlich den kleinen Finger in eines ihrer übergroßen Nasenlöcher und bohrte unaufhörlich darin. Noch zu wenig vertraut mit all den Sitten und Gewohnheiten des Landes, verstand Fred nichts von diesen Gesten. Als sein Onkel ins Suk kam und Fred ihm das sonderbare Gebaren der Sklavin schilderte, lachte Onkel Michel herzlich, legte ihm die Hand auf die Achsel und flüsterte ihm zu, dass Tammeinesch ihn zu einem Schäferstündchen einlade, um auf diese Weise zu dem begehrten Martscho zu gelangen. Tammeinesch,



die das Zwiegespräch wohl beachtet, aber nicht verstanden hatte, witterte aus Freds Erröten Morgenluft für ihre Wünsche. Im Glauben, die erste Runde gewonnen zu haben, begann sie wiederum das Spiel mit dem kleinen Finger im Nasenloch. Schelmisch lächelnd bettelte sie dazu um einen Martscho. Dabei bohrte sie noch heftiger, als gälte es, eine Tabakspfeife zu stopfen. Onkel Michel hatte seine helle Freude daran; er fragte seinen Neffen, ob sie ihm nicht auch gefalle. Gewiss, schmunzelte Fred. Der Onkel handelte rasch, weil außer ihr augenblicklich niemand im Suk war. Ohne Zögern gab er ihr ein gutes Parfüm und das sehnlich erwünschte Martscho und nahm ihr die Flasche ab. Er flüsterte Fred einige Worte zu und verließ das Suk. Draußen auf der Marktstraße schloss er die Ladentüre ab und blieb als Wächter davor, damit keine Kunden die beiden stören konnten. Fred sah Tammeinesch erst nach achtzehn Monaten wieder, als sie ihm Jlfaschoa, sein Töchterchen, zeigte.

Nach der Regenzeit brachten die Gundela wieder Homba, und das Dasein auf der Station und im Suk wurde lebhafter. Fred musste mit einem Permanganat Filter viel Wasser filtrieren. Einen Teil des gereinigten Wassers mischte er mit 92prozentigem Alkohol. Er stellte damit künstlichen Rum und Kognak her, indem er allerlei Essenzen und gebrannten Zucker zum Tönen beimischte. Viel filtriertes Wasser brauchte er auch für photographische Arbeiten und noch weiteres zum Kochen und Trinken. Auf der Station erschienen ab und zu adlige Damen, sogenannte Woisero, um sich photographieren zu lassen. Bei Porträtaufnahmen im Freien diente die mit blühenden Geranien geschmückte Fassade des Elfins als Hintergrund. Bei solchen Gelegenheiten kam Fred mit wichtigen Persönlichkeiten in Berührung, so mit Lidsch Getatscho, dem Sohn des Ras Abata, und mit der Woisero Adkelessa, Königin von Kaffa,

die von ihren Landsleuten Gofa Genne genannt wurde. Sie war Vasallin Meneliks II. und besaß in Hosanna wie an anderen Orten längs des Weges nach Addis Abeba kleinere und grössere Gehöfte, die ihr als Unterkunftsstätten dienten, wenn sie wegen Staatsgeschäften zum Negus nach Addis Abeba reisen musste. Die stark vermummte Genne ließ sich ohne ihren grauen Filzhut mit ihren Sklavinnen photographieren. Sie war von heller Hautfarbe. Aus ihrem Gesicht strahlten große, dunkelbraune Augen; auffallend war ihr schön geformter Mund. Ihre ganze Erscheinung ließ darauf schließen, dass sie sich in jeder Hinsicht pflegte. Fred machte eine tiefe Verbeugung vor ihr und küsste ihr die mit Rosenöl parfümierten Hände. Mit einer Geste, als ob ein Reptil sie gebissen hätte, zog sie ihre Hände zurück. Fred war bestürzt, und als sie es merkte, fragte sie ihn mit dem liebenswürdigsten Lächeln: «Sömmu manna anta, Lidsch?» («Wie heißt du, Junge?») Dass sie ihn als einen Jungen betrachtete, störte ihn wenig; er nannte ihr also bereitwillig seinen Vornamen. Mühsam sprach sie ihn nach: «Musje Fed.» Onkel Michel, der zugegen war, erklärte ihm den Grund ihrer fehlerhaften Aussprache. Sie war als Kind von den Pocken befallen worden und hatte durch diese schwere Krankheit ihr Halszäpfchen eingebüßt. Deshalb konnte sie das «R» nicht aussprechen. Jetzt erst entdeckte Fred kaum merkbare Pockennarben in ihrem schönen, sympathischen Gesicht. Als er ihr die schwarzseidene «Kaba» (Seidenpelerine) zurechtlegte, um sie zu photographieren, bat sie ihn, sie auf dem Bild ja recht weiß erscheinen zu lassen; ihre «Baria» (Sklaven) sollten dagegen möglichst schwarz aussehen.

Die Genne war die erste einheimische Frau, die Fred mit einem Essbesteck essen sah. Sie war dabei äußerst vorsichtig, um sich ja nicht mit der Gabel zu verletzen.

Nach dem Essen traf Onkel Michel mit ihr die Vereinbarung, dass Fred sich nach ihrer Rückkehr als kommerzieller Vertreter der «Ethiopian Rubber Monopolis» an ihren Hof in Gofa begeben werde, um dort zu wirken. Vorsorglich beschenkte sie der Onkel reichlich mit allem, was ihr am Herzen lag. Die Negusa ihrerseits versprach, für Fred in jeder Hinsicht zu sorgen. Sie erzählte ihm von ihrem einzigen Sohn Soredanna und ermahnte ihn, sich vor den wilden Tieren in Acht zu nehmen, die es bei ihr im Ueberfluss gebe. Auch warnte sie ihn vor der sehr heißen Sonne und der damit verbundenen «Brrha-baschita» (Wüstenkrankeit). Sie hoffte, in zwei Monaten wieder in Gofa zu sein. Zu Woisero Adkelessas Gefolge gehörte unter anderem ihr Sekretär und Sachwalter Ato Gabra Selassi, ein Abessinier von Format und großer Würde. Er zeigte Besorgnis, als Fred in aller Ahnungslosigkeit, dass er eine Vasallen-Königin vor sich hatte, ihren Schleier lüftete, um sie photographieren zu können.

Fred und sein Onkel gaben ihr das Geleit bis nach Uar-barak. Als Fred ihr wieder die Hand küsste, zuckte sie nicht mehr zurück. Er fühlte, dass diese Frau eine große Rolle in seinem Leben spielen werde, und er sollte sich mit dieser Empfindung nicht täuschen.

Bald sollte das Maskalfest auf dem Marktplatz stattfinden. Zu Ostern feiern die Abessinier das Fest des Kreuzes von Golgatha. Bis dahin ritt Fred jeden Tag zweimal einige Stunden lang in der Umgebung herum. Er hatte die Gewohnheit angenommen, bei jedem Ausritt ein anderes Pferd zu reiten. Da er bisher einen Rappen geritten hatte, nannten ihn die Gundela «Aba Guratsch» (Vater des Schwarzen). Er besaß nun ein halbes Dutzend Pferde und liebte besonders das Zureiten halbwilder Pferde. Ein fuchsroter Wallach mit ständig triefenden, hellblauen Augen gebärdete sich dabei sehr

widerspenstig. Zweimal brannte er mit ihm durch; das erste Mal konnte Fred ihn herumreißen und auf die Anhöhe zum Markt lenken, hoffend, dass er, oben angelangt, seine überschäumende Kraft etwas eingebüßt hätte. Doch mit unverminderter Schnelligkeit erreichte der Fuchs den Marktplatz, galoppierte mit seinem Reiter unter dem Galgen hindurch und preschte weiter den Westhang hinab, wo Ross und Reiter in einen frisch gepflügten Acker gerieten. Das Pferd sank mit den Vorderhufen tief in die lockere Erde ein und warf Fred aus dem Sattel. Er fiel kopfüber in eine Furche, und vor den Augen funkelten ihm Sterne. Eine Weile vermochte er sich nicht zu erheben, während sein Gaul, die Zügel am Boden nachschleppend, heimwärts sprengte.

Ein andermal galoppierte der gleiche Fuchs mit ihm los, kaum dass er im Sattel saß. Beim Passieren des Hoftores schlug Fred das Knie heftig an einem Pfosten an. Er biss die Zähne zusammen, schwor dem Pferd Rache und zwang es so lange zum Galopp, bis es zusammenzubrechen schien; dann ließ er es eine Zeitlang im Schritt gehen. Neben der Katama des Ras machte er kehrt und gab ihm von neuem die Sporen, dass es sich bäumte. Trotz allen Anstrengungen verlor der Fuchs nichts von seinem Schneid. Schon glaubte Fred, dass er am Ende doch noch gut Freund mit ihm werden könne; aber kaum hatte das Pferd den Weg nach Hause erkannt, so sprengte es unaufgefordert in teuflischer Schnelligkeit den Hang hinab. Fred hatte die größte Mühe, sich im Sattel zu halten. Er war genötigt, sich auf den Hals des Pferdes vorzubeugen, um nicht von den hervorstehenden, spitzen Dachsparren der Hüttendächer getroffen zu werden. Als Reitpferd hatte der Fuchs nun endgültig verspielt, weil alle Dressur bei ihm nichts fruchtete. Das Pferd musste als Lasttier Homba schleppen, und zu seinem größten Erstaunen lobte Yussuf den Fuchs wegen seiner Fügsamkeit.

Von allen Pferden, die er besaß, gefiel Fred ein Schimmel am besten. Dieser Wallach stammte aus Woflo, dem Lande des Negus Mikael, wo die edelsten abessinischen Stuten und vollblütige Araberhengste zur Zucht verwendet wurden. Fred hatte den Schimmel Wotet (Milch) von einem Leutnant geschenkt erhalten. Wenn er mit ihm ausritt und über Wiesen sprengte, riss er gern eine Handvoll Blumen ab und schmückte damit das Zaumzeug. Einmal stürzte der Schimmel mit ihm in einen Erdgraben, der mit üppigem Gras überwachsen war. Fred lag besinnungslos. Das edle Pferd blieb lange neben dem Graben stehen, trottete dann aber heimwärts. Gabra Giorgis wollte es in Empfang nehmen und absatteln; aber Wotet ließ es nicht geschehen, sondern trabte zu dem Graben zurück, wo Fred immer noch bewusstlos lag. Einige Diener waren dem Pferd nachgeeilt, und so fanden sie ihn und konnten ihn heimschaffen. Seither blieben Fred und Wotet unzertrennliche Freunde.

In Hosanna brach plötzlich eine ansteckende Seuche aus. Im Nu hörte man lautes Wehklagen um Tote. Die Epidemie griff rasch um sich. Da erschienen kaiserliche Herolde und forderten im Namen Meneliks und des Ras Abata alle Einwohner auf, öffentlich zu beten, um die böse Krankheit durch Gottes Hilfe loszuwerden. Bald traten aus allen Hütten Reiche und Arme, Jung und Alt, Männer und Frauen, Greise und Kinder, Gesunde und selbst Aussätzige hervor. In Reihen stehend, die Haare mit Asche bestreut und mit schäbigen Gewändern angetan, riefen sie Gott, Maria und Christus an. Sie flehten um Gnade, damit die Seuche von ihnen abgewendet werde. Alle Betenden richteten das Antlitz nach Nordosten gen Jerusalem und hoben die gefalteten Hände empor. Das gemeinsame Gebet bestand im gedehnten, stundenlang wiederholten Anrufen der Dreifaltigkeit: «Exiabher, Mariam en Krestooos!» Sie hörten mit

dem Beten nicht eher auf, bis die Epidemie ebenso unvermittelt verschwand, wie sie gekommen war, von einem Neumond zum andern. Auch der Onkel, seine Neffen und sein ganzes Gesinde, ob Christ, Moslem oder Heide, beteten mit. Obwohl die Leute in Hosanna keine Uhren besaßen, traten sie jeweils um die neunte Stunde (drei Uhr nachmittags) vor ihren Hütten zum gemeinsamen Gebet an. Die Gesunden pflegten die Kranken mit unglaublicher Selbstverleugnung, wohl wissend, dass sie morgen schon von der Krankheit selbst befallen werden konnten. Die Frömmigkeit der Leute ergriff Fred so sehr, dass sein Glaube für immer gefestigt wurde.

Ein anderes Beispiel für den erhabenen, unerschütterlichen Glauben der Abessinier an Gott erlebte Fred bei dem alten Torhüter der Hombas-Station. Während der vierzig Tage dauernden Fastenzeit kam der Greis von Kräften; denn während dieser langen Zeit genießen die abessinischen Christen weder Milch, Käse, Butter noch Fleisch. Sie essen mit Oel gekochte Kohlgerichte, geröstete Getreidekörner oder Mais; die Wohlhabenderen nehmen auch noch Sardinen zu sich. Niemand klagt über die lange Fastenzeit; das wäre Gotteslästerung. Onkel Michel und Fred baten den Greis, etwas Milch zu trinken, um seine Gesundheit wiederherzustellen. Der fromme Mann erwiderte, dass er seit seiner Bekehrung kein einziges Mal gegen die Fastenvorschriften verstoßen habe, und fragte sie, ob sie denn im Ernst meinten, dass er sich versündigen solle, nur um wieder gesund zu werden. Leise fügte er hinzu, wenn Gott seinen Tod beschlossen habe, so solle Sein Wille geschehen. Einige Tage später verschied er mit stiller Ergebung.

Nach der Fastenzeit war es soweit, dass Ostern gefeiert werden konnte. Bei strahlender Sonne herrschte plötzlich reges Leben in Hosanna. Auf einem ausgedehnten Platz, wo der Wochenmarkt abgehalten wurde,

erstellten Woteder und Sklaven das große Sonnendach des Fürsten. Viele schöne Teppiche wurden am Boden ausgebreitet, und darauf errichtete man einen etwas erhöhten Sitzplatz mit Seidenkissen für den Ras. Bald ritten Offiziere mit zahl-reichem Gefolge zum Gibbi hinauf, dem Ras entgegen. Sie waren in malerischem Kriegsornat mit wallender Löwenmähne auf dem Haupt, andere mit buntseidenen Kopftüchern; herrlich leuchteten die zahlreichen Landes-fahnen in allen Farben des Regenbogens. Die Fahnen waren mit dem Wappentier Aethiopiens geschmückt, dem Kreuz und Wimpel tragenden Löwen von Juda. Eine zur traditionellen Feier bestimmte Reitergruppe ordnete sich mit ihren ungeduldig tänzelnden Pferden, die von den Reitern mit Mühe in Zaum gehalten wurden. Ueberall funkelte es von ziseliertem, hochkarätigem Gold und reinem Silberzeug, sei es an Pferde- und Maultiergeschirren oder an den mit violettem Samt überzogenen, kreisrunden Wehrschilden aus Büffelhaut.

Fred, der mit seiner Anschütz-Kamera ausgerüstet war, tummelte sich; denn es bot sich Gelegenheit, schöne und seltene Aufnahmen zu machen. Als der Festplatz und seine Umgebung einem großen Heerlager glich, spielten Posaunisten, Bläser und Flötenspieler angenehme, seltsame Melodien. Nun näherte sich der Ras, auf einem Maultier reitend, unter einem grünen Sonnenschirm, den ein El-finaschgar über ihn hielt. Das Gefolge war unübersehbar und imposant. Die Agafari hatten alle Hände voll zu tun mit ihren langen Gerten, um Neugierige und Vordrängende vom Platz wegzuhalten. Bald hier, bald dort ertönte der herrische Befehl: «Wuagit Sotsch!» («Weg, ihr Leute!») Dazwischen hörte man die Mahnrufe: «Ba Menelik amlak! Ba Abata amlak!»

Als der Ras Platz nahm, schirmten ihn die Elfinaschgars mit ihren Tüchern vor den Blicken der Menge ab.

Niemand durfte Augenzeuge sein, wenn sich der Fürst setzte oder erhob.

Nach einer Truppenparade sausten die Reiter vorüber, um vor dem fürstlichen Zuschauer und seinen geladenen Gästen einen Angriff darzustellen. Dann ritten sie im gestreckten Galopp weg, stiegen ab und mengten sich unter die Zuschauer, um dem Schluss des österlichen Kreuzes-festes beizuwohnen.

Priester und Ministranten in malerischem Ornat trugen die goldene Monstranz, und andere um tänzelten sie wie einst die Leviten die Bundeslade. Neben Flötenspielern musizierten Ministranten mit Zimbeln und Harfen und sangen Psalmen dazu.

Nach dem Fest, das zwei volle Stunden gedauert hatte durften sich alle Teilnehmer, auch die Zuschauer, am Festessen gütlich tun, das vom Ras gespendet wurde. Viele Ochsen und Hammel waren für dieses Osterfestessen unter freiem Himmel geschlachtet worden. In allen Hütten wurden an diesem Ostertag frische Palmenmatten auf dem Boden ausgebreitet, und auf die Dächer legte man Palmenzweige. In Hosanna wurde das österliche Hosianna wirklich so gefeiert, wie Christus weiland seinen Einzug in Jerusalem hielt.

Nach diesem Fest kam Onkel Michel auf den Gedanken, in die Schweiz zu reisen, um sich eine Frau zu suchen. Vor seiner Abreise wurde Fred die Prokura erteilt, und Georg wurde Kassier. Fred musste die Import- und Exportgeschäfte leiten und Georg den Ankauf des Hombas besorgen. Sie waren für die Abwicklung der Geschäfte zu gleichen Teilen verantwortlich.

Onkel Michel mochte mit seinen Dienern den Akaki noch nicht überquert haben, als es in Hosanna mit der Harmonie schon aus und vorbei war. Die gegenseitige Abneigung, die seit langem zwischen Fred und Georg schwelte, tat sich nun auch nach außen hin offen kund, weil die Autorität fehlte. Sie sonderten sich innerhalb

der Station mitsamt ihren Dienern ab; fortan lebte jeder für sich. Sogar der Pferdestall wurde abgeteilt. Das einzige Bindeglied zwischen ihnen bildete die Tätigkeit. Georg bewohnte das Elfin, und Fred blieb mit Adkelesch in der Rundhütte.

Eines Tages fielen im Elfin Schüsse. Da Georg von Natur unordentlich war, nahm er sich wenig in acht und ließ überall Spuren von Honig und Tetsch zurück. Die Folge war, dass Ameisenschwärme bei ihm eindrangen, die nicht einmal vor dem Hausherrn haltmachten, der entkleidet auf dem Bett lag. Als die Insekten Georg im Nu überfielen, ihn ätzten und bissen, begann er mit einem Handtuch wild um sich zu schlagen. Da das nichts half, schoss er mit der Pistole blindlings um sich, als ob der Knall die Ameisen vertreiben könnte. Die Schüsse alarmierten die ganze Umgebung. Fred lief mit Kalifa zum Elfin, wo sie Georg halbnackt mit der Pistole in der einen Hand und dem Handtuch in der anderen antrafen. Als Fred die Ursache der Schiesserei erkannte, ließ er Medina und Adkelesch in den Küchen Asche holen, die er über die Ameisen schüttete. Diese Maßnahme genügte jedoch nicht; Millionen neue Ameisen liefen den Wänden entlang. Fred gab darum Georg den Rat, im Hof ein Zelt aufzuschlagen und sämtliche Honiggefäße und den Tetsch in seiner Küche unterzubringen. Das war keine leichte Sache, weil die Ameisen alle mit Honig und Tetsch gefüllten Krüge überfallen hatten. Fred ließ vor dem Elfin einen kleinen Graben aufwerfen und goss reichlich Petroleum hinein, um einer neuen Invasion vorzubeugen.

Einige Zeit später gab es im Elfin eine neue Plage. Diesmal waren es Termiten, welche Matten und Kistenböden in einer Nacht vernichteten. Als auch diesen Parasiten der Garaus gemacht war, wurde Georg von der dritten Plage heimgesucht. Wanzen und Flöhe überfielen ihn in erschreckender Zahl. Flöhe traten zwar über-

all in reichlichen Mengen auf, so dass man sich ihrer kaum erwehren konnte; aber Georg hatte sich dieses Ungeziefer durch Gundelafrauen zugezogen, die ihn täglich besuchten. Er ließ sich einen großen Pavian ins Elfin kommen, in der Hoffnung, dass der Affe das Ungeziefer vertilgen werde. In der Folge aber wurde der Pavian selbst davon überhäuft und gebärdete sich wie toll.

Kurz darauf ereignete sich im Hof ein bedauerlicher Unfall. Das halbeuropäische, sehr gutmütige Pferd Furi weidete neben dem ungedeckten Brunnenschacht. Als ein kreischender Affe an ihm vorbeirannte, scheute es und geriet mit einer Hinterhand in den Schacht, so dass es den Halt verlor und rückwärts hinunterstürzte. Auf die Hilferufe einiger Diener hin, eilte Fred herbei. Vorsichtig schaute er in die gähnende Tiefe und sah das kläglich wiehernde Pferd. Es hielt den Kopf noch über Wasser und blickte zu ihm herauf. Fred las in Furis Augen Todesangst. Ratlos standen alle umher, denn Leitern gab es in ganz Kanbata nicht. Spontan erbot sich Kalifa, an einem Seil in die Tiefe zu klettern und das Pferd an einem anderen Strick anzuseilen, so dass es heraufgezogen werden konnte. Als Kalifa wieder auf dem Brunnenrand stand, begann man mit der Bergung des verunglückten Pferdes. Bereits hatte es beide Vorderhufe auf den Brunnenrand gestemmt, da riss das Seil, und Furi fiel abermals in den Schacht.

Fred war sich darüber klar, dass sich das Pferd von dem zweiten Sturz nie mehr erholen würde. Ohne auf das Flehen der Dienerschaft zu achten, gab er dem schwerverletzten Tier den Gnadenschuss in den Schädel. Der Brunnenschacht war Furis Grab geworden. Kalifa, Mantscho und Dönbelo mussten den Schacht mit Erde auffüllen; dabei halfen ihnen zwanzig Gundela, welche die erforderliche Erde in kleinen Körben herbeischafften.

Doch damit nicht genug.

Der Gurage-Safari Yussuf war auf seinem letzten Transport, von Addis Abeba kommend, verunglückt. Mit gebrochenem Schienbein lag er in seiner Hütte in Uarbarak. Er hatte Fred einen Boten gesandt mit der Bitte um Hilfe. Fred fand es selbstverständlich, ihm sofortige Pflege angedeihen zu lassen. Auch Georg war einverstanden, wollte es aber nicht zulassen, dass Kalifa seinen Sattel benützte, um Fred zu begleiten. Georg widersetzte sich, weil er es als Erzschande betrachtete, wenn sich ein Schwarzer auf seinen Sattel setzte. Als alles gütliche Zureden nichts half, empörte sich Fred gegen den Rassenwahn seines Vetters und gebot Gabra Giorgis, den fraglichen Sattel auch ohne Georgs Einwilligung zu nehmen und Kalifas Pferd damit zu satteln. Kaum waren Fred und Kalifa durchs Tor geritten, da fiel ein Schuss aus dem Hofinnern, und Freds breitkrempiger Filzhut flog zu Boden. Augenblicklich riss Fred sein Pferd herum, um nach dem Angreifer zu schauen. Kalif a war sogleich abgesprungen, hob den von einer Pistolenkugel durchbohrten Hut auf und überreichte ihn seinem Herrn. Aschgrau im Gesicht jammerte er: «Abit, abit Geta, aiii, exiabher!» Fred glaubte zu wissen, wer den Schuss auf ihn abgefeuert hatte. Furchtlos gebot er Kalifa, aufzusteigen, und dann sprengten sie in gestrecktem Galopp nach dem Gibbi des Ras. Die Sawennjas, welche das große Ausfalltor bewachten, erhoben sich aufgeregt, als Fred, ohne sie zu beachten, an ihnen vorbeiritt.

Vor dem Danjabit des Hauptmanns Gesau machte er halt und übergab Kalifa die Zügel seines Pferdes. Impulsiv schilderte er dem Richter den Vorfall und bat um seine Intervention. Der erschrockene Richter beauftragte einen Offizier, sich sogleich mit seinen bewaffneten Sawennjas nach der Hombas-Station zu begeben, um den «Fantata-Ferenschi» festzunehmen und vor das Schnellgericht zu führen. In größter Eile liefen die Leute

den Hang hinunter, drangen ungestüm in den Hof ein und ergriffen Georg, der sich vergeblich zur Wehr setzte. Fred, der vom Ausfalltor aus der Verhaftung seines Vetters zugesehen hatte, verfolgte die schnell ausschreitenden Sawennjas mit den Blicken und gewahrte in der Mitte der Polizeitruppe den mit einer Kette gefesselten Georg. Er schwang sich in den Sattel und ritt der Schar entgegen. Als er neben seinem bleichen Vetter abstieg, bemerkte er, dass Georg weinte. Plötzlich verschwand aller Groll gegen ihn; schnell bahnte er sich einen Weg durch die Sawennjas und reichte dem Vetter die Hand zur Versöhnung. Hastig gab er ihm den Rat, beim Verhör zu erklären, er habe auf einen Geier geschossen.

Fred zeigte Georg seinen durchlöcherten Hut, um ihm klarzumachen, wie knapp er ihn verfehlt hatte. Dann gab er Kalifa den Hut, damit der Richter ihn nicht zu sehen bekam. Fred war gewillt, sich der Lächerlichkeit vor dem versammelten Gericht preiszugeben, wenn Georg damit geholfen würde.

Fred hatte sich nicht geirrt; der größte Teil der Nebenrichter und viele der umstehenden Gaffer lachten ihn höhnisch aus, als er zugab, dass die Aussagen seines Vetters stimmen könnten. Etliche riefen ihm zu:

«Man abat no anta, förri ferenschi?»

(«Welchem Vater gehörst du, Feigling? »)

Hauptmann Gesau lachte nicht, machte auch keine Bemerkung, als er Georg freisprach; er hatte Fred durchschaut. Mit gemischten Gefühlen kehrten die beiden zur Station zurück, und Georg willigte mit leichtem Erröten ein, dass Kalifa seinen Sattel benutzte.

In Uarbarak schiente Fred Yussufs gebrochenes Bein und legte dem Verunglückten einen Gipsverband an. Auf Yussufs Bitte blieb er einige Tage bei ihm. Als Fred ihm den Vorfall mit Georg erzählte, schüttelte Yussuf den Kopf und riet ihm, einen Vorwand zu suchen, um



sich von diesem jähzornigen «Wuondemi» fernzuhalten, wenigstens bis zu Onkel Michels Rückkehr. Da Fred gleicher Meinung war, beschloss er, Yussufs Rat zu beherzigen.

Nach einwöchigem Aufenthalt beim gastfreundlichen Yussuf und seiner Frau bewölkte sich plötzlich der Himmel; die kürzere Regenzeit war im Anzug. Fred nahm deshalb Abschied von den beiden und ermahnte Yussuf, sofort einen Boten zu senden, wenn es mit dem verletzten Bein Komplikationen geben sollte; später würde sich der Onkel um ihn kümmern.

Auf der Station vernahm er als erstes dass das Dach des Suks Regenwasser durchsickern ließ, und dass bereits rote Tuchballen durchnässt und andere kostbare Stoffe verdorben seien. Um den Verlust wettzumachen, kam Fred auf den absonderlichen Gedanken, mit einem improvisierten Glücksspiel den ganzen Bestand des Suks an den Mann zu bringen.

Fred wusste nicht, dass Hasardspiele in Aethiopien verboten waren; denn Gesetzbücher gab es nicht. Georg war mit dem Plan einverstanden. So bastelten sie ein Glücksrad mit achtzig Nummern und montierten es auf dem Ladentisch. Eine angebrachte Aasgeierfeder streifte so lange an der rotierenden, mit Nägeln versehenen Scheibe hin, bis sie bei irgendeiner Zahl zum Stehen kam. Fred legte Zettel in einen Korb, auf denen die Nummern des Glücksrades standen. Auf der Rückseite hatte er vermerkt, ob die Zahl ein Treffer oder eine Niete war, und bei den Treffern auch den jeweiligen Gewinn aus dem Suk verzeichnet. Als alles fertig war, ermunterte er drei Suk Besucher, ihr Glück zu versuchen.

Neugierig geworden, kaufte jeder ein Los zu einem Taler. Die drei durften die Scheibe selbst in Schwung versetzen. Die Angaben auf dem Los konnten sie nicht lesen, weil sie auf Deutsch geschrieben waren. Sie

mussten sich einzig auf die Ehrlichkeit der beiden Ferenschi verlassen. Diese ersten drei Kunden hatten Pech, obwohl es auf achtzig Nummern vierzig Treffer gab. Als Fred die enttäuschten Gesichter sah, befürchtete er ein Fiasko seines Hasardspieles; deshalb ließ er sie nochmals das Glücksrad drehen, ohne dass sie bezahlen mussten. Wieder zogen sie eine Niete. Da griff Fred rasch zur List; lachend erklärte er ihnen, sie hätten gewonnen, und überreichte ihnen Gegenstände, deren Wert die Einsätze bei weitem übertraf. Erfreut über ihren Erfolg, holten sie Freunde und Nachbarn herbei, die sogleich Lose kauften, um ihr Glück ebenfalls zu versuchen. Unter den Spielern befand sich kein einziger Gundela; alle gehörten entweder zur Miliz oder zu den Sawennjas des Ras. Nach einer Weile herrschte im Suk ein derartiges Gedränge, dass Fred für Ordnung sorgen musste. Zu wiederholten Malen wandte er seine List an, sobald längere Zeit nur Nieten gezogen wurden. Der Wert der Gewinne schwankte zwischen einem Piaster und sechs Talern. Es waren Flaschenweine, Liköre, Parfümerien, Faust- und Feuerwaffen und alle möglichen Stoffe. Fred hatte von den Ballen je drei Ellenlängen abschneiden lassen, auch von dem farbigen Tuch.

Bald gab es unter der Miliz in Hosanna kein flüssiges Geld mehr. Dennoch blieben noch viele Waren, aber auch Spieler, die noch mehr gewinnen wollten. Fred nahm nun an Geldes statt Gewehrpatronen an, je drei als Gegenwert für einen Taler. Kalifa wurde Patronen-Experte, der die guten von den schlechten zu unterscheiden hatte. Infolge dieser Massenabgabe von Gewehrpatronen wurde später, als Fred abwesend war, eine Revolte des Ras gegen die Zentralregierung in Addis Abeba vereitelt, weil die «Woteder» (Soldaten) wohl noch Gewehre, aber fast keine Munition mehr besaßen. Zum Glück für Fred war längst Gras über den Vorfall gewachsen, als er nach Hosanna zurückkehrte.

Das Hasardspiel brachte Fred und Georg einen unerhörten Reingewinn ein. Dadurch erhielt der Kassier viel bares Geld, um Hombas zu kaufen. Die übriggebliebenen Waren ließ Fred auf Maultiere laden, und nach Gofa bringen. Er verabschiedete sich von seiner treuen, braven Adkelesch und von Georg, um der vorausgeschickten Karawane nachzureiten.

5. KAPITEL

Reise von Hosanna nach Mella - Beim Negus von Kutscha - Ankunft in Mella - Ato Gabra Selassi. - Bei der Königin von Gofa - Wie Fred zu drei Frauen kommt - Erlebnisse mit Sklaven - Skorpion und Gift-schlange - Ein beschaulicher Löwe - Als Negadrass der Gofa-Genne

Fred beabsichtigte, sich noch vor der Rückkehr des Onkels bei der Gofa-Genne in Gofa niederzulassen. Er war froh über die Gelegenheit, sich von seinem jähzornigen Vetter zu trennen. Nun konnte jeder für sich seine Fähigkeiten beweisen.

Der Weg führte zunächst durch Wiesen und Aecker, soweit das Auge reichte; spärlich belebten vereinzelte Woira die eintönige Landschaft. An den Aesten der wenigen Olivenbäume und Schirmakazien hatten unzählige Kolibris und bunte Webervögel ihre Nester gebaut, die wie Fallschirmehen nebeneinander hingen.

Es dauerte nicht lange, da zeigten sich große Zebu Herden auf den Wiesen, die durch den Viehdünger zusehends üppiger gediehen.

Das Land, in das Fred nun kam, hieß Wolamo. Die äußerst wohlklingende Wolamosprache, die vom Amhara so verschieden ist wie Russisch von Deutsch, hat sich bis weit in die entfernten Provinzen Kutscha, Gofa und Sala ausgebreitet. In Wolamo traten die bananenähnlichen Zwiebelpflanzen am häufigsten in Erscheinung. Von den armdicken, bis zu zwei Meter langen Blattrippen stellen die Eingeborenen ein abscheulich stinkendes Brot her. Weder Europäer noch Abessinier sind imstande, dieses Brot zu essen. Die Wolamo zerquetschen die Blattrippen und vergraben den Brei in der Erde, damit er gärt. Dann wird die Masse ausgegra-

ben, mit gemahlener Hirse vermengt und zu dem unansehnlichen, übelriechenden Brot verbacken.

Im schützenden Schatten dieser «Encetas» legen die Wolamo Samenkerne des Kaffeestrauches kurz vor der Regenzeit in die Erde. Der Samen, der keine Sonnenstrahlen verträgt, entfaltet sich ungefährdet; die Keimlinge werden mit Schafmist vermengt, in zarte Blätter der Musaenceta gehüllt und schließlich noch mit getrockneten Blättern umwickelt. So sorgfältig verpackt werden sie auf Eselsrücken nach Kaff a oder Dschimma befördert, wo die jungen Kaffeebäumchen eingepflanzt und reichlich bewässert werden. Aus diesen Setzlingen wächst dann ein widerstandsfähiger Kaffeestrauch heran, der nach sechsjähriger Pflege einen ansehnlichen Ertrag liefert.

Die Bauart der Wolamohütten unterscheidet sich stark von den Rund- und Oval Hütten der Abessinier. Die Wolamohütten sehen wie riesige Bienenkörbe aus. Dach und Außenwand sind mit Gras bedeckt. Der Rauch des Feuerherdes muss sich auch in diesen Hütten einen Abzug durch eine enge Faschinentüre oder durch die Graswand suchen. Darum sind alle Hütten inwendig von Ruß pechschwarz gefärbt. Als Fred an einer solchen Hütte vorbeikam, lud ihn der Besitzer ein, bei ihm einzukehren. In dem einzigen Raum befanden sich neben Feder- und Kleinvieh noch zwei Kühe und ein Esel. Mehrmals grüßte der Mann: «Saro, saro, saro, Goddo, saro, saro» («Gesundheit, Herr, Gesundheit») und fragte Fred dann nach dem Gesundheitszustande eines jeglichen Körperteiles, ausnahmslos vom Kopf bis zu den Füssen. Zuletzt erkundigte er sich nach dem Befinden der Diener, der Tiere und der Frau. Die Hütte enthielt kein einziges Möbelstück. Die Bettstelle bestand aus aufeinander geschichteten Blättern der Musaenceta, darüber lag ein Ochsenfell. Als Kopfkissen diente dem Mann ein dreißig Zentimeter hoher Holz-



klotz mit halbmondförmiger Auskerbung, in die der Hinterkopf gelegt wurde. In der Mitte der Hütte erhob sich ein «Balla» (Holzpfosten), der am oberen Ende eine Gabelung aufwies, wo alle Dachspalthölzer zusammenliefen wie die Stäbe eines aufgespannten Regenschirmes. Diesen Balla bestrich der Wolamo mit frischer Butter; das sollte bezwecken, dass der Gast an diesen Ort zurückkehrte. Der Gastgeber behandelte Fred wie ein göttliches Wesen. Seine Frau mahlte, am Boden kauernd, zwischen zwei platten Steinen Hirse. Sie summte fortwährend im Takt der mahlenden Steine: «Hai, hai, hai.» Auf ihres Mannes Geheiß unterbrach sie ihre Arbeit, legte einen getrockneten Kuhmistfladen auf die scheinbar erloschene Feuerstelle und fachte die unter der Asche glimmende Glut blasend an. Langsam entwickelte sich beißender Rauch, und der Kuhmist begann zu glühen. Hierauf bereitete sie in einem flachen Tongeschirr eine pikante Sauce. Der Gastgeber fragte Fred, ob er Hühnerfleisch und Eier esse. Als er bejahend nickte, drehte die Frau einem Hühnchen den Hals um, rupfte es und nahm es aus. Während sie das Fleisch braten ließ, bereitete sie frische Butter.

Ein mittelgroßer Krug enthielt Milch, die seit einigen Tagen vom täglichen Ertrag zusammengeschüttet wor-

den war. Die Milch war grauweiß, weil die Milchgefässe über einem Feuer aus Olivenholz ausgeräuchert werden, so dass eine Rußschicht die Innenwände bedeckt. Auf diese Weise bleibt die Milch haltbar, ohne dass man sie zu kochen braucht. Wohl wird die Milch unansehnlich und nimmt einen besonderen Geschmack an, sie schadet aber der Gesundheit nicht im geringsten. Ohne diese Maßnahme könnten die Wolamo weder Butter noch Käse zubereiten, weil der Milchertrag eines Tages dazu nicht genügt.

Der Wolamo konnte Fred weder Tetsch noch Talla anbieten, dafür hielt er ihm eine schmutzige Kalebasse mit einem abscheulichen Getränk aus Hirse hin. Fred trank nur einen Schluck davon. Er schenkte dem Mann eine Flasche Mastica. Weder Mann noch Frau hatte je im Leben Alkohol getrunken; deshalb wunderten sie sich über das brennende Wasser. Die Wolamo betrinken sich wie die Affen nur ein einziges Mal und auch dann nur, wenn es in aller Ahnungslosigkeit geschieht.

Der Wolamo entfernte sich danach aus der Hütte und erschien bald wieder mit einem Kranken auf den Armen. Der Kranke litt an einem Bein an Elephantiasis. Obwohl das andere Bein normal war, konnte er nicht gehen. Von einer Krücke hatten diese Leute noch nie etwas gehört. Seine Angehörigen setzten den armen Kerl täglich auf einen Baumstrunk; das kranke Bein legte er dann auf eine in den Boden gerammte Astgabelung.

Der Kranke, ein hübscher junger Mann, bat Fred kurz und bündig, ihm das schlimme Bein zu amputieren. Fred besaß zwar viele chirurgische Instrumente und eine ganze Kiste voller Medikamente; dennoch getraute er sich nicht, die Bitte zu erfüllen, obwohl der Kranke ihn mit dem Versprechen zu verlocken trachtete, ihm die Hälfte seines umfangreichen Grundbesitzes und seiner zahlreichen Viehherden als Belohnung zu geben. Fred vertröstete ihn, er werde in zwei Jahren mit

einem wirklichen Arzt kommen und ihm dann helfen.

Nach einigen weiteren Tagesritten änderte sich allmählich das Landschaftsbild. Wo die weiten Plateaus aufhörten, führten steinige Pfade auf stark abschüssigem Gelände in die Ebene hinab. An den Hängen gediehen zwischen Steinblöcken auf spärlicher Erde Stechäpfel und Agaven. In weiter Ferne ragten bizarr geformte Berge am Horizont auf. Abwechselnd ritt Fred an der Spitze oder am Schluss seiner Karawane. Wo er unterwegs Wasser und Weide gewahrte, ließ er die Zelte aufschlagen; denn er hatte keine sonderliche Eile, nach Gofa zu kommen. An solchen Lagerplätzen gab es Siedlungen, deren Bewohner die Ankommenden schon von weitem mit Argusaugen musterten. Sie schlichen dann ans Lager heran, um vorerst mit den Dienern Fühlung zu nehmen, ehe sie sich dem weißen Mann näherten. An Wild gab es hier nichts, das auch nur einen Schuss Pulver wert gewesen wäre, höchstens einige Perlhühner bei den spärlichen Akazien und Mimosen Bäumen.

Die Wolamo waren tributpflichtige Bauern. Der Regierungsstatthalter unterhielt dort nur wenige Soldaten, denen die Bauern ohne Entgelt alles liefern mussten, was die Woteder für sich und ihre Familie zum Leben nötig hatten. Zum Glück für die Bauern gibt es bei den Abessiniern keine kinderreichen Familien.

Als man von Fred beim Provinz-Zoll von Wolamo eine Geldabgabe verlangte, verweigerte er dies rundweg, weil er sich als durchreisender Ferenschi nicht dazu verpflichtet glaubte. Da er bei seiner Meinung beharrte, ließen ihn die Sawennjas des Vittauraris nicht weiterreisen und über-häuften ihn mit Schikanen und Spottworten. Fred ließ die Zelte aufschlagen, und er wie seine Gefolgschaft lebten einstweilen von den mitgebrachten Vorräten. Er setzte ein Protestschreiben an die Adresse der deutschen Gesandtschaft in Addis Abeba auf und gab Gabra Giorgis den Auftrag, den versiegelten

Brief dorthin zu bringen. Er schob den großen Umschlag in den Spalt eines Steckens.

Diesen «Steckenbrief» musste Gabra Giorgis stets sichtbar vor sich hintragen. In ganz Aethiopien hatte solch ein Bote das Privileg der Unantastbarkeit; er durfte von niemand belästigt, überfallen oder auch nur aufgehalten werden. Ein Briefbote, einerlei, wer ihn abgesandt und wer der Empfänger sein mochte, genoss die Achtung aller Menschen.

In knapp zwei Wochen war Gabra Giorgis bereits wieder bei Fred angelangt, weil er Tag und Nacht wie eine Gazelle gelaufen war. Er überbrachte Fred einen Brief von Negadrass Heilé Giorgis, dem Handels- und Verkehrsminister von Addis Abeba. Der Brief war mit dem kaiserlichen Siegel Meneliks versehen und enthielt eine Aufforderung an sämtliche Regierungsstatthalter des Reiches, Fred ungehindert und ohne irgendwelche Gebühren bei den Provinz-Zöllen passieren zu lassen.

Fred meldete sich mit diesem Pass sofort beim Vittaurari Wuolde Mariam, dem Regierungsstatthalter von Wolamo, und brachte ihm gleichzeitig sechs Flaschen Rotwein. Mit süßsaurer Miene entschuldigte der Vittaurari seine Zollbeamten als übereifrige Leute. Fred wurde zum Mittagessen eingeladen, und als er den mundigen Tetsch des Vittauraris trank, vergaß er alle erlittene Unbill. Er schloss sogar Freundschaft mit dem Mann, der ihn vordem so behelligt hatte. Als Fred die Zelte abbrechen ließ, sandte ihm der Vittaurari eine Ehren-Eskorte, die ihn bis zur Provinzgrenze im Westen begleiten musste.

Von der Woina-Dega mit Aeckern, Wiesen und Siedlungen gelangte er nun in die heiße Zone auf dem zehnten Breitengrad, wo ihn tropische Landschaft umgab. Er bekam viele Kossobäume zu sehen und die mit Affenherden bevölkerten Baobabbäume. Hochgewachsene Euphorbien ragten gleich Orgelpfeifen kerzengerade

empor. Am schönsten fand er die Kronleuchter-Euphorbie, die einem Baumkaktus gleicht, mit regelmäßigem, kandelaberartigen Zweigen und enganliegenden Blättern. Der milchige Saft der Euphorbie wird als Heilmittel gegen Hautkrankheiten verwendet. Die wilden Woiras, die am häufigsten vorkamen, erreichten bisweilen eine Höhe von fünfundzwanzig Metern. Ihre erbsengroßen und fleischlosen Früchte finden keine Verwendung, dagegen ist das Holz als vorzügliches Brennmaterial sehr beliebt. Von den mit blühender Aloe rot gelb getönten Gesteinsmassen und von den saftigen, sattgrünen Blättern anderer Bäume sticht das unbestimmbare Grün der Woiras angenehm ab. Während die Karawane dahinzog, eilten öfters Zwergantilopen und elegante Gazellen an ihnen vorüber; auch begegneten ihnen grössere und kleinere Affenherden, bei denen sich belustigende Szenen abspielten, vor allem wenn die Affenmütter ihre Jungen züchtigten, entlausten, besänftigten, sie schützend an die Brust drückten oder auf dem Rücken davontrugen.

Zwischen Grasschollen saßen Schildkröten, die Fred zu-erst für Steine hielt. So widerfuhr es ihm einmal, dass er sich ahnungslos auf eine Schildkröte setzte und von ihr weggetragen wurde. Aus Spaß und Neugier drehte er das mächtige Tier auf den Rücken, um zu sehen, wie es sich wieder auf die Beine stellte. Er musste viel Geduld aufwenden, um abzuwarten, bis es die Füße ausstreckte; aber dann begann es mit raschen Bewegungen den Körper zu verlagern, bis es schließlich um kollerte und auf den Beinen stand.

Fred hatte auch Gelegenheit, einen Leoparden zu beobachten, der auf dem Rücken einer Schildkröte angriffsbereit stand. Er lauerte so lange, bis sie Kopf und Hals ausstreckte, worauf er ihr mit wirklich katzenartiger Behändigkeit den Hals durchbiss.

Mit seinem Gefolge gelangte Fred zu einem hohen

Berg. Auf dem Gipfel lag in 2000 Meter Höhe der Ort Kutscha. Hier jammerten die meisten seiner Leute über die Kälte. Sie befanden sich mitten in vorüberziehenden Wolken, die wie dichte Nebelschwaden um sie wogten. Das nasse, harte Gras hatte Freds hohe Schnürschuhe völlig durchnässt, obwohl er im Sattel saß. Um und in Kutscha traf er dichte Bambushaine an, auch Baumwolle und Kaffeesträucher. Hüttenbau und Sprache waren gleich wie in Wolamo. Die Hautfarbe der Kutschaleute ist auffallend hell; diese Eingeborenen sind ebenso harmlos wie die Gundela in Kanbata und die Wolamo. Als Fred auf einer mit gelben Blumen übersäten Wiese sein Zelt aufstellen ließ, erschienen Diener, die ihn zum Negus einluden. Fred wunderte sich, keine Sklaven anzutreffen. Der König von Kutscha war ein etwa achtzigjähriger Greis. Seine Wohnhütte unterschied sich nur durch die Größe von den übrigen. Als Fred bei ihm eintrat, saß er auf einem Lager, das mit einem großen, schönen Ochsenfell bedeckt war. Es gab hier weder Tisch noch Stühle, dafür rings an der Wand eine niedere bequeme Bank aus Lehm. Bank und Rundwand waren mit fein verriebenem Kuhmist bestrichen, so dass man hätte glauben können, es wäre eine gelblichbraune Tapete. Auf dem gestampften Erdboden lagen frisch geschnittene Binsenhalme; statt einer Türe hing ein rotes Tuch an der Hüttenöffnung.

Nach einer langen BegrüßungzZeremonie wurde Fred ein Esskorb mit einem warmen, wohlmundenden Inscheragericht sowie Wuot und Tetsch vorgesetzt. Mit gekreuzten Beinen hockte er vor dem Korb am Boden und aß mit den Fingern. Nach dem Essen brachte ihm ein reizendes Mädchen namens Sorina - eine Tochter des Negus - eine Kalabasse mit Wasser und ein Holzbecken. Sie goss ihm das Wasser langsam über die Hände, die er über das Becken hielt. Mit dem Saum ihres Hemdes musste er sich die Hände abtrocknen. Fred strei-

chelte dem anmutigen Kind die kurzen Kraushaare, und der Greis schmunzelte vergnügt. Der bejahrte Negus glich mit seinem breiten Gesicht und den hervorstehenden Backenknochen einem Indianerhäuptling. Seine sauberen Hände und Füße wurden von seinen Frauen sorgfältig gepflegt. Mit einem Guresaschwanz fächelte er sich so anmutig wie eine Andalusierin, obwohl es gar keine Fliegen gab. Fred merkte auch nichts von Ungeziefer; die vorherrschende Kühle mochte diesen Lebewesen das Dasein erschweren.

Nach dem Essen brachte eine Magd in einer Tonschale schwarzen Kaffee, dem statt Zucker Salz beigefügt war. Der Kaffee wird hier nicht aus gerösteten Kaffeebohnen hergestellt, sondern aus gerösteten Blättern und feinsten Zweigen des Kaffeestrauches. Das Aroma ist gleich wie bei bestem Bohnenkaffee. Mit dem Salzbeigeschmack konnte sich Fred nicht abfinden. Er zeigte dem Negus, wie man in Europa Milchkaffee zubereitet und mit Zuckerersatz trinkt. Der Negus lächelte vergnügt und ließ es sich gefallen, dass ihm Fred in einer Henkeltasse gesüßten Milchkaffee darbot.

Nach dem Kaffee musste Fred aus der sonderbaren Tabakspfeife des Greises rauchen. Sie bestand aus einem ausgehöhlten Flaschenkürbis und war mit Wasser gefüllt; in einer Oeffnung über dem Wasser stak ein langes Holzrohr. Auf dem Hals der Kalabasse war eine Tonschale angebracht, auf die man glühende Holzkohle legte, und darüber befand sich getrockneter, grüner Tabak, der in Kutscha angepflanzt wurde. Nach einigen Zügen aus dieser Wasserpfeife gab Fred sie dem Negus zurück, holte seine eigene Pfeife aus der Tasche, stopfte sie mit seinem Tabak aus Hosanna und zündete sie an. Als er zu qualmen begann, dass er kaum mehr zu sehen war, hielt der Negus vor Furcht die Hand vors Gesicht. Fred bot ihm seine brennende Pfeife an, doch da der Alte schon beim ersten Zug husten musste, nahm er

lieber wieder sein Rohr zur Hand, dem kaum sichtbare, bläuliche Rauchwolken entstiegen.

Der Negus, der Heide war, führte alsdann seinen Gast in eine seiner Frauenhütten. Fred gewahrte Frauen jeden Alters, alle mit baumwollenen Hemdröcken bekleidet. Sie saßen auf primitiven Hockern; viele hatten den Hemdrock über einem Bein bis zum Unterleib aufgeschürzt. In der linken Hand hielten sie einen aufgelockerten Baumwoll-bausch, in der rechten einen Kreisel mit einem oben angebrachten Häkchen. Fred sah zu, wie die Frauen mit dem Häkchen den Baumwollbausch anhakten und dann mit dem langen Stiel des Kreisels langsam einen fingerlangen Faden drehten. Hierauf legten sie den Stiel auf den Oberschenkel und strichen mit der Handfläche behende darüber. Beim Knie ließen sie den in der Luft hängenden Faden kreiseln, so dass er sich in die Länge zog, wie sich eine Spinne am eigenen Faden in die Tiefe gleiten lässt. Sobald der Faden einen halben Meter lang gesponnen war, hielten sie den Kreisel an und wickelten den Faden auf die Kreiselscheibe, sicherten ihn, und das Spiel begann von neuem.

Eine andere Frauengruppe entkernte Baumwollflocken mit einem Wallholz; eine dritte befasste sich mit der Auf-lockerung der entkernten Baumwolle. Nach dem Nachtessen musste Sorina Fred die Füße waschen und sie mit dem Saum ihres Hemdes abtrocknen. Sie nahm dann seine Füße auf den Schoss und massierte sie wie auch die Waden. Hernach rieb sie ihm mit wohlriechendem Santalöl die Haut ein, und zum Schluss küsste sie ihm beide Füße. Die Kleine lachte herzlich über die enganliegenden Zehen des weißen Mannes. Vergeblich versuchte sie sie so auszurichten wie ihre eigenen natürlich schönen, nicht durch Schuhwerk verunstalteten Zehen.

Der Negus von Kutscha durfte jedes weibliche Wesen



in seinem kleinen Reich als Konkubine zu sich kommen lassen. Die Ehemänner und Väter betrachteten es als Ehre, wenn ihre Frauen oder Töchter dem König gefielen. Der Greis hatte dreihundertsieben direkte Nachkommen, von denen viele bei ihm wohnten.

Der Negus ließ Fred in einem Frauenhaus schlafen. Seine Tochter Sorina musste ihm aus frischen Blättern eine Schlafstätte herrichten. Darüber breitete sie zwei unbenutzte dicke Baumwolldecken.

Am folgenden Morgen trug der Negus einem seiner Söhne auf, Fred zu einem Gehöft zu führen, das er ihm als Geschenk überließ. Es lag außerhalb des Dorfes, umsäumt von einem dichten, hohen Bambusgehege. Von hier hatte man eine herrliche Aussicht auf die vielen Hügel und wellenförmigen Bodenerhebungen der weit unten liegenden tropischen Landschaft. Beglückt über diese nützliche Gabe schenkte er dem Negus einen Filzhut, ein Stück Toilettenseife, ein seidenes Hemd und abessinische Seidenhosen.

Vor seinem Aufbruch bat ihn der Negus, seine Tochter Sorina als Gattin mitzunehmen. Sorina war eine Nichte der Königin Woisero Adkelessa, und diese Tatsache kam Fred sehr gelegen; denn Sorina konnte ihm auf diese Weise sehr nützlich werden; zudem war sie ihm äußerst sympathisch. Er gab Sorina den christlichen Namen Wuorenesch (die Goldene). Als Fred mit seinem Gefolge und der jungen Königstochter weg ritt, jubelten sämtliche Frauen und Mädchen mit gehenden, nicht

enden wollenden Trillern

Nach sechsstündigem mühseligem Abstieg über abschüssiges Gelände hatte er mit seinen Leuten drei verschiedene Klimazonen passiert. In Kutscha, auf 2000 Meter Meereshöhe, hatte er die Luft der Dega-Zone (Bergklima mit herrlicher Frische) geatmet; auf halbem Wege kam er durch die Woina-Dega (gemäßigte Zone), und in der Ebene befand er sich in der Kolla (Wüstenklima). Er hatte die letzte Tagesreise vor sich; denn Wuorkenesch konnte ihm mitteilen, dass sich ihre Tante in Mella aufhielt und erst nach der großen Regenzeit nach Gofa weiterreisen würde. Gofa liegt 300 Kilometer westwärts von Mella auf einem 3000 Meter hohen Berg.

Kaum waren sie im Busch angelangt, als ihnen ein Schoaner mit zwei Dienern begegnete. Nach dem Gruß berichtete der Abessinier Fred, dass «Schiftas» (Banditen) die Wege in der Umgebung von Mella unsicher machten, und dass er sich als Ferenschi vorsehen müsse. Fred dankte ihm für die wichtige Mitteilung. Den Rat des Abessiniers beherzigend, beorderte er Kalifa vorsorglich mit einem Gras-Karabiner in die Mitte der Karawane, wo Wuorkenesch auf ihrem Maultier ritt. Gabra Giorgis, der mit Krummsäbel und Colt bewaffnet war, setzte er an den Schluss, während er selbst mit seinem Mannlicher-Gewehr und einer Mauserpistole die Spitze der Kolonne einnahm.

Der Weg wurde immer steiniger und schwieriger; er schlängelte sich an Weißdorn Büschen entlang, die mit ihren Raubtierkrallen ähnlichen Dornen schmerzhafte Kratzer hervorriefen. Am Erdboden wucherten Schlingpflanzen, in denen sich Diener und Maultiere verfingen. Die Diener wetteiferten miteinander, der Königstochter Dienste zu leisten, damit ihre zierlichen bloßen Füße nicht verletzt wurden. Mit ungeschützten Händen bogen sie die dornbewehrten Zweige zur Seite oder brachen sie ab.

Um die vierte Tagesstunde - nach der Zeitberechnung der Europäer war es zehn Uhr - erreichten sie den Urwald in der Niederung des Senti-Wohas. Dieser Bach, der nie versiegt, entspringt im Hochgebirge und fließt bis zu seiner Mündung in den Omo ständig im Dunkel des Urwaldes. Sein Wasser ist kühl, klar und goldhaltig. Er ist dreißig Zentimeter tief und zwei bis drei Meter breit.

In einer Lichtung ließ Fred das Lager aufschlagen und zur Sicherheit alle Reit- und Lasttiere mit den Fesseln anpflocken. Mit Wuorkenesch badete er in afrikanischer Unbeschwertheit im kühlen Bach.

Plötzlich schrie Wuorkenesch auf; ein meterlanger Feuersalamander, den sie für ein Krokodil hielt, hatte ihren Körper berührt. Das Tier war mit seinem blutigroten Bauch, den hellgrünen Augen und dem schmalen, hohen Rücken unheimlich anzusehen.

Als Kautschuk-Kaufmann interessierte sich Fred für etliche Lianen, die sich an Laubbäumen in die Höhe rankten. Probeweise schnitt er mit dem Buschmesser eine Kerbe in die kühle, aalglatte Rinde einer solchen Liane. Der hervorquellende, dicke, milchige Saft war erstklassiger Latex. Er träufelte ein wenig in die Handfläche, zerrieb die Masse und hauchte sie an. Sachte konnte er eine dünne Gummihaut abheben. Daraufhin beschäftigte ihn die Frage, ob die Lianen reichlich genug vorkamen, um sie in Mella wirtschaftlich ausbeuten zu können.

Noch vor Einbruch der Nacht ließ er die Zelte wieder abbrechen, und gleich darauf zog die Kolonne weiter. Sie verließen den Urwald und durchquerte einen lichten Wald aus Schirmakazien und Mimosen. Auf steilem Pfad, inmitten von hohen Elefantengräsern und unzähligen größeren und kleineren rötlichen Steinen, erreichte sie eine Anhöhe, von der man in einiger Entfernung

eine weite Geländemulde sah. Dort lag die Katama der Gofa-Genne. Wuorkenesch zeigte mit ausgestreckter Hand auf das Gibbi ihrer Tante.

Schnell suchte Fred einen passenden Campingplatz. Er fand ihn bei einer unbewohnten Hütte. Daneben stand ein ansehnlicher Baobab, und hinter diesem begann ein ausgedehntes Hirsefeld und etwas abseits ein Acker mit Baumwollstauden.

Fred ließ sein Gefolge auf dem Lagerplatz zurück und ritt allein zur Katama der Genne. Die Stätte machte einen ausgestorbenen Eindruck; dennoch rief er vor einer Hütte: «Ein Europäer möchte gern Auskunft haben.» Da öffnete sich die Faschinentüre der Hütte, und auf der Schwelle tauchte die schlanke Gestalt einer Amharin auf, die, sichtlich erschrocken, gleich wieder ins Innere flüchtete.

Hernach erschien ihr Mann, ein Amhare mit magerem Gesicht, tiefliegenden Augen und Christusbart. Er näherte sich Fred und reichte ihm die Hand, während sein Gesicht vor innerer Freude zu strahlen begann. Er hatte den Neffen seines Freundes sogleich erkannt, zog Fred sanft in seine Hütte und stellte ihm seine amharische Frau vor.

Der Amhare war Ato Gabra Selassi, der Sekretär der Gofa-Genne. Fred erkundigte sich nach ihrem Befinden, worauf Gabra Selassi antwortete, sie sei etwas leidend, weil sie das mörderische Klima von Mella nicht gut ertrage. Er lud Fred zum Nachtessen ein, teilte ihm mit, dass er seinem Schutz unterstellt worden sei und erzählte ihm während der Mahlzeit die Geschichte der verwitweten Königin.

Sie war schon seit Jahren Vasallin des allmächtigen Negus Negeste Menelik II. und wurde Witwe, als ihr Gatte im Kampf gegen die Heerscharen Meneliks fiel. Ihr einziger Sohn Soredanna war von den Siegern entmannt worden, damit sich ihr königliches Geschlecht

nicht fortsetzen konnte. Dann wurde sie vor die Wahl gestellt, entweder als freie Vasallin dem kaiserlichen Haushalt jährlich einige tausend Sklaven zu liefern oder mit ihrem Sohn im Kloster zu Samaria interniert zu werden. Genne hatte sich für das erste entschieden. Sie hoffte, ihre Untertanen mit List und mit Hilfe der ihr treu ergebenen Raschas vor völliger Versklavung retten zu können.

Der vom Kaiser eingesetzte Statthalter zu Gofa, Dedschas Heilé Mariam, erfrechte sich ihr gegenüber, indem er sie auffordern ließ, seine Konkubine zu werden. Während sie ihn auf Antwort warten ließ, sandte sie im geheimen einen Boten zum Kaiser und beschwerte sich bei ihm über die Anmaßung seines Statthalters. Der Kaiser war froh, ihr einen Dienst erweisen zu können, weil sie sich tapfer in die Rolle einer Vasallin gefügt hatte. Er ließ den abessinischen Don Juan in Gofa wissen, dass er abberufen und bestraft würde, falls er die Genne nicht in Ruhe ließe. Ras Kassa musste darüber wachen, dass dem kaiserlichen Gebot Folge geleistet wurde. Somit hatte sie für immer Ruhe und genoss obendrein die Hochachtung vieler abessinischer Würdenträger von Sidamo.

Die ehemals heidnische Gofa-Genne ließ sich, Vasallin geworden, zum Christentum bekehren; seither trug sie den christlichen Namen Adkelessa. Während eines Aufenthalts in der Hauptstadt hatte sie vernommen, dass rings um Aethiopien weiße Könige herrschten, die die Sklaverei gesetzlich abgeschafft oder zumindest verboten hätten. Darum fasste sie großes Vertrauen zu den Weißen. Als sie erfuhr, dass die Italiener in Eritrea Askari ausbildeten, kam sie auf den Gedanken, ausgediente Askari als Sklavenjäger anzustellen. Sie wollte ihre Kaffitschos möglichst schonen, weniger aus menschlicher Gesinnung als aus Selbsterhaltungstrieb. Die Kaffitschos waren ihre Bauern, von denen sie

lebte; deshalb sollten die gedungenen Askari außerhalb ihres Landes, vornehmlich im Gebiet der Beni-Schangull, Menschenjagden veranstalten und ihr genügend Sklaven verschaffen, die sie dann nach Addis Abeba liefern wollte.

Die Schankalla, die Bewohner des Landes Beni-Schan-gull, sind in Bako, der nördlichen Umgebung des Rudolfsees beheimatet. «Schankalla» gilt bei den Aethiopiern als ein Sammelbegriff für alle negroiden Völkerschaften, und ihrer Ansicht nach sind die Schankalla gemäss dem Alten Testament von Gott dazu ausersehen, in Knechtschaft zu leben.

Die Gofa-Genne entrichtete den Sklavenjägern ein Kopfgeld von dreißig Maria-Theresia-Talern. Ato Gabra Selassi schloss seinen Bericht mit der Bemerkung, dass Woisero Adkelessa die verwaiste Hütte des verstorbenen Rascha Adanke für Fred als Residenz bestimmt habe. Vor seinem Weggehen verabredete Fred mit Gabra Selassi, dass er Adkelessa im Laufe des folgenden Tages seine Aufwartung machen werde, zusammen mit ihrer Nichte, der Königstochter Sorina von Kutscha.

Fred erschien in blütenweißem Anzug und englischem Tropenhelm in Adkelessas Gibbi. Wuorkenesch-Sorina hatte er mit einer schwarzseidenen Kaba und einem breit-krempigen Filzhut versehen. Er brachte alle seine Diener mit. Gabra Selassi wartete bereits auf seinen Schützling.

Woisero Adkelessa, die Königin von Mella, Gofa und Kaffa, Vasallin des Kaisers Menelik Il. von Aethiopien, saß auf einem gepolsterten, reich verzierten Hocker zwischen bestickten Kissen. Sie erhob sich mit unverhülltem Gesicht, weil keine Sklaven zugegen waren, und bot Fred zum Gruß die Hand, die er ehrfurchtsvoll küsste. Dann umarmte sie ihre Nichte Sorina und hieß beide neben sich Platz nehmen. Nach den endlosen Be-

grüßungszeremonien erkundigte sie sich nach dem Ergehen des Onkels in Hosanna. Sie war sehr erstaunt, als sie erfuhr, dass er übers Meer gereist war, nur um sich eine Frau zu suchen.

Der Tetsch, den sie durch Gabra Selassi6 persönlich servieren ließ, war ausgezeichnet kein Wunder, gilt doch Gofa als das Land, in welchem Milch und Honig fließt.

Dann rief sie eine sehr hübsche Sklavin herein und befahl ihr, Räucherwerk anzuzünden. Sogleich entwickelte sich ein sinnenbetörender Duft, der das ganze Elfin erfüllte. Fred musste sich mühsam beherrschen, um seine angeregte erotische Phantasie im Zaum zu halten. Er gab Gabra Selassi einen Wink, seine Diener mit den mitgebrachten Geschenken hereinzurufen. Adkelessa zeigte große Begeisterung, besonders für die edlen Portweine, für Fischkonserven, bestickte Taschentücher, Sonnenschirme, eine elektrische Taschenlampe mit Ersatz-Batterien, eine venezianische Halskette, eine Taschenuhr, eine Lupe und zahlreiche Nummern einer Schweizer Illustrierte Zeitung.

Adkelessa nötigte Fred, sogleich in die geräumige leere Hütte des verstorbenen Rascha Adanke umzuziehen. Sie teilte ihm mit, dass sie ihren Sohn Soredanna am nächsten Sonntag in Mella erwarte. Die vier Tage bis zu seiner Ankunft benutzte der Gast, um im Urwald nach Kautschuk-Lianen Nachschau zu halten.

Am Sonntagvormittag erschien ein Bote der Königin, um ihn an den Hof zu begleiten, weil Soredanna pünktlich eingetroffen war. Als Adkelessa ihren Sohn vorstellte, sah Fred einen zwei Meter großen Riesen vor sich. Seine Hände waren viel grösser als die eines normalen Menschen. Hätte er Schuhe getragen, so wäre es wohl die Schuhnummer 50 gewesen. Seine Hautfarbe war um einige Töne heller als die seiner Mutter; das rührte wohl davon her, dass er sich sorgsam hütete, sich den Son-

nenstrahlen auszusetzen. Störend an ihm fand Fred die großen Glotzaugen und Wulstlippen. Soredanna begrüßte Fred in französischer Sprache, die er in Addis Abeba erlernt hatte. Er hoffte, durch Fred noch mehr zu lernen. Nachdem sich Soredanna neben seiner Mutter niedergelassen hatte, vermochte sich Fred des Lachens kaum zu erwehren; denn mit seinen verschränkten Beinen und Armen konnte man ihn für einen lebenden buddhistischen Götzen halten.

Als weitere Besucher angemeldet wurden, verabschiedete sich Fred und begab sich mit Gabra Selassi in seine Hütte, weil er ihn vieles zu fragen hatte. Neben seiner Schriftgelehrtheit war der Sekretär der Königin auch Kürschner, Buchbinder und Chemiker. Er verfertigte seine Tinte aus Pflanzensäften und die Schreibfedern aus Schilfrohr. Er erzählte Fred, dass ihn vor kurzem eine Gabbarfrau aufsuchte, mit der Bitte, der weiße Mann möge doch in seinem Fernglas nachsehen, wo sie die Diebe finden könne, die ihr vor Monaten Geld und Güter gestohlen hatten. Gabra Selassi war der Meinung, Fred solle diese naive Frage in einer europäischen Zeitung veröffentlichen, da die Leser sicher darüber lachen würden.

Als Fred eines Tages mit Sorina die Königin besuchte, klagte Sorina ihrer Tante, dass sie sich schäme, Freds einzige Frau zu sein, wo doch ihr Vater jede Frau in Kutscha haben könne.

Obwohl Adkelessa ihr eingehend auseinandersetzte, dass sich moralisch hochstehende Europäer mit einer Frau begnügen, konnte Sorina dafür kein Verständnis aufbringen. Beklommen wiederholte sie ihre Bitte, ihr doch eine «Eti» (Schwester) beizugeben. Fred, der Sorina wirklich lieb hatte, erklärte sich mit ihrem Wunsch nach einer Gefährtin einverstanden. Adkelessa ließ daraufhin die sechzehnjährige Elfinesch, die Witwe des

verstorbenen Fürsten Rascha Adanke, zu sich rufen. Ihrem Rang entsprechend wurde sie ehrenvoll empfangen. Nachdem sich die Königin längere Zeit mit Elfinesch unterhalten hatte, stellte sie ihr Sorina, die Königstochter aus Kutscha, vor und kam dann auf den eigentlichen Zweck des Zusammenkommens zu sprechen.

Die verhüllte, jugendliche Gestalt wehrte mit erhobenen Händen ab und blickte angstvoll nach dem weißen Mann neben der Genne. Er war der erste Weiße, den sie je im Leben gesehen hatte. Als Kind hatte sie von ihrer Mutter vernommen, die weißen Männer seien Ungeheuer, weil sie die Hosen am Leibe festbinden.

Als Gabra Selassi das Flüstergespräch zwischen Elfinesch und Adkelessa ins Amharische übersetzte, musste Fred lachen. Er bat Sorina, der Woisero Elfinesch mitzuteilen, dass er kein Ungeheuer sei. Aus reiner Eitelkeit, einem märchenhaft weißen Manne anzugehören, willigte Elfinesch schließlich ein, allerdings unter der Bedingung, dass ihre Halbschwester Woteti den Mann mit ihr und Sorina teilte. Fred und Sorina erklärten sich einverstanden.

Adkelessa liess Elfinesch und Woteti auf Saggar-Maultieren reiten und legte Elfinesch eine schwarzseidene, goldbetresste Kaba um, wie es einer Fürstentochter zustand. Beide wurden von Frauen und Mädchen unter freudigen Trillern und Flötentönen zur Hütte ihres verstorbenen Mannes begleitet.

Nach der Ankunft der beiden Frauen gab es innerhalb und außerhalb der Hütte ein großes Festgelage. Die Weiber tanzten draußen wie toll und wanden sich mit schlangenhafter Geschmeidigkeit; ihre frenetischen Triller konnten sogar am Senti unten von den umherstreichenden Löwen gehört werden.

Elfinesch war wirklich eine Schönheit; man hätte sie für eine Andalusierin halten können. Ihre schwarzen, krausen Haare lagen in Zöpfen dem Kopf eng an und

waren nicht eingefettet, und ihre Brüste hätte selbst ein Salomo besingen können. Sie hegte den Ehrgeiz, Freds Favoritin zu werden, was Woteti und selbst die Königstochter Sorina ohne weiteres geschehen ließen. Aus den vieren wurde eine glückliche, harmonische Gruppe, die fest zusammenhielt.

Die meisten Baria wurden von Fangais aus der Umgebung von Bako, dem klassischen Land der Sklaven, hergebracht. Das Los dieser Sklaven von Beni-Schangull war nicht immer schlimm. Es gab in Aethiopien unter den Herrenvölkern von Schoa, Amhara, Godscham und Tigre zu jeder Zeit genügend fromme Christen, die ihre Sklaven als Dienstboten behandelten und entsprechend entlohnten oder beschenkten. Persönliche Liebenswürdigkeit und Klugheit spielten eine wichtige Rolle im Leben eines Barias, der zu einem angenehmeren Los gelangen wollte.

Fred gewahrte einmal am Hof der Gofa-Genne einen hübschen jungen Mann, den Fangais aus dem englischen Uganda gebracht und an Adkelessa verkauft hatten. Die Fangais hatten den Mann mit Lianen gefesselt, nach Mella geschleppt und ihm hier mit glimmenden Eisenholzstäben an den Schläfen das Sklavenmal eingebrannt. Ein brenzliger Geruch erfüllte die Luft, weil neben dem Mann noch zahlreiche andere Leute beiderlei Geschlechts mit dem entehrenden Mal gebrandmarkt wurden. Die Halbwüchsigen schrien dabei; die Erwachsenen schrien nicht, weil sie befürchteten, Schläge zu bekommen oder gepeitscht zu werden. Der Mann aus Uganda hatte sich vergebens gewehrt, um seine Freiheit wiederzuerlangen. Wohl hatte er die Fesseln gesprengt und zur Flucht angesetzt; aber man schlug Alarm, und alle Ausgänge des Gibbis wurden durch Sawennjas mit schussbereitem Gewehr und blank gezogenem Krummsäbel bewacht. Der tapfere Mann musste seine Tollkühnheit schmählich Büßen. Man band seine Fußknö-

chel zusammen und knüpfte daran einen langen Lederriemen. Einen langen Lederriemen band man auch an jedes Handgelenk. Dann wurde der am Boden liegende Mann unsanft auf den Bauch gedreht; drei Mann zogen an den Enden der drei Riemen, bis Arme und Beine straff gestreckt waren. Nun sollte er zehn Peitschenhiebe über sich ergehen lassen. Die gesetzlich erlaubte Höchststrafe beträgt dreißig Peitschenhiebe. Wer sie lebend übersteht, ist frei, aber ein Krüppel. Es soll mehrfach vorgekommen sein, dass bärenstarke Männer die dreißig Peitschenhiebe überlebt haben; die meisten geben aber nach dem zwanzigsten Hieb den Geist auf. Die Richtpeitsche besteht aus einem 30 cm langen Holzstiel, an dem eine 2 m lange, 30 mm breite und 5 mm dicke Lederschlinge aus roh-gegerbter Ochsenhaut befestigt ist. Die Hiebe werden mit Wucht erst von oben nach unten und dann von unten nach oben links und rechts des Rückens aufgetragen, ohne Kopf, Wirbelsäule und Waden zu verletzen. Schon die ersten Hiebe verursachen daumendicke, blutunterlaufene Schwielen, und das Opfer krümmt sich trotz den Fesseln. Viele Beißen sich die Zungenspitze ab, um nicht zu schreien, wobei die Erde vor ihrem Munde in Staubwolken aufwirbelt. Nach dem fünften Streich beginnen die Schwielen in offene Wunden überzugehen, und kleine Fleischfetzen schwirren der hochgerissenen Peitsche nach. Nach dem achtzehnten Streich ist der ganze Rücken nur noch eine einzige schaurige Fläche aufgehackten Fleisches. Verwandte legen dem Opfer frische Brotscheiben auf die grässliche Wunde; das soll abkühlend wirken.

Als der Mann aus Uganda gepeitscht werden sollte, lief Fred voller Empörung ohne vorherige Anmeldung ins Elfin der Gofa-Genne. Die aufgeschreckte Königin sah ihn befremdet an; so etwas war an ihrem Hof noch nie vorgekommen. Ohne ihr Erstaunen zu beachten und

ohne sich zu entschuldigen, bat er sie, ihm den Sklaven für den dreifachen Preis - für 240 Taler - abzutreten und die Peitschenstrafe sofort zu widerrufen. Als Fred das Klatschen der ersten Hiebe vernahm, erhöhte er das Angebot um sein kostbares Gewehr samt Munition. Trotzdem blieb Adkelessa stumm und undurchdringlich. Eine grausame Seele hatte er bei ihr nicht vermutet. Jeder Streich, den er vernahm, schnitt ihm ins Herz. Er verlor die Geduld und drohte ihr verachtungsvoll, beim Afanegus in Addis Abeba Klage einzureichen wegen Freiheitsberaubung eines britischen Untertanen. Da zuckte es entrüstet in ihrem Gesicht; sie fuhr ihn zornig an: «Wer ist dein Vater? Weg von mir!» und verhüllte ihr Antlitz vor ihm. Das war für Fred ein Todesurteil. Als Europäer fürchtete er sich jedoch nicht, aber er durfte bei ihr nicht in Ungnade fallen. Zum Glück mischte sich Gabra Selassie ein, redete der aufgebrachten Königin gütlich zu und brachte sie schließlich zur Vernunft. So gab sie Befehl, den Sklaven hereinzuführen. Acht Peitschenhiebe hatte er bereits erhalten. Trotz der Freiheitsberaubung und der körperlichen Züchtigung wurde der Mann der geschätzteste Leibdiener der Königin von Gofa. Er musste sie fürderhin auf allen Reisen begleiten und die schwere Frau immer in den Reitsattel heben. Fred schien es, als ob sie für ihn nur Federgewicht wäre. Unterwegs musste er ständig neben ihrem Maultier laufen, sie mit dem einen Arm stützen und mit dem anderen einen mächtigen Sonnenschirm über sie halten. Das war keine geringe Leistung bei der schnellfüßiges des Maultiers und bei den schlechten Wegverhältnissen unter der glühenden Sonnenhitze der Kolla. Oefters erlitt er Verletzungen und begann zu hinken; aber seine Pflicht erfüllte er gleichwohl. Wenn die Königin in ihren eigenen Gehöften oder im Zelt übernachtete, musste er sich jeweils vor die Türe der schlafenden Herrin legen, um sie wie ein Hund zu bewachen.

Fred hatte den Mann wegen seiner Bärenstärke «Uristier» getauft; diesen Namen ließ sie ihm, obwohl es ihr schwerfiel, ihn auszusprechen. Sie konnte nur «Uisti» hervorbringen, worauf der Sklave sehr stolz war, als ihm Fred die Bedeutung des Namens erklärte.

Später wollte sie den Uristier nochmals auspeitschen lassen, weil ihm das Missgeschick zustieß, mit dem Sonnenschirm an einem Weißdorn Gebüsch hängen zu bleiben, so dass ein beträchtlicher Riss entstand. Da sie den Sklaven aber während der Reise dringend benötigte, verschob sie die Strafe bis zur Rückkehr nach Mella. Zum Glück für den braven Uristier war Fred zugegen; er versprach Adkelessa, durch einen Eilboten aus Addis Abeba einen noch viel schöneren Sonnenschirm herbeizuschaffen, worauf sie dem Sklaven die Strafe erließ

.

Adkelessa gab Soredanna, Selassi, Uristier und Fred immer ein rätselhaftes «Brrha-singg» (Wüstennahrung), wenn einer von ihnen durch die Kolla reisen musste. Die Zusammensetzung der erbsengroßen Singg-Pillen war ihr streng gehütetes Sippengeheimnis. Sie stellte sie aus Gewürzen und Kräutern der drei Klima-Zonen selbst her. Es genügte, ein bis zwei Pillen langsam zu kauen, um während vierundzwanzig Stunden, auch bei größten Strapazen in der Kolla, weder Hunger noch Durst zu verspüren.

Einmal befahl Adkelessa einer bejahrten Sklavin, aus dem Gimschabit einen bestimmten Salbentopf zu holen. Bei dieser Gelegenheit kam die greise Magd in Versuchung, einen Tropfen aus einem Parfümfläschchen auf ihre welken Brüste zu reiben. Es war ein Tropfen des beim abessinischen Adel so beliebten Rosenöls. Das wohlriechende Parfüm hatte die Eigenschaft, lange an der Haut zu haften. Die Magd erschrak, als sie den starken Duft wahrnahm und fürchtete sich, ins Elfin zu gehen; dennoch musste sie die verlangte Salbe selbst

hinbringen. Fred saß neben der Königin, als die Sklavin mit dem Salbentopf erschien. Sofort weiteten sich die Nasenflügel der Königin, um den wohlbekannten Duft einzuatmen. Auf ihrem Gesicht wetterleuchtete es. Sie winkte der Sklavin, näher zu treten. Auf dieses Geheiß hin sank die alte Frau vor Angst in die Knie und flehte jämmerlich um Gnade. Sie bestreute ihre weißen Haare mit den am Boden liegenden Binsengräsern und kratzte sich mit den Fingernägeln an der Brust als Zeichen tiefster Unterwürfigkeit. Ungerührt sprach Adkelessa mit geradezu feierlicher Stimme: «Sklavin, du Hündin, wie kannst du dich unterstehen, dich an Dingen deiner Herrin und Königin zu vergreifen!» Sie wandte sich an Gabra Selassi mit der Frage, welche Strafe diese diebische Baria für ihr Vergehen erleiden solle. Gabra Se1assi ließ sofort sämtliche Sklavinnen herbeirufen und befahl ihnen, Weißdorn Zweige und Stechlaub zu bringen. Hierauf zogen sie der Frau das Hemd bis auf die Hüften herunter und schlugen sie mit den Dornzweigen, bis sie blutete. Leider war die Greisin tapfer und unterdrückte infolge ihres Schuldbewusstseins alle Schmerzensschreie. Deshalb wurde Adkelessa noch aufgebrachter und gab Befehl, sie auszupeitschen. Das war für Fred zu viel; er hätte es nicht ertragen, eine solche Tortur mit anzusehen.

Mit einer List suchte er die Königin zu besänftigen. Er beugte sich über ihre Hand, küsste sie voll Ehrfurcht, und mit theatralisch flehendem Ton bat er die verstimmte Königin, sie möge seiner «Uschumma» (Maitresse) verzeihen, dass sie sich seinetwegen parfümiert habe, um ihm trotz ihrem Greisenalter noch zu gefallen! Adkelessa lachte ungläubig; doch da der Einfall sie rührte, befahl sie der Sklavin, aufzustehen und sich an die Arbeit zu begeben. Während die Gezüchtigte wegen der erwiesenen Gnade die kahle Erde vor der Königin küsste, sagte Adkelessa leicht schmollend zu

Fred, dass eigentlich er die Strafe verdient habe. Fred schwieg und fühlte sich überglücklich, dass er wieder einmal Gelegenheit gehabt hatte, das Los eines armen, getretenen Geschöpfes zu mildern.

Die nächste grausame Misshandlung erlitt der Sklave eines königlichen Priesters. Der «Kess» (Priester) von Mella hatte einen Sklaven und eine Sklavin gehabt; der Sklave war ihm durchgebrannt, weil die Sklavin, seine Freundin, weggeschafft worden war. Er wollte seine Leidensgefährtin suchen und sich, falls sie verkauft worden war, ihrem neuen Herrn unterwerfen. Als der Kess von der Flucht erfuhr, machte er sich mit zwei Dienern an die Verfolgung. Der Kess folgerte richtig, dass der Flüchtling eine bestimmte Stelle am Sentibach zu erreichen trachtete, wenn er nach Sala gelangen wollte, wohin seine Geliebte gebracht worden war. Da der Kess ein schnellfüßiges Saggar-Maultier besaß, konnte er den Flüchtling überholen und ihm bei der Furt des Baches auflauern. Nach zwei Tagen wurde der Sklave gesichtet, als er seinen Durst am Bach löschen wollte. Der Kess und seine Diener bemächtigten sich seiner, fesselten und bündelten ihn mit dünnen, geschmeidigen Lianen und legten ihn quer über den Rücken eines Maultieres, um rascher nach Mella zurückzukehren.

Fred befand sich bei Adkelessa und Soredanna im Elfin, als der Agafari den Priester anmeldete. Die Königin bedeutete Fred, zu verschwinden; auch Soredanna entfernte sich, um seine Mutter mit dem Kess allein zu lassen. Bei der Türe begegnete Fred dem Kess, der trotz der Hitze einen schweren Burnus trug. Um den Kopf hatte er ein viele Meter langes, weißes Tuch gewunden. In der Hand hielt er ein silbernes Kreuz, das mit einem Seidentüchlein umwickelt war.

Achtlos schritt Fred an ihm vorüber und begab sich nach dem Hof des Adderaschs. Hier gewahrte er das Saggar-Maultier, das von einem am Boden kauernden

Diener am Zügel gehalten wurde. Der andere Diener stand daneben. Fred betrachtete ein Bündel am Boden und nahm an, es wäre ein zusammengelegtes und verschnürtes Zelt. Beim Nähertreten stand ihm fast das Herz still, als er aus dem vermeintlichen Zeltbündel einen Kopf und zwei Füße herausragen sah. Das Gesicht war dem Erdboden zugekehrt. Neugierig fragte er die Diener, was dies zu bedeuten habe, und drehte das Bündel um. Er glaubte eine Mumie vor sich zu sehen. Des Mannes Augen waren halb geöffnet und gläsern. Nase und Mund waren voll Blut und Sand, ein Ohr war halb abgerissen, dunkles, geronnenes Blut bildete eine Pfütze unter dem Kopf, und Fliegen leckten daran. Trotz dem Widerspruch der beiden Diener löste Fred die Lianen, damit der Aermste die geschwollenen Arme und Beine bewegen konnte.

Schaudernd vernahm Fred durch die Diener, was vorgefallen war und noch geschehen sollte. Er konnte die Auspeitschung nicht zulassen und lief rasch ins Elfin zurück. Als er seiner Entrüstung Luft machte, schlug Adkelessa mit ihrem Fliegenwedel wild um sich, wies zornig auf die Türe und schrie Fred mit einer Verwünschung an, er solle sich wegscheren.

In eisigem Ton erklärte ihr Fred, dass er das Land für immer verlassen werde, wenn dem Sklaven noch mehr Leid geschehe. Wider Erwarten wurde sie ruhiger, jagte die erschrocken herbeigeeilten Diener weg und besänftigte den beleidigten Priester, der auf sein Recht pochte. Mit müder, fast trauriger Stimme ließ sie Gabra Selassi herbeirufen und erteilte ihm den Auftrag, den Sklaven zu holen. Da der Sklave vor Schwäche nicht zu stehen vermochte, wurde er hereingeschleppt, und trotz seinem elenden Zustand erhielt er, da der Priester wenigstens eine symbolische Bestrafung forderte, vier Gertenhiebe auf den Rücken. Dann trug man ihn weg, um ihn gesund zu pflegen. Die Königin versprach Fred fei-

erlich, den Sklaven nach Gofa zu ihrem dortigen Gesinde bringen zu lassen, ebenso seine weggeführte Freundin, und den beiden die Freiheit zu geben, so dass sie nicht mehr als Barias sondern als besoldete Diener bei ihr bleiben würden.

Fred war tief gerührt vom plötzlichen Gesinnungswechsel dieser seltsamen Frau; er hätte sie am liebsten umarmt.

Nicht lange nach diesem Vorfall erschien ein Bote vom Dedschas Heilé Mariam mit dem Befehl für die Gofa Genne, sofort vierzig Sklaven an den kaiserlichen Hof abzusenden. Daraufhin musste Gabra Selassi einen Aufruf schreiben, und Herolde machten allen Bauern bekannt, dass sie der Genne Heu und Brennholz abzuliefern hätten. Fred wusste, dass dies eine Menschenfalle war, deren sich die Königin bediente, um aus hörigen Bauern Barias zu machen. Ihre Menschenjäger waren mit der Einbringung von Schankallas im Rückstand; darum sah sie sich gezwungen, die nötigen Opfer aus ihren eigenen Leuten auszusuchen. Das geschah gegen ihren Willen; aber einen Aufschub oder einen Ausweg gab es nicht.

Am folgenden Ködami brachten Männer, Frauen und Jugendliche beiderlei Geschlechts die verlangten Grasbündel und Holzscheite. Auch sie hatten die Falle erkannt und sich bemüht, ihre Bündel gleich groß und schwer zu gestalten. Die Genne hatte sich besonders festlich angezogen, um ihre Bedeutung zu betonen. Fred setzte sich neben Gabra Selassi und harrte gespannt der Dinge, die da kommen sollten. Die Bauern wurden nacheinander ins Elfin eingelassen. Jeder suchte mit fast hündischer Unterwürfigkeit die Genne milde zu stimmen, und sie zitterten wie Espenlaub, sowie sie eine Bewegung machte oder ihre Miene änderte. In den nächsten Augenblicken konnte sich ihr Schicksal grau-

sam wandeln.

Der älteste, schon ein Greis, fiel als erster vor der Königin auf die Knie nieder, berührte mit der Stirne den Erdboden und küsste ihn. Als die Genne ihm erlaubte, aufzustehen, begann er weitschweifig zu erzählen, welchen Mühen und Gefahren er sich ausgesetzt habe, um das geforderte Gras und Holz zusammenzubringen; er wäre sogar von einem Löwen bedroht worden. Aus Liebe und Ergebung zur Genne habe er sein Leben gewagt, um seiner Pflicht nachzukommen. Seine beiden Bündel wurden gelöst und weggetragen; er war frei und durfte wieder heimgehen.

Als die übrigen an die Reihe kamen, bemerkte Fred, dass Adkelessa die antretenden Personen musterte wie ein Viehhändler seine lebende Ware. Ein Diener wurde beauftragt, Güte und Menge des Bündelinhalts zu prüfen. Sobald Adkelessa ein Opfer ausersehen hatte, wiegte sie ihren großen, schweren Kopf hin und her und schalt die betreffende Person, dass sie zu wenig oder zu schlechtes Zeug hergebracht habe, weshalb sie bestraft werden müsse. «Bin ich dir denn so wenig wert, dass du mir so geringen Gabbarit bringst?» fragte sie das Opfer, und dies bedeutete, dass die betreffende Person ihrer Freiheit beraubt war.

Als einzigen Trost vernahmen die ausgesuchten Opfer, dass sie in gute Hände gelangen und dass sie am neuen Arbeitsplatz wohl Verwandte, Bekannte oder frühere Nachbarn wiedersehen würden. Die Betroffenen brachen in Wehklagen aus, und ihre Angehörigen kratzten sich mit den Fingernägeln die Brust, bis sie blutete. Sawennjas trieben sie hinaus in den Hof, wo man ihnen das Sklavenmal an den Schläfen beibrachte. Einige Tage später mussten alle vierzig abmarschieren.

Die angeworbenen Fangais der Gofa-Genne stammten in der Mehrzahl aus Adua und Adi-Ugri (Tigre und Eritrea). Sie erhielten, wie schon gesagt, für jeden ein-

gebrachten Sklaven ein Kopfgeld von dreißig bis vierzig Taler. Nebenbei waren sie Banditen, die auf der Lauer lagen, um Marktleute zu überfallen und ihnen den Erlös oder die eingehandelte Ware zu rauben.

Adkelessa besaß zwischen Mella und Sala verschiedene bewohnte Gehöfte, die ihren Sklavenjägern auf den Streifzügen als vorübergehende Unterkunft dienten. Die Fangais kleideten sich absichtlich in schmutzige Gewänder, um sich zwischen Steinen und Geröll oder in Flussbetten besser tarnen zu können, wenn sie ihren Opfern auflauerten. Sie wählten ihre Schlupfwinkel bald da, bald dort, aber immer in Sichtweite von Pfaden, die von Marktgängern benutzt wurden. Unvorsichtige, die allein gingen, schüchterten sie erst mit einigen Gewehrschüssen ein, um sie hernach zu überwältigen und zu verkaufen.

Alle Fangais trugen Gewehre und kurze Krummsäbel auf sich; darunter gab es nicht wenige gestohlene Gewehre, ursprünglich Eigentum der italienischen Kolonialmacht in Eritrea. Einen Schild als Schutz gegen Lanzen führten sie nie mit, weil er ihnen hinderlich gewesen wäre. Alle Fangais waren Abenteurer, verwegene Kerle, die vor nichts zurückschreckten. Aber auch ihnen drohte Gefahr, da sie stets mit unliebsamen Ueberraschungen seitens der Raubtiere rechnen mussten.

Sobald die Menschenjäger ihres unwürdigen Gewerbes überdrüssig wurden oder durch einen großen Coup zu Geld gekommen waren, kehrten sie auf Umwegen in ihre Heimat zurück, da ihnen sonst von den Abessiniern der Strang um den Hals gelegt wurde, besonders in Addis-Abeba. Denn den öffentlichen Sklavenhandel hatte schon Menelik II. abgeschafft und bei Todesstrafe verboten. Auf ihrer Heimreise führten sie viele beladene Esel, Maultiere und sogar Kamele mit sich, um die spottbillig eingehandelten Landesprodukte von Sidamo

in Asmara oder Khartum zum zwanzigfachen Preis zu verkaufen. Von der Gofa Genne erhielten sie ein Empfehlungsschreiben an die Provinzgouverneure, so dass sie für die mitgeführten Waren keinen Zoll zu bezahlen brauchten. Ein wohlgenährter Stier oder Ochse kostete in Sidamo zwei Taler (5 Schweizerfranken), eine Pferdelast Rohkaffee einen Taler. Auch Bienenhonig, Baumwolle, Wachs, Felle, Elfenbein und Goldpepiten von 24 Karat waren zu Spottpreisen erhältlich.

Noch vor Ende der Regenzeit vernahm man in der Adanke-Hütte täglich Löwengebrüll aus der Niederung des Senti-Wohas. Etliche Male wandelte Fred die Lust an, auf Löwenjagd zu gehen; seine Frauen hielten ihn jedoch zurück, weniger aus Angst vor den Löwen als wegen des Banditenunwesens.

Als an einem Morgen beim ersten Hahnenschrei wieder Löwengebrüll vernommen wurde, kleidete sich Fred rasch an, um mit einigen Dienern nach dem Senti. hinunterzureiten. Sorina, die Fred innig liebte, beschwor ihn, nicht zu gehen, und fast hätte er sich erweichen lassen; doch da geschah etwas Unerwartetes. Während eines neuerlichen Gebrülls hörten sie in kurzen Abständen gehende, langgedehnte Hilferufe von Frauen; «U... U... U... Ein eisiger Schauder überfiel Fred bei dem Gedanken, dass wehrlose Marktfrauen von den Bestien bedroht wurden. Nun hielt ihn nichts mehr, er musste eiligst eingreifen. Als er wegreiten wollte, bat ihn Elfinesch, lieber zu Fuß zu gehen, und Sorina hängte ihm rasch ihre eigenen Talismane um den Hals.

Bei Sonnenaufgang verließ er die Adanke-Hütte, begleitet von einer Handvoll ergebener und zweifelhafter Diener. In einer halben Stunde oder noch früher konnten sie unten eintreffen, wenn sie die Abkürzung benutzten, die Fred erkundschaftet hatte. Mannshohes Elefantengras und dorniges Gestrüpp waren seinem

Vordringen hinderlich und nahmen ihm die Sicht. Plötzlich krachte in der Nähe ein Schuss zwischen Mimosen- und Akazienbäumen. Fred sah sich um, bemerkte aber niemand. Einige seiner Begleiter bekamen Angst und flüchteten heimwärts. Kalifa, der dicht neben Fred schritt, raunte ihm zu, dass sie von Banditen aus einem Versteck hervor beobachtet würden. Mit angelegtem Gewehr drangen sie in gebückter Haltung ins Dickicht. Fred gab Kalifa sein Gewehr, weil er lieber mit der Pistole vordringen wollte. Als sie sich der Furt des Baches näherten, sahen sie dort die geängstigten Frauen und Mädchen mit ihren Tonkrügen. Beim Anblick der bewaffneten Männer begannen sie zu schreien. Fred beruhigte sie mit dem vertrauten Zuruf «Saro, saro!» Er fragte sie, warum sie vor einer Weile um Hilfe gerufen hätten. Sie jammerten, Fangais hätten sie überfallen, ihnen Baumwolldecken und Marktgeld geraubt und einige von ihnen verschleppen wollen. Während sie sich gewehrt hätten, wären mehrere Löwen erschienen, und da hätten sie um Hilfe geschrien. Die Räuber mussten von ihnen ablassen, weil die Löwen sie bedrohten.

Fred begleitete die Frauen nach Mella und verlangte von ihnen, sie müssten den Vorfall der Gofa-Genne anzeigen. Er wollte nicht zulassen, dass Banditen auf seinem Lehensland ihr Unwesen trieben, sondern war entschlossen, die Gauner aufzustöbern, um sie dem Richter auszuliefern.

Kaum hatte Fred seinen Frauen den Vorfall geschildert, erhoben sich Woteti und Sorina, eilten zu der geschlossenen Faschinentüre und spähten durch die Ritzen hinaus. Als Woteti vor Schrecken die Hände an die Brust schlug, sprang auch Elfinesch zur Türe, um zu spähen. Rasch wandte sie sich um und warnte Fred, dass Banditen auf die Hütte zukämen. Er stand schnell auf, stellte das geladene Gewehr neben sich und öffnete, die schussbereite Pistole in der Hand, die Türe. Zwei

hagere Kerle - nach ihrer Haartracht stammten sie aus Tigrè - hatten sich bis auf wenige Schritte der Hütte genähert. Er sah, dass die beiden Männer friedliche Absichten hegten; denn sie trugen das Gewehr mit dem Kolben nach hinten auf der Achsel. Er steckte seine Pistole ins Futteral, nahm auch das Gewehr weg, und als er wieder unter die Türe trat, begrüßten ihn die herangekommenen Banditen mit einer leichten Verneigung. Dann fragte der eine: «Anta Italian noo?» («Bist du Italiener?») Fred antwortete, er sei Deutscher, weil die Schweiz dazumal im fernen Westen Abessiniens völlig unbekannt war. In Addis Abeba nannten die Einheimischen die Schweiz «1 Musje Ilg ager» «Herrn Ilgs Land»). Fred unterstand ja auch dem Schutz der deutschen Gesandtschaft. Als Kolonisten genossen die Deutschen bei den Eingeborenen ein höheres Ansehen als Engländer und Franzosen; neben den Russen waren sie die am meisten geachteten Weißen in Abessinien. Infolgedessen gewann Fred durch seine Antwort augenblicklich den größten Respekt der beiden Banditen. Sie erklärten ihm, dass sie aus Adua und Adi-Ugri stammten. Der Bandit aus Adi-Ugri sprach etwas Italienisch, da er Askari gewesen war. Fred hieß die beiden eintreten und setzte ihnen Tetsch vor, wodurch sie gut gelaunt wurden. Abwechselnd erzählten sie ihm, was sich am frühen Morgen ereignet hatte. So erfuhr er, dass er ahnungslos in Lebensgefahr geschwebt hatte: Eine Löwin hatte ihn und Kalifa angeschlichen, ohne dass sie ihrer gewahr wurden. Der Bandit aus Adi-Ugri - er trug den wenig passenden Namen Jesus - hatte, um Fred zu retten, auf die Löwin einen Schuss abgefeuert und sie zur Strecke gebracht. Jesus und sein Begleiter Afde Wuork hatten sich in einem Woirabaum versteckt.

Nachdem Fred seinem angeblichen Retter gebührend gedankt hatte, setzte er den beiden auseinander, dass sie sich dort wie hier in der Adanke-Hütte auf seinem

Grund und Boden befänden; deshalb müsse er sie ersuchen, den beraubten Frauen die Decken und das Geld zurückzuerstatten.

Wider Erwarten willigten sie ein. Während Abde Wuork nach dem Versteck lief, um die geraubten Sachen zu holen, erzählte Jesus einiges von seinen Heldentaten, wie er sie selbst nannte. Fred, der die Geschichten nicht recht glauben konnte, ersuchte den Banditen, ihm sein Gewehr zu zeigen. Als er sah, dass Visier und Korn nicht mehr vorhanden waren, drückte er Zweifel an den Taten aus. Jesus schien in seinem Stolz getroffen zu sein; er forderte Fred zu einem Wettschiessen heraus. Nach abessinischer Sitte ging Fred darauf ein und bot als Einsatz einen Teppich, für den er hundert Taler bezahlt hatte. Jesus besaß nichts anderes als sein beschädigtes Gewehr; doch da er sich damit alles Lebensnotwendige verschaffte, war es mit seiner Manneswürde und Ehre verbunden. Er behauptete, mit seiner Waffe besser treffen zu können als Fred mit seinem deutschen Gewehr.

Sorina musste Kalifa herbeirufen, den Fred beauftragte, eine Kalabasse im Wipfel eines Baobabs anzubringen. Als Kalifa von dem Baum heruntergestiegen war, hieß Fred seinen Wettpartner den ersten Schuss tun. Jesus trat achtzig Schritte von dem Baum zurück und rammte an dieser Stelle einen gegabelten Stecken in die Erde. In hockender Stellung legte er den Gewehrlauf in die Gabel, zielte kurz, drückte ab, und das Unfassbare war geschehen! Die Kalabasse war getroffen, und die Splitter flogen zur Erde. Uebermütig und stolz lobte er sich: «Hannor seraff, eniAnbassa gödai!» («Ich-Löwentöter!») Spöttisch forderte er Fred auf, ihm den Meisterschuss nachzumachen; aber Fred ging nicht darauf ein, obwohl er kein schlechter Schütze war. Die Vernunft sagte ihm, dass er auf keinen Fall einen besseren Schuss tun könne; im schlimmsten Fall traf er

die Kalabasse überhaupt nicht. Er griff zu einer List und sagte zu Jesus, der heilige Georg, der Schutzpatron der abessinischen Soldaten, habe es so gewollt, damit Jesus zu dem Teppich komme, und eine Wiederholung wäre eine schmähliche Provokation des Heiligen. Nicht ganz überzeugt nahm Jesus gleichwohl den Teppich in Empfang, bat aber sogleich, ihm lieber für den Wert hundert gute Patronen zu geben. Darauf ließ sich Fred gern ein; denn die Patronen stammten von dem Glücksspiel in Hosanna, und für den Teppich hatte er ja hundert Taler baren Geldes bezahlen müssen.

Als Jesus' schwer beladener Kumpan mit den geraubten Sachen eintraf, rühmte sich der Schütze wieder seines Könnens und berichtete, was sich inzwischen zugetragen hatte. Abde Wuork sagte mit verachtungsvollem Lachen zu Fred: «Ihr Weißen könnt wohl Gewehre herstellen, aber wir Schwarzen können damit schießen!» Fred zog es vor, zu schweigen, denn er war herzlich froh, dass die beiden ohne Streit alles ins reine gebracht hatten. Sie gelobten einander Freundschaft und trennten sich in Frieden, zumal die Banditen die Gegend sofort verließen.

Es gab in der Umgebung, ja selbst innerhalb der Adanke-Hütte viele Skorpione, giftige Spinnen, Mücken und allerlei Ungeziefer. Fast unter jedem lockeren Stein verbarg sich ein Skorpion, aber auch in der Grasverkleidung der Hütte, die Fred mit seinen Frauen bewohnte.

Einmal zeigte er ihnen Bilder in alten illustrierten Zeitungen, die er in seinem Tropenkoffer aufbewahrte. Auf dem Bettrand sitzend, erklärte er den neugierigen Afrikanerinnen, was die Bilder darstellten. Als er weiterblätterte, versetzte ihm Woteti unversehens einen Schlag in den Nacken. Sie hatte beobachtet, wie ein Skorpion auf seinen Hals fiel, und um zu verhindern, dass Fred von dem giftigen Insekt gestochen wurde,

hatte sie es mit der Hand weggeschlagen. Es war das erste Mal, dass Fred in Afrika einen Skorpion zu Gesicht bekam, und wie ein naives Kind wollte er das Insekt vom Boden aufheben, um es näher zu betrachten; aber Elfinesch riss rasch seine Hand weg. Sorina nahm zwei Holzstäbchen und hob den Skorpion damit auf. Elfinesch reichte ihr eine mit Mastika gefüllte Untertasse, und Woteti ermahnte Fred, zuzusehen. Sie ließ das Insekt in den Alkohol fallen; da bäumte der Skorpion den Rumpf rückwärts, schlug den giftigen Stachel in den eigenen Leib und verübte Selbstmord.

Einmal begaben sich seine drei Frauen nach dem Gibbi der Gofa-Genne, während Fred wegen der unerträglichen Hitze nackt auf seinem breiten Bett ruhte. Er lag auf dem Bauch und hatte die Arme unter der Stirn verschränkt.

Plötzlich vernahm er ein Rascheln und spürte im selben Augenblick den kalten Leib einer Schlange auf seinem heißen, feuchten Rücken. Entsetzt hielt er den Atem an und wagte sich nicht zu regen. Das Gruseln dauerte nur kurz; draußen hörte er Schritte auf dem Pfad neben der Hütte. Auch das Reptil hatte das Geräusch wahrgenommen und schoss pfeilschnell zwischen den Gräsern der Hauswand hindurch ins Freie. Gabra Giorgis, der eine Botschaft überbringen wollte, sah die fliehende Schlange und schrie laut: «Ibab ibab alla!» («Eine Schlange, eine Schlange!») Fred befürchtete, dass er sie steinigen würde, und sprang schnell hinaus. Er wollte die Schlange schonen, weil sie ihm außer dem Schrecken nichts angetan hatte. Gabra Giorgis zeigte ihm die Stelle im Baumwollfeld, wo sie in einem Erdloch verschwunden war. Er sagte, sie sei äußerst giftig, ein zwei Meter langes Tier mit grasgrünem Rücken und gelbem Bauch. Fred brachte eine Woche lang täglich ein Hühnerei vor das Schlangenloch. Wohl fand er stets die leeren Schalen vor, aber von der Schlange

gewahrte er nicht die geringste Spur.

Einmal hängte sich Fred die Schrotflinte um und nahm Patronen mit ganz feinem Schrot, um buntgefiederte Vögel für ein Museum zu schießen. Mutterseelenallein lenkte er seine Schritte nach dem Urwald unten am Senti, ohne seinen Gespielinnen oder irgendeinem Diener etwas von seiner Absicht zu sagen. Er kannte eine Lichtung, wo mitten im Bach ein oben abgeflachter Meteorstein von ansehnlicher Größe lag, auf den spärliche Sonnenstrahlen fielen. Das kühle Wasser verleitete ihn zu einem Bad, denn die feuchtheiße Luft in der Senti-Senke hatte ihn erhitzt. Flinte und Kleider legte er am Ufer an eine sichtbare Stelle, und dann watete er behutsam ins Wasser, das hier einen halben Meter tief war. Er legte sich auf den Rücken und plantschte mit Füssen und Händen in dem nassen Element.

Nach einer Weile versuchte er von bloßer Hand Forellen zu fangen, von denen es in dem Bach wimmelte. Er fing jedoch keine, ließ davon ab und legte sich bäuchlings auf den pechschwarzen Stein. Flinte und Kleider hatte er vor Augen. Dann begann er zu dösen, als ob er in der Adanke-Hütte läge. Nach einer Weile hob er den Kopf und blickte nach dem Ufer zu seinen Habseligkeiten, denn er hatte von dort ein ganz leises Geräusch vernommen. Da gewahrte er im Blättergewirr einiger Lianen, nur zwei Meter von seinen Sachen entfernt, den bemähnten Kopf eines Löwen, der ihn schon längere Zeit beobachtet haben musste. Fred vereiste vor Schreck, blieb regungslos liegen und starrte, ohne mit einer Wimper zu zucken, in das Löwen-Augenpaar. Es schien ihm, als wäre der Wüstenkönig verärgert, weil das Idyll von dem ahnungslosen Menschen gestört worden war. Fred griff zur List, um das mächtige Tier nicht herauszufordern; er tat, als ob er es nicht gesehen hätte, und ließ den Kopf wieder auf die Arme sinken. Als er nach einiger Zeit, die ihn endlos dünkte, den Kopf vor-

sichtig wieder hob und zum Ufer hinüberblinzelte, war an Stelle des Löwenhauptes etwas gelbbraunes Fell sichtbar. Noch zögerte er aufzustehen; im nächsten Augenblick sah er den Löwen über einen liegenden Baumstamm hinwegsetzen. Kaum war er drüben, erhob sich ein durchdringendes Affengeschrei. Der Löwe musste einen großen Burschen gerissen haben. Die Neugier war dem Affen zum Verhängnis geworden; für Fred bedeutete sie die Rettung. In raschen Sprüngen begab er sich zu seinen Habseligkeiten, hängte Flinte und Kleider um und schritt behutsam bachaufwärts zur Furt. Als er den Urwald und auch den Mimosen- und Akazienhain hinter sich hatte, zog er sich rasch an. Er gelobte sich, nie mehr allein und nur mit einer Schrotflinte bewaffnet ins Dickicht am Sentibach zu gehen. Als er das Abenteuer seinen Frauen und Kalifa erzählte, behauptete Kalifa, dass Fred bloß wegen seiner weißen Haut wieder einmal heil davongekommen sei; der Löwe habe wohl noch nie einen weißen Mann in diesem Bach baden gesehen.

Die Gofa-Genne hatte Fred vorübergehend zum Marktaufseher und zum Verweser ihrer Markteinnahmen ernannt. In dieser Eigenschaft begab er sich mittwochs und freitags bei Mondschein oder sternklarer Nacht zum Marktplatz in Mella und Timbu. Der Markt fand bei Nacht statt, weil es tagsüber für Menschen und Tiere zu heiß gewesen wäre (55 bis 65 Grad Celsius). In der Nacht sank die Temperatur um volle 20 Grad. Bei Mondschein war es hell, und bei Vollmond konnte man sogar mühelos Bücher lesen.

Jedermann, der auf dem Markt Waren verkaufte oder austauschte, musste der Gofa-Genne einen kleinen Tribut entrichten. Bei der Abrechnung wurde mit Steinehen abgezählt; die einfachen Leute konnten nicht einmal die kleinste Aufgabe im Kopf ausrechnen. Fred musste über den Abgaben, die aus Naturalien bestan-



den, wachen und für die richtige Abwicklung der Geschäfte sorgen; er tat dies ehrenamtlich, weil ihm die Königin zwei Quadratkilometer Land auf Lebzeiten abgetreten hatte. Zudem gewährte sie ihm, seinem Gefolge und den Haustieren freie Station, solange es ihm beliebte, in ihrem Lande zu verweilen.

Auf den Marktplätzen Mella und Timbu hatte er in drei Meter Höhe eine Plattform errichten lassen, zu der er auf einer Lianen Leiter hinaufstieg. Dort oben hatte er eine gute Uebersicht über das Markttreiben. Die Bauern aus Mella, Sala, Timbu und Kutscha brachten Bodenerzeugnisse, die Handwerker primitive Arbeiten. Es gab keine große Auslese: in Tierbälgen oder Gombos zerstampfte Waben mit Bienenhonig, Gewürze, Hirse, Mais, Gerste, Kaffeeholz und -blätter, Kosso, Salz in Barren und zerstückelt, Töpferwaren, einfach ge-

schmiedete Eisenteile, Tierfelle, Baumwolle, Klein- und Federvieh (die Hähne wurden als «Kräh-Uhren» verkauft). Das Schwatzen, Rufen und Lärmen der Menge mischte sich mit dem Taba-daba-damm-damm der Trommeln, die neben dem Markt zum Tanz erklangen. Nebenbei tranken die Marktbesucher verschiedene Sauerbiere, eines unbekömmlicher als das andere. Tetsch und Tafla konnten sich diese armen Leute nicht leisten. Nach der dritten Nacht-stunde, beim Hahnenschrei, begann es auf dem Markt toll zuzugehen. Es wurden ausgelassenste Bauchtänze getanzt; in der Ekstase begaben sich die Weiber mit den Männern in Nischen, die von Wolfsmilchsträuchern umhegt waren, und liebten sich in aller Oeffentlichkeit. Die meisten beachteten die Paare überhaupt nicht.

Marktbesucher erschienen bei Fred, um «Medanit» für ihre Krankheiten zu erbetteln. Als weißer Mann genoss er das Ansehen eines «Hakims». Es kamen auch solche, die simulierten und gleichwohl begehrten, behandelt zu werden oder Medikamente aus der Hand des Wunderdoktors entgegenzunehmen. Sie prahlten dann in ihren Hütten, dass der weiße Hakim ihr Freund sei. Fred hatte immer zwei «Tanikas» mit filtriertem Wasser zur Verfügung, das er zum Mischen oder Eingeben der verschiedenen Drogen verwendete. Am häufigsten verabreichte er Chinin gegen Malaria, für die Wundbehandlungen Jodoform, Sublimat und Permanganat. Er gab alles kostenlos, weil er sämtliche Medikamente von der russischen Gesandtschaft unentgeltlich erhielt, um sie bei den Eingeborenen anzuwenden.

Manchmal gab es komische Szenen, wenn Leute zusahen, wie Hakim Fred aus Wasser und Kaliumhypermanganicum eine feurig violette Lösung herstellte. Die Männer hielten sich vor Verwunderung die Hand vor den Mund, und die Frauen schlugen sich mit flachen

Händen auf die Brüste. Es kam vor, dass sich Freds Patienten betrogen fühlten, wenn sie ein Medikament bekamen, welches das Wasser nicht färbte. Sie baten dann um eine andere Medizin und wollten unbedingt auch die violette Permanganat Lösung, obgleich Fred ihnen erklärte, dass sie nur äußerlich angewendet werden dürfe. Um ihnen die Freude nicht zu vergällen, gab er sie ihnen schließlich mit dem Hinweis, ein Tuch damit zu benetzen und es sich um die Stirn oder um den Bauch zu wickeln.

Einmal brachte ein Simulant aus Sala seine vor etlichen Wochen erhaltene Lösung, die sich mittlerweile zersetzt hatte. Voller Kummer und Entsetzen warf er sich vor Fred nieder, küsste seine Schuhe und bat ihn, so gnädig zu sein, seine mitgeführten Schafe als Versöhnungsgeschenk anzunehmen und ihn vom Fluch zu erlösen. Er war im festen Glauben, der weiße Hakim hätte aus der Ferne gesehen, dass er die Medizin nur gebraucht hatte, um damit vor seinen Verwandten und Freunden zu prahlen, und zur Strafe hätte er sie in Wasser um gezaubert.

Ein andermal erschien ein Mann mit einem Loch im Hinterschädel, um sich heilen zu lassen. Als Fred die stinkende Wunde besah, wurde es ihm fast übel dabei, und er musste rasch ein paar Züge aus seiner Pfeife tun, ehe er mit einer Pinzette Knochensplitter entfernte. Der Mann gab keinen Schmerzenslaut von sich; es musste ihn auch niemand festhalten. Fred reinigte die Wunde nach bestem Vermögen und legte dem Patienten einen Verband an. Seine Sorge, der Mann könnte am Ende an den Folgen seiner Behandlung sterben, kam ihm selbst lächerlich vor, als das Loch im Schädel allmählich zuheilte. Der Mann genas völlig und brachte dann als Belohnung ein Körbchen voll fauler Eier, im Glauben, dass Fred sie in diesem Zustand besonders schätzen werde. Die Gofa-Leute essen keine Eier, weil

sie sie als Exkremente der Hühner betrachten. Sie halten sich Hühner wegen des Fleisches, hauptsächlich aber Hähne, deren Krähen als Weckruf und Zeitangabe gilt.

Als Fred einigen Marktbesuchern seine Taschenuhr zeigte und sie das Ticken hörten, waren sie überzeugt, es sei sein Herz, das er sich aus dem Leibe genommen habe. Umso erstaunter waren sie, als sie an seiner Brust horchen durften und feststellten, dass die wirkliche Lebensuhr immer noch darin tickte.

Als er den Leuten eine Stearinkerze mit Streichhölzern anzündete, gerieten sie fast aus dem Häuschen; das war für einige Hexenwerk, andere hielten ihn deswegen für einen Gott. Bisher hatten sie nur das ewige Herdfeuer gekannt, das die Frauen wie Vestalinnen unter heißer Asche sorgsam behüten mussten. Als einziges künstliches Licht verwendeten sie primitive Fackeln aus Woiraholz. Sie bestrichen einen Ast mit Talg und umwickelten ihn mit Lumpen, die ebenfalls mit tierischem Fett bestrichen waren. Das ergab eine stark rauchende Fackel mit flackerndem Licht. Aber sie benötigten eigentlich kein künstliches Licht; denn schon bei sternklarer Nacht konnte man selbst auf grössere Entfernung alle Umrisse erkennen.

Es gab Leute, welche unter Lebensgefahr einer Löwin die Jungen wegnahmen, um dafür bei Fred eine Nähnadel mit einem Stück Faden einzutauschen.

Als er einmal Kindern einen Spiegel reichte, benahmen sie sich genau wie die Affen, grinsten und wollten das Spiegelbild erhaschen. Als Spiegel kannten sie nur das stille, klare Wasser des Sentibaches.

Um sich die Haare zu schneiden, benutzten Frauen und Männer Splitterstücke von Meteorsteinen oder das Blech der Konservenbüchsen, deren sie habhaft werden konnten. Sie schabten sich damit Kopf- und Schamhaare weg, wobei sie nur Wasser zu Hilfe nahmen. Die Haa-

re in den Achselhöhlen dagegen wurden einzeln ausgerissen. Wenn ein Meteorsplitter seine Schärfe verloren hatte, schmetterten sie ihn auf einen gewöhnlichen Stein, so dass er in noch kleinere Splitter zersprang, und die blutige Schaberei nahm ihren Fortgang. Die Frauen benutzten auch gern Glasscherben von zerbrochenen Flaschen. Männer und Frauen schabten sich mit Ausnahme der Barthaare alle Haare weg, weil es als Schande betrachtet wurde, Schamhaare zu tragen. Gleichzeitig wurden dadurch die lästigen Läuse entfernt.

Fred hatte aus Addis Abeba eine Schafschere kommen lassen und Kalifa gelehrt, den Leuten die borstenartigen Haare gegen ein Entgelt von einem Piaster (25 Rappen) abzuschneiden.

Von den primitiven, aber herzensguten und friedliebenden Menschen des afrikanischen Proletariats wurde Fred abgöttisch verehrt. Ihr Vertrauen zu ihm war so fest gegründet, dass er öfters gebeten wurde, regnen zu lassen, damit die Saat nicht verdorre. Wenn er ihnen klarmachen wollte, dass dies nur der wahre Gott vollbringen könne, glaubten sie ihm nicht und verdoppelten ihre Geschenke, um ihn milde zu stimmen. Zufällig fiel einmal Regen, nachdem man ihm auf diese Weise zugesetzt hatte. Das wurde ihm beinahe zum Verhängnis, und er war geradezu froh, als Adkelessa Vorbereitungen zur Reise nach Gofa treffen ließ.

6. KAPITEL

Reise nach Gofa Besuch beim Dedschas Hei1A Mariam – Abenteuer in der Kolla Eine makabre Mahlzeit - Gefährliches Bad – Seltsames Ende eines Elefanten - Massaker an einer Riesenschlange

Fred begleitete Adkelessa, Soredanna, Gabra Selassi und das ganze Gefolge in die hochgelegene Hauptstadt der Provinz Kaff a, der Urheimat des Kaffees. Die Kaffitscho, wie die Einheimischen von Kaffa genannt werden, waren, als Fred sich dort aufhielt, die glücklichsten Menschen von ganz Afrika. In Gofa, das auf 3000 m Meereshöhe liegt, kann man trotz der Nähe des Äquators eine gesunde, frische Höhenluft genießen.

Fred ritt auf dem Saggar-Maultier des verstorbenen Fürsten Rascha Adanke, und Elfinesch saß auf dem Ah des polnischen Grafen, Wuorkenesch und Woteti hatten prächtige Maultiere aus Gofa erhalten. Oben auf dem Berg führte der Weg über saftig grüne Wiesen mit einer Fülle wohlriechender Blumen, die fortwährend von emsigen Bienen besucht wurden. Auf den Wiesen weidete gesundes, wohlgenährtes Vieh, dessen Häute in Addis Abeba zehnmal mehr eintrugen als ein lebender Ochse in Gofa.

Fred gewahrte lange Reihen von Bienenkörben, wo unablässig Bienen ein- und ausflogen. Kundige Menschen-hände hatten diese Bienenkörbe aus bunten Binsengräsern hergestellt. So viel Milch und Honig gab es nicht einmal im Reiche Salomos. Auch die Bambushaine, die Fred so liebte, fehlten nicht. Sie ragten als natürliche Umfassungsmauern neben Rizinus, Kakteen und Eukalyptusbäumen um die vielen Gehöfte auf. Für Fred war Gofa ein Garten Eden, noch viel, viel schöner und angenehmer als Addis Abeba! Tief unten breitete

sich die höllische Kolla aus, wo ein nie aufhörender, unbarmherziger Kampf auf Leben und Tod herrschte. Aber auf den Höhen von Gofa fanden Menschen und Haustiere ein wahres Paradies.

Schon aus weiter Ferne waren Gibbi und Katama der Genne zu sehen, während der Sitz des Regierungsstatthalters Dedschas Heil Mariam noch lange nicht in Sicht kam. Die stattliche Rundkirche der Genne lag etwas abseits auf einer sanften Anhöhe, umgeben von herrlichen Zypressen, schattigen Laubbäumen und einigen Tama-risken. Soredanna erklärte Fred, dass in den Urwäldern von Gofa außergewöhnlich viele Kautschuk Lianen vorkamen. Baumwolle und Kaffeesträucher benötigten nicht die geringste Wartung; die Kaffitschos brauchten nur zu pflücken. Großer Verdienst ließ der Fruchtsegen gleichwohl nicht zu; denn die Nagades, die aus allen Winden des äthiopischen Riesenreiches kamen, kauften die Erzeugnisse des Erdbodens nach europäischen Begriffen für ein Trinkgeld. Freilich mussten die Nagades mit ihren Safaris viele Provinz-Zollstationen passieren, wo ihnen jedes Mal von zehn gefüllten Büffelhorn-Bechern einer als Zollabgabe weggenommen wurde, so dass ihr Bestand immer mehr zusammenschrumpfte.

Wo Adkelessa mit ihrem Gefolge vorüberkam, da schwärmten die Einheimischen ihrer verehrten Königin entgegen und küssten ihr die Füße. Welch gewaltiger Unterschied! In Mella unterdrückte und ausgeplünderte Hörige und Leibeigene, in Gofa freie, glückliche Menschen, die weder Not noch Sorgen kannten. Wahrlich, die Gofa-Genne führte ein Doppelleben. In Mella hatte Fred sie in ihrer Zwangslage als Despotin kennengelernt, hier in Gofa war sie die koptische Christin, die Segen brachte.

Beim Gibbi angelangt, bewunderte Fred die hübschen Steinbauten mit Türen und Glasfenstern, auf



deren Gesimsen Geranien blühten. Im Elfin gab es schöne Polstermöbel, die auf prächtigen Teppichen standen. Neugierig machte Fred mit seinen Frauen die Runde und betrachtete die vielen Nippsachen. In der Schatzkammer wimmelte es von Tonkrügen, die größtenteils Goldkörner enthielten, aber auch kostbare wohlriechende Salben und merkwürdige Gewürze.

Elfinesch glaubte zu träumen, als sie die vielen schönen Gemälde zu sehen bekam. Es gab auch Porzellan aus Svres und Leiden, viel Reitzeug aus buntem Ziegenleder mit reichen Gold- und Silberbeschlägen, eine Kaffee- und Gewürzmühle, Altsilber-Bestecke, Pokale und Teller aus getriebenem Gold. Das Kunterbunt, in einem eng begrenzten Raum vereinigt, erinnerte an ein Antiquitätengeschäft.

Oh, Gofa wie bist du herrlich inmitten von Afrika! Kennst weder Armut und Krankheit, noch Diebe, Lügner und sonstiges Lumpenpack!

Oefters hatte Fred Gelegenheit, Einheimische und Abessinier zu beobachten, die dort zum unsichtbaren und doch fühlbaren Gott unter freiem Himmel beteten. Mit halblauter Stimme brachten sie ihr Anliegen vor, als ob sie mit ihrem leiblichen Vater sprächen. Sie baten um diese oder jene Gunst und gelobten ihrerseits,

Wohltaten zu voll-bringen, und sie hielten stets ihr Versprechen, da sie sich fürchteten, den Herrn anzulügen.

Bodenständig, selbständig, friedliebend und bescheiden, so lebten die Kaffitscho in den Tag hinein, ohne geringste Sorgen um ihre Zukunft.

In Ato Gabra Selassis Begleitung machte Fred einen Höflichkeitsbesuch beim Regierungsstatthalter von Kaffa Indirekt war die Vasallin Woisero Adkelessa ihm unterstellt. Sie hatte darum angeordnet, dass Ato Gabra Se1assi dem General ihre Rückkehr meldete. Die Katama des Generals war weit umfangreicher als die der Gofa-Genne und bestand mit wenigen Ausnahmen aus abessinischen Oval- und Rundhütten. Der Regierungsstatthalter besaß wie die Genne seine eigene «ba Taskan» (Kirche); auf dem Runddach erhob sich senkrecht ein erhöhtes Kreuz mit einem Kranz von Straußeneiern.

Der noch junge abessinische General war reich und verfügte über ein großes Gefolge an Milizen und Würdenträgern. Die Milizen trugen ihre alltäglichen weißen Gewänder und Burnusse. Das «Dschiabab» (Hemd), das sie über den Hosen tragen, reicht bis zu den Knöcheln. Sie umgürten sich mit einem «Makennet» (einem gewundenen Stoffgürtel von vielen Metern Länge) und schnallen darüber einen «Sennar» (Patronengürtel) um. Vom Balamberas bis zum Vittaurari tragen sie ausser dem Patronengürtel einen Krummsäbel und einen Revolver. Der Knauf des Krummsäbels ist aus dem Horn des Nashorns gemacht und mit ziseliertem Silber oder Gold beschlagen. Die Gewehre, umhüllt mit feuerroten Tüchern, werden in Friedenszeiten von Waffenträgern getragen. Die Woteder müssen ihre Gewehre selbst tragen, ganz nach Belieben wie eine Mistgabel über die Schulter gelegt oder am Gewehrriemen umgehängt. Exerzieren und Kaserne kennt man nicht; es gibt auch

keine Schiessübungen, das wäre Munitionsverschwendung. Man grüßt mit Verneigungen. Je höher die Charge, desto tiefer fallen die Bücklinge aus. Wenn es im Krieg hart auf hart geht, ist jeder abessinische Woteder ein Mann von Kopf bis Fuß. Es kommt nur auf die Führung an, ob die Abessinier siegen oder unterliegen.

Ein Agafari des Dedschas empfing Fred und Ato Gabra Selassi mit ausgesuchter Höflichkeit und führte sie sofort zu einem vertrauten Würdenträger des Generals. Wieder gab es ein kurzes, feierliches Begrüßungszeremoniell, dann wurden sie nach dem Elfin des Dedschas geleitet. Erfreut, einen jungen Europäer empfangen zu können, grüßte er zuerst den älteren Gabra Selassi als Botschafter der Gofa-Genne. Als Fred ohne Dolmetscher auf Amharisch grüßte, zeigte sich der General begeistert. Er setzte sich auf seine Kissen zurück und bot Fred dicht neben sich einen Stuhl an. Ato Gabra Selassi setzte sich nach alter Väter Sitte mit verschränkten Beinen auf den Teppich. Als ein Aschgar dem Hausherrn und den Gästen den feinsten Tetsch serviert hatte und die Zungen sich lösten, wurde Fred gefragt, ob er ein «Hamfess» (Bastard) sei, weil er das Amharische so gut beherrschte.

Beim Mittagessen, als der General, einige Vittaurari und Fred rund um den Esskorbtisch hockten und manierlich mit bloßen Fingern die mundigen Gerichte aßen, sprachen sie vom Kostenaufwand für eine abessinische Stadt. Der Dedschas vertrat die Meinung, dass eine abessinische Katama wie die seine schneller und billiger gebaut werden könne als eine europäische Stadt. Der General verschwieg geflissentlich, dass seine Stadt durch Adkelessas Untertanen in Fronarbeit erbaut worden war, und dass er weder für Baumaterial noch für Arbeitsleistungen die geringsten Auslagen gehabt hatte. Obwohl er mit seiner Behauptung recht hatte, rechnete Fred ihm vor, welch großes Kapital beim

Bau seiner Stadt vergeudet worden war, weil die Holzfäller die ausgeronnene Latex der Lianen nicht gesammelt hätten. Die verlorene Kautschukmilch schätzte Fred auf 100 000 Taler (250 000 Franken). Die Kautschuk Lianen, die als Bindemittel beim Hüttenbau verwendet worden waren, stammten aus der Urwaldregion am Omostrom. Schon mit dem zehnten Teil des Wertes vom vergeudeten Rohgummi hätte man ein kleineres, aber umso komfortableres Gibbi erstellen können, unter Zuhilfenahme von arabischen Maurern.

Der Dedschas fragte Fred sodann, ob er schon Löwen erlegt habe. Etwas beschämt musste Fred verneinen, erzählte aber seine Abenteuer in Mella. Darauf sagte ihm der Dedschas, dass er trotz allen Erlebnissen und Erfahrungen ein argloser Lidsch geblieben sei und bestimmt unter Gottes Gnade stehe. Er forderte ihn auf, das kommende Maskalfest mit ihm zu verbringen. Fred nahm diese Einladung gerne an.

Das Fest begann wie immer mit einem Ritterturnier, aber diesmal sah Fred mit noch größerer Begeisterung zu, weil er wie ein hoher Würdenträger neben dem General unter dem großen Zeltdach sitzen durfte. Der Dedschas sah in seinem Kriegsornat aus, als ob er der leibhaftige Feldherr Josua wäre - wie jener trug er um die Stirne einen goldenen Feldherrnreif mit nussgrossem Rubin in der Mitte. Lieber dem Diadem wehte eine Löwenmähne im leichten Winde.

Wieder ertönten Schlachtrufe heransprengender Reiter-scharen, und wie in Hosanna rissen die Reiter vor dem Ehrenplatz unterm Zeltdach ihre wildbäumenden Rosse am Zügel herum. Die Zäume trieften von Blut und Schaum. Die Abessinier benützen die reinsten Folterwerkzeuge als Zaum, so dass die Pferde den Kopf hochheben, um die schmerzhafte Wirkung des Zaumes abzuschwächen. Der Sattel hat eine ziemlich hohe Rückenlehne und vorn ein Amboss förmiges Horn, an dem

die Zügel nach dem Absteigen festgebunden werden. Der Sattel ist mit dicken Stoffkissen gepolstert, und darüber liegt ein buntseidener, verzierter Ueberwurf. Vornehme Würdenträger lassen Pferd samt Sattelzeug durch purpurrote Stoffüberzüge zudecken. Die roten Ueberwürfe werden auch über Speisekörbe, Speisekacheln, Gewehre und Schilde gestülpt.

Den Reiterscharen folgten auch hier Fußtruppen mit ihrem Kriegsruf «Hai, hai, hai». Eine besondere Gruppe sang verklärt «Dschano, la Dschanhoe». Fred erblickte am Halse eines Woteders eine abscheuliche Kriegstrophäe. Es war das eingeschrumpfte, dürre Glied eines entmannten italienischen Soldaten vom Kriegsschauplatz Adua vom Jahre 1896. Vor 2000 Jahren hatte auch der biblische David dieses Verfahren bei erschlagenen Philistern angewendet.

Nach dem Maskalfest erhielt Fred vom General und von Adkelessa den Auftrag, in Addis Abeba einige Transaktionen vorzunehmen. Zu diesem Zweck musste er selbst nach der Hauptstadt reisen. Nachdem er sich von seinen Auftraggebern verabschiedet hatte, begab er sich mit seinem Gefolge in die Kolla hinunter. Er hatte sich in den Kopf gesetzt, vor der Reise nach dem Osten noch einen Abstecher nach dem Rudolfsee zu machen. Sein nächstes Reiseziel war Bako, Ubas Heimat.

Kaum war Fred mit seinen Leuten in der Kolla, im Busch der «Brrha», angelangt, so begannen seine Frauen über die unerträgliche Hitze zu klagen. Er schlug deshalb am Saume des Urwaldes neben dem Omo das Lager auf und ließ die Frauen und den größten Teil der Dienerschaft hier auf seine Rückkehr warten. Schon nach dem ersten Tagesmarsch wurde er vom Pech verfolgt; sein einziges Pferd verendete durch giftige Steppengräser, von deren Vorhandensein und Wirkung weder er noch Kalif a eine Ahnung gehabt hatte. Nun musste er zu Fuß marschieren, und Gabra Giorgis war

genötigt, neben seinen persönlichen Sachen noch Sattel und Zaumzeug zu tragen. Kalifa hatte den guten Gedanken, Fred zu raten, er solle nach dem nahen Sala gehen. Dort konnte ihm der Negus von Sala zu einem anderen Reittier verhelfen, ohne dass einer der beiden Begleiter zum Lager zurückkehren musste, um ein Maultier zu holen. Nach sechs heißen Vormittagsstunden erreichten sie Sala. Der Weg hatte viel Sehenswertes geboten. Zum ersten Mal hatte Fred ein Rudel Zebras und Giraffen in rasender Schnelligkeit vorbeisprengen sehen.

Sie trafen den Negus im Schatten einer Sikkomore auf einer Allga sitzend an. Die weit ausladenden Aeste des Baumes schirmten das Gehöft vor den sengenden Sonnen-strahlen. Der greise Negus trug als einziges Kleidungsstück eine saubere Abudschdid-Hose. Gemütlich fächelte er mit einem Giraffenschwanz die lästigen Fliegen weg. Er blieb ruhig auf der Bettstatt sitzen, obwohl er noch nie im Leben einen Weißen gesehen hatte. Nach den nicht enden wollenden Begrüßungen schenkte ihm Fred seine mit Silber beschlagene Reitpeitsche, weil er ihm sonst nichts anderes geben konnte.

Der Negus bekundete kindliche Freude am hellglänzenden Silbergriff. Während Fred seinen bronzefarbenen Oberkörper betrachtete, erzählte Kalifa das erlittene Missgeschick mit dem verendeten Pferd. Lächelnd bestätigte der greise Negus, dass viele Gräser seiner Steppen giftig seien, aber nur für ortsfremde Haustiere. Er versprach, Fred ein Reitpferd zu besorgen, dem die giftigen Gräser nichts antun konnten. Als ein Aschgar mit einem langhaarigen, struppigen Pferdchen erschien, das nicht grösser als ein Maultier war, musste Fred hellauf lachen und dankte gebührend für das nützliche Geschenk. Der Negus beauftragte zehn mit Lanzen und Schilden bewehrte Männer, ihn und seine Diener zu begleiten.

Vor der Abreise ließ er den beiden Dienern frisch geröstete Maiskolben verabreichen und spendete noch Hirsetalla dazu. Fred selbst war gut versorgt mit den famosen «Singg-Pillen» der Gofa-Genne.

Nach weiteren Tagesmärschen erreichten sie Bako. Hier freute sich Fred an den völlig nackten Schankalla, lauter imposanten, schlanken, sehnigen und wendigen Kerlen von geradezu beneidenswertem Bau, die wie die verkörperte männliche Kraft wirkten. Alle trugen Schmuck um Unterschenkel, Oberarme und Hals. Es war billiger Tand aus weißen Muscheln vom Rudolf- und Stefanisee. Etliche trugen Zähne von Raubtieren, andere hatten Löwen- und Leopardenkrallen bevorzugt. Im üppigen Haarschopf staken Geier- oder Flamingofedern.

Die Frauen waren zumeist hässlich anzusehen, da sie gedrungene Gestalten und aufgetriebene Bäuche hatten. Einige waren von großer Statur mit prallen Brüsten, mit Schmuck an Armen, Füssen und Lenden beladen, auch trugen sie reichlichen Kopfputz. Diese Frauen bringen ihre Kinder zur Welt, wo sie sich gerade befinden, im Feld, im Busch oder in der Hütte. Die Nabelschnur legt die Mutter auf einen Stein, und mit einem anderen schlägt sie sie hinter dem Nabelknoten entzwei. Mit Grasbüscheln trocknet sie das Neugeborene, und die Nachgeburt wirft sie weg. Geier, die das von weitem sehen oder wittern, stürzen sich darauf und machen sauberen Boden. Diese nackten Menschen sind moralisch einwandfrei; es gibt weder Perverse, Diebe, Lügner noch Betrunkene unter ihnen; sie sind abgehärtete Kinder der Natur, und ihr Wortschatz reicht nicht über zweihundert Wörter hinaus. Ihre größten Feinde sind arabische Sklavenhändler oder schwarze Sklavenjäger.

Auf dem Weitermarsch schwärmten große Flamingo-

scharen vorüber. Bei einbrechender Nacht gelangte der Trupp zu einer Siedlung, wo schon vor der ersten Hütte ein hochgewachsener Schankalla mit Schild und Lanze Wache stand. Er hatte die Ankömmlinge schon von weitem gehört und war deshalb auf der Hut. Als er den weißen Mann ohne Gewehr und Lanze gewahrte, verneigte er sich bis zur Erde und grüßte endlos, bis ein Sala-Mann ihn anredete und ihm die Beruhigung gab, dass alle Anwesenden friedliche Menschen seien und weder ihm noch anderen ein Leid antun wollten. Hierauf bat der Schankalla, der weiße Mann möge als Gast in seine Hütte eintreten und erst am frühen Morgen weiterreisen. Fred tat ihm gern den Gefallen, weil er das Innere seiner Hütte sehen wollte. Er überließ Giorgis die Zügel, während Kalifa vor dem Hütteneingang mit schussbereitem Gewehr Wache hielt. Die Sala-Leute setzten sich neben die vielen Agaven, welche die Hütte umgaben, und entfachten ein kleines Lagerfeuer. Um in die Hütte zu gelangen, musste sich Fred bücken; denn sie lag fünf Fuß unter dem Erdboden und ragte nur ein geringes darüber hinaus. Der Schankalla ging voran in den dunklen Raum. Als unten ein Herdfeuer entfacht wurde und man die Umrisse des Innern einigermaßen gewahren konnte, sprang auch Fred auf den Hüttenboden. Eine hochgewachsene Frau, die das Feuer angefacht hatte, stieß einen Schreckensschrei aus, als sie ihn erblickte. Mit ein paar unverständlichen Worten wurde sie von ihrem Mann beruhigt. Er gab Fred eine Ziegenhaut, damit er sich darauf setze, während sie etwas Reisig auf die flackernde Glut legte. Sie verschwand dann im Halbdunkel der Hütte und hantierte dort, um ein Nachtmahl zu bereiten.

Als er seine Blicke zu der Frau des Schankallas wandte, fand er sie gar nicht so übel; wahrscheinlich war sie eine der seltenen Schönen, deren leibliche und seelische Reize sich länger hielten. Nach den strotzen-

den Brüsten und dem Runzelfreien Bauch zu schließen, hatte sie noch kein Kind geboren. Sie musste eine Vorliebe für Kupferringe haben, denn sie hatte sich damit ziemlich beladen, und in ihrem Turban artigen Haar Putz stak ein Holzkamm mit drei weit auseinander stehenden Zinken. Ab und zu schielte sie ver-stohlen zu ihm hinüber. Fred zog diskret seine Taschenuhr aus der Tasche und stellte fest, dass es bald Mitternacht war. In einer Stunde musste der Mond aufgehen, und unter diesem nächtlichen Himmelslicht wollte er bei der etwas kühleren Temperatur weitermarschieren. Die Schankalla-Frau setzte ihm ein Fleischgericht mit scharfer Berberisauce ohne Brotfladen vor. Er führte einige Fleischstückchen mit triefenden Fingern zum Munde. Schon nach wenigen Bissen bekam er einen höllischen Durst. In der Wolamo-Sprache versuchte er dem Gastgeber verständlich zu machen, dass er Durst habe und «Matze» (Milch) oder «Hatze» (Wasser) wünsche. Statt des Gewünschten hielt ihm das Weib etwas Ziegenmilch in einer ekligen Kürbis-schale hin. Gierig trank er die Milch und spuckte einige Fliegen aus, die ihm in die Kehle gerieten. Schleunigst stopfte er sich dann seine Pfeife und qualmte drauflos, so dass sich die beiden vor Entsetzen die Hände vor die Augen hielten. Fred rief Kalifa herbei und erkundigte sich nach dem Mond. Er war aufgestiegen, und so erhob sich Fred und klomm mit Erleichterung zum Erdboden hinauf, um sein Pferdchen zu besteigen. Ein Sala-Mann zeigte Fred einen rundlichen Gegenstand hart an der mit Schilfrohr geflochtenen Hauswand. Fred bückte sich, um besser zu sehen, und da gewahrte er den abgehackten Kopf eines Nordabessiniers. Mit Entsetzen erkannte er die Gesichtszüge des Sklavenjägers und Banditen Jesus, der in Mella den Meisterschuss auf die Kalabasse abgefeuert hatte. Am Haarschopf hob er den Kopf auf, und da sah er neben sich seinen zufrieden lächelnden Gastge-

ber. Er sagte zu einem Sala-Mann, dass Fred soeben einen Rest Fleisch vom erschlagenen Erzfeind gegessen habe. Als Fred dies vernahm, fiel ihm die Pfeife aus dem Mund; der Ekel bereitete ihm Uebelkeit, aber brechen konnte er nicht. Um keine Zeit zu verlieren, ließ er vorerst den Kopf in der Erde verscharren und gebot dem Schankalla und seinem Weib, ihm zu folgen. Er wollte von ihnen die Mordgeschichte hören.

Die Lust, das restliche Wegstück bis zum Rudolfsee noch zurückzulegen, war ihm nach diesem Vorfall vergangen. Er beschwor Kalifa, sie alle in forcierten Eilmärschen nach dem Lagerplatz am Omo zurückzuführen. Als sie sieh auf den Weg machen wollten, flüchtete das Schankalla-Paar in eine der nächstliegenden Hütten und alarmierte die Nachbarn; wahrscheinlich hatten sie Angst bekommen. Im Nu strömten nackte, Lanzen zückende Kerle herbei und umzingelten Fred und seine Leute; sie machten ein fürchterliches Gezeter und umtanzten die Umzingelten wie losgelassene Teufel. Im Nu erklang aus allen Himmelsrichtungen Trommelgedröhn mit dem schaurigen taba-daba-damm-damm. Zur Vorsicht stellte sich Fred mit seinen ergebenen Dienern im Dreieck auf, mit dem Blick auf die sich immer wilder gebärdenden Schwarzen. Er hatte seine Mauserpistole hervorgezogen und entsichert; dasselbe machten Kalifa und Gabra Giorgis mit ihren Gewehren, während die Sala-Mannschaft Schilde und Lanzen kampfbereit hielt und den Wilden zuriefen, man möge zu Rate sitzen.

Es gab eine Aenderung zum Guten, als ein greiser Stammeshäuptling seine Leute aufforderte, sich um ihn zu scharen. Er gebot einem der Männer, sich dem Weißen zu nähern, um ihn herzurufen. Die Lanzenspitze nach unten haltend, näherte er sich Fred; in Lanzenlänge machte er vor ihm halt und bedeutete ihm mit einem Zeichen, ihm zu folgen. Fred steckte seine Pistole ein und befahl Kalifa, einen sprachenkundigen Sala-

Mann als Dolmetscher zu rufen. Dieser legte Schild und Lanze auf den Boden und folgte Fred und dem Sendling des Häuptlings, welcher den weißen Mann erwartete.

Mit theatralischer Geste streckte der Häuptling Fred die Hand entgegen; aber Fred rührte sich nicht, sondern durchbohrte ihn mit den Augen. Hierauf ließ er den Sala-Mann mit ihm reden. Viele hundert Augenpaare waren auf Fred gerichtet und achteten auf die leiseste Bewegung, die er machte. Trotz der kitzligen Lage gelobte sich Fred, diesen einfachen, guten, aber aufgebrachten Nackten einen Schabernack zu spielen. In seinem Mauseretui hatte er eine Dose mit grünem Bengalenlbeleuchtungspulver, das er in äußersten Fällen als Notsignal zu verwenden gedachte. Er setzte sich dem Häuptling gegenüber auf den Erdboden und füllte seine Pfeife mit dem Pulver, während alle ihm misstrauisch zusahen. Dann zog er einen brennenden Halm aus dem Feuer der Schankalla und brachte das Pulver zum Abbrennen. Entsetzen spiegelte sich auf allen Gesichtern, und da keiner Schaden erlitt, als der Feuerzauber vorüber war, verbeugten sich alle Stehenden, und die Sitzenden bückten sich als Zeichen der Ergebung. Dann zündete sich Fred die mit Tabak gestopfte Pfeife an und qualmte drauflos. Eingeschüchtert erkundigte sich der Häuptling durch den Dolmetscher, weshalb Fred seinen Gastgeber samt Frau habe verschleppen wollen. Nun wusste Fred, wo der Hase im Pfeffer lag; die Nackten verdächtigten ihn also, ein Sklavenjäger oder -händler zu sein. Er antwortete, dass dem nicht so sei; er wolle sie als andersfarbige Brüder nur beschützen, keineswegs verfolgen. Hierauf ließ er den Häuptling wissen, dass er bei der Hütte seines Gastgebers den abgehauenen Kopf eines Abessiniers gesehen und darum dem Mann befohlen habe, ihn ein Stück Weges zu begleiten, um zu erfahren, weshalb der Mann umgebracht und verspeist worden sei.

Die Bande erregte sich wieder, und von neuem führten sie fanatische Kriegstänze auf, diesmal jedoch nicht als Zeichen der Auflehnung gegen Fred und seine Leute, sondern es galt, den Sieg über einen erlegten Erzfeind zu feiern. Während die Wilden ringsum tanzten, erzählte der Häuptling dem Dolmetscher, dass der Besiegte ein Sklavenjäger gewesen sei, der jahrelang ihre Gegend unsicher gemacht und ihnen durch Entführung von Männern, Frauen und Kindern den größten Schaden zugefügt habe. Mit seinem Gewehr sei er ihnen immer überlegen geblieben, bis sie ihm eine Grubenfalle gestellt hätten, aus welcher er nicht entrinnen konnte. Mit Lanzen hätten sie ihn getötet und das Gewehr samt Munition erbeutet. Aus Freude über ihren Sieg hätten sie dem Mann den Kopf abgeschlagen und sein Fleisch und seine Eingeweide mit Geiern und Hyänen geteilt.

Fred musste im Stillen einräumen, dass der unglückliche Jesus dieses schaurige Ende verdient habe. Die Grube erregte seine Neugier, und er erkundigte sich, ob solche Gruben auch gegraben würden, um Elefanten wegen des begehrten Elfenbeins zu erlegen. Der Häuptling gab zu, dass sie öfters auf Elefanten Jagd machten, aber nicht um sie umzubringen, sondern weil es als besondere Tapferkeit gelte, dem lebenden Dickhäuter den Schwanz abzuschlagen und die Trophäe in den Kral zu bringen. Fred erinnerte sich, solche Elefantenschwänze an einigen Hütten hängen gesehen zu haben.

Der Häuptling erhob sich, und die Schankalla scharten sich wieder um ihn. Der Gastgeber redete kurz mit dem Häuptling, und die Folge war, dass alle zusammen Fred zu jener fatalen Grube geleiteten.

Er staunte nicht wenig, als er eine Grube größten Ausmaßes vor sich gähnen sah. Sie hätte als Kellergeschoss für ein Haus ausgemauert werden können. Die Erdwände fielen steil an die zwanzig Fuß tief ab; die Grube war mindestens zehn Meter lang und fünf Meter

breit.

Die Tarnung der Grube war geradezu ein Kunststück. Man hatte ein Netz von Lianen darüber gespannt und die Maschen mit Gras, Erde und Blättern bedeckt. Aus den Kronen der umstehenden Bäume hatte man ununterbrochen Ausschau gehalten, damit keine Tiere die leichte Grubendecke durchbrachen.

Tief beeindruckt von dem Gesehenen und Geschehenen, nahm Fred Abschied vom Häuptling und seiner Sippe und machte sich auf den Rückweg zum Omo, wo seine drei Frauen sich wohl längst langweilten und seine Rückkehr herbeisehnten. Außerdem rief ihn die Pflicht gegenüber dem General und der Gofa-Genne.

Als sie weiter westwärts die Höhe von Sala erreicht hatten, gelangten sie zu einem Wassertümpel, wo ringsum Bambusstauden und Schilf wuchsen; dazwischen wucherte mannshohes Elefantengras. Plötzlich scheute das kleine Pferd, und da sah Fred, dass sich niedergelegtes Gras langsam zu heben begann. In der Befürchtung, dass sich dort ein Rhinozeros oder ein Reptil befinden könne, verlangte er Kalifas Karabiner mit Dumdum-Patronen. Kaum hatte er das Gewehr im Anschlag, da sprang ein alter, ausgemergelter Löwe mit narbenbedecktem Fell über einen Weißdorn Busch hinweg und suchte vor den vielen Menschen zu flüchten. Als Einzelgänger war er zu keinem Wagnis bereit. Einige Meter hinter dem Busch blieb er stehen und bekam Witterung von den seitwärts vorangehenden Sala-Männern; er wandte sich nach Osten und wollte seine Flucht in dieser Richtung fortsetzen. Da krachte Freds Gras-Gewehr, und das abgefeuerte Dumdum-Geschoss verfehlte sein Ziel nicht. Mit zerschmettertem Schädel fiel er zusammen. Die zehn Sala-Männer begannen einen frenetischen Siegestanz um den bejammernswerten toten Löwengreis. Fred hatte seine Not, die Männer da-

ran zu hindern, dass sie ihre Lanzen in den toten Leib des Wüstenkönigs stießen. Er gedachte das Fell nach Addis Abeba mitzunehmen. Kalifa hackte dem Löwen einige Zähne und Krallen ab und wickelte sie in einen Zipfel seiner Schamma.

Nach einigen Stunden Weitermarsches erreichten sie eine Stelle, welche vor langer Zeit ein Forschungsreisender passiert haben musste; denn hier lagen etliche eiserne Transportkisten, halb im Sande vergraben, dem Rost an-heimgefallen.

Endlich gelangten sie zum großen Bogen des Omos. Auf einem angeschwemmten Baumstamm zog Fred rasch seine Kleider aus, sprang mit einem Satz ins trübe Wasser, schwamm in Rückenlage der Strommitte zu und peitschte mit den Füssen das nasse Element. Da erschien Kalifa auf der Bildfläche, und als er seinen Herrn weit entfernt vom Ufer schwimmen sah, warf er Steine ins Wasser und rief mit aller Lungenkraft die Sala-Leute herbei. Dann schrie er dem Schwimmer zu: «Geta! Geta! Sendo alla!» («Herr, Herr, es gibt Krokodile!») Das hätte sich Fred eigentlich denken können, obschon die gefährlichen Reptilien nicht zu sehen waren. Seine sonst so gute Spürnase hatte ihn im Stich gelassen. Nun gruselte es ihn, während er kräftig gegen den Strom schwamm, seinen Leuten entgegen. Die Steinwürfe und der Lärm der Leute hatten die Krokodile aufgescheucht; sie glitten schnell ins Wasser. Für Fred war es ungemütlich, dass er infolge des trüben Wassers nur zu sehen vermochte, was auf der Oberfläche vor sich ging. Ein wahres Glück, dass die mit Lanzen bewehrten SalaLeute herbeigekommen waren. Sie bereiteten ihm sogleich eine sichere Gasse mit ihren Lanzen, die sie Schritt für Schritt ins brusttiefe Wasser hinabstießen. Endlich hatte er Grund unter den Füssen, und er dankte Gott, dass alles glatt abgelaufen war. Kalifa meinte, er hätte es nur seiner weißen Haut zu verdan-

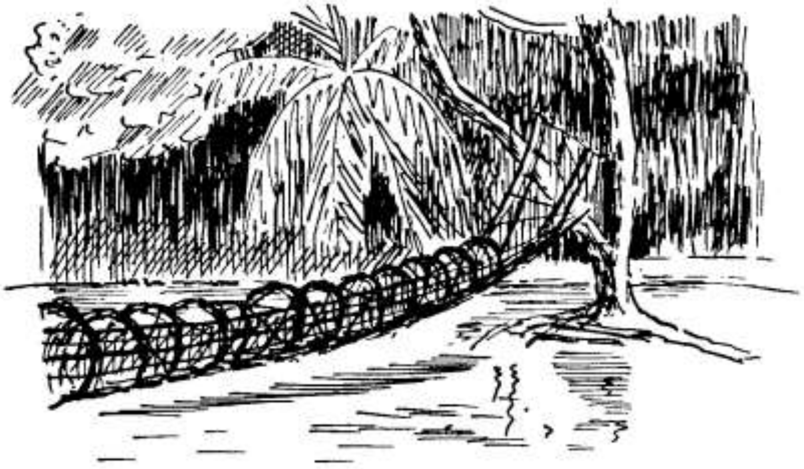
ken, dass die gefräßigen Tiere ihn nicht gleich am Ufer angegriffen hatten.

Nach diesem Zwischenspiel zogen sie weiter stromaufwärts, bis sie zu den Randausläufern des Urwaldes kamen. Da zitterte plötzlich die Erde, tonnenschwere Nashörner trampelten gegen den leichten Wind auf sie zu. Eiligst steckte Fred mit seinem Brennglas die Steppe in Brand. Mit rasender Schnelligkeit pflanzte sich das knisternde Feuer fort und bildete im Nu ein fast unübersehbares Flammenmeer. Aufkommende Windwirbel trugen ganze Flammenbündel in die Luft. Von den Nashörnern hatten sie nichts mehr zu befürchten; die Tiere rannten nun vor dem Feuer um ihr Leben.

Sie ließen den Omo rechter Hand liegen und machten sich auf die Suche nach dem Lager. Ein Sala-Mann bestieg einen Termitenbau und erblickte die Zelte. Trotzdem entließ Fred die Sala-Leute noch nicht; er wollte ihnen vorerst noch zeigen, wie man den Homba aus den Lianen gewinnt. Statt sofort zu seinen Frauen zu reiten, begab er sich mit Kalifa und den zehn Männern in den Urwald und schickte Gabra Giorgis als Bote zu den Frauen. Während einer ganzen Woche zapften sie Lianen an und leerten den Latex in eine mitgebrachte Tierhaut. Die Sala Leute erwiesen sich dabei als sehr geschickt. Er konnte die Tagesleistung eines jeden auf sechs Kilo schätzen. Vorläufig genügte dies. Die Leute versprachen ihm, während seiner Abwesenheit mit vielen anderen eine Menge Homba zu gewinnen und die fertigen, geräucherten Fladen nach Gofa zu bringen.

Auf dem Rückweg vernahmen sie plötzlich ein lautes Geräusch brechender Aeste und knackender junger Bäume, und dazwischen hörten sie ein anderes sonderbares Geräusch, das Fred sich eben so wenig erklären konnte. Infolge des dichten Laubwerks und all des Lianen- und Pflanzengewirrs sahen sie nur wenige Schritte voraus.

Mit fahlem Gesicht packte Kalifa Fred plötzlich am Arm und raunte ihm zu, dass ihnen ein Unheil bevorstünde. Einer der Sala-Männer konnte das geheimnisvolle Geräusch erklären und behauptete, es rühre von einem Elefanten her. Nun fühlte auch Fred eine gewisse Beklemmung, denn er wusste, dass sie alle miteinander zu schwach und zu ungenügend bewaffnet waren, um sich gegen einen tollwütigen Dickhäuter zu wehren. Weder die Dumdum-Patronen des Gras-Gewehres noch die Munition seines Mannlichers vermöchten ihn zur Strecke zu bringen. Indessen nahm das krachende Getöse immer mehr zu. Nur eiligste Flucht bot ihnen Rettung; da sie aber eingeholt werden konnten, fasste Fred Mut und suchte beim ersten Baumriesen Schutz und Deckung. Kaum hatten sich alle um Fred hinter dem Urwaldriesen zusammengeschart, so drängte sich der Koloss auf ihrer linken Seite wenige Fuß von ihnen entfernt durch das Dickicht. Ganz dicht bei dem Elefanten ertönte das sonderbare Geräusch, und jetzt offenbarte es sich, dass es von ihm selber ausging. Er schien erschöpft zu sein, denn nach jeder Kraftanstrengung musste er sich erholen. Da gewahrte Fred etwas Ungewöhnliches, Seltsames. Am Rüsselende hatte sich eine bierfassgrosse Schildkröte festgeklemmt, die der Bulle fortwährend mit Wucht gegen Baumstämme schlug, um sie zu zertrümmern, doch blieben seine Anstrengungen erfolglos, weil der Panzer jeder Gewalt widerstand. Die festgeklemmte Schildkröte hinderte den Elefanten an der Nahrungs- und Flüssigkeitsaufnahme. Möglicherweise litt er schon seit etlichen Tagen Hunger und Durst und musste sich nun im Zustand äußerster Wut befinden. Wahrscheinlich hatte er infolgedessen den Orientierungssinn verloren, da er völlig planlos umherirrte. Fred hätte dem geplagten Dickhäuter den lebensgefährlichen Parasiten gern mit einer Gewehrkugel abgeschossen. Seine Vernunft riet ihm jedoch, sich lieber



nicht bemerkbar zu machen, zumal es fraglich war, ob er mit Gewehrschüssen Erfolg gehabt hätte. Der Elefant schleppte sich weiter; plötzlich rannte er vorwärts und gelangte an den Rand des Urwaldes. Fred und seine Leute verfolgten seine Spuren während eines ganzen Tages. In der Frühe des folgenden Tages entdeckten sie den verendeten Elefanten im Gras, in unmittelbarer Nähe des Omos. Hätte er noch die Kraft gehabt, sich nur wenige hundert Schritte weiter in gleicher Richtung fortzubewegen, so hätte er seinen brennenden Durst in den Fluten des Stromes durch den Mund löschen können. Kalifa fand die verhängnisvolle Schildkröte kaum hundert Schritte von ihrem Opfer entfernt im Stoppelgras. Ein Sala-Mann erklärte, dass solche Tiertragödien hin und wieder vorkämen und wohl den Einheimischen, nicht aber den Abessiniern und noch weniger den Weißen bekannt wären. Als auf Befehl Kaiser Meneliks viele Schankalla zu härtesten Strafen verurteilt wurden, weil man sie verdächtigte, die Zahl der Elefanten zu vermindern, wäre ihnen keinesfalls geglaubt worden, wenn sie einen solchen Fall gemeldet hätten. Es blieb Fred vor-

behalten, diese Neuigkeit dem Thronfolger Lidsch Yassu zu berichten. Im Jahre 1923 veröffentlichte er den Fall in einer illustrierten Zeitschrift.

Auf dem Rückweg zum Lager kamen sie an einem kleinen Gehölz vorbei. Hier trat sich Kalifa einen Weißdorn in den Fuß. Mit einem Schmerzensschrei setzte er sich nieder, und der inzwischen zurückgekehrte Gabra Giorgis zog seinem Kameraden den Dorn mit einer primitiven Pinzette, die er immer auf sich trug, aus der stark blutenden Wunde.

Mittlerweile war Fred mit den Sala-Leuten weitermarschiert. Plötzlich scheute sein Pferdchen schnaubend vor einer unsichtbaren Gefahr. Als Fred sich umsah und nichts gewahrte, schüttelte er den Kopf und trieb das Rösslein zu schnellerer Gangart an. Nach geraumer Weile holten Kalifa und Gabra Giorgis ihn ein, und Kalifa fragte seinen Herrn, ob er die Riesenschlange auf dem Tamarindenbaum gesehen habe, unter dem er durchgeritten sei. Nun begriff Fred, weshalb sein Pferdchen dort gescheut hatte. Da es ihn reute, die Gelegenheit verpasst zu haben, machte er mit allen Leuten kehrt. Bald befanden sie sich wieder vor dem Baum, auf welchem die Boa immer noch friedlich schlief. Fred erbat sich von Kalifa das Gewehr und suchte nach dem Kopf der Schlange. Er wollte die Haut nach Addis Abeba mitnehmen. Es war jedoch unmöglich, den verborgenen Schlangenkopf aufs Korn zu nehmen. So zielte er aufs Geratewohl nach der Gegend, wo der Kopf sein musste. Nach dem Schuss fiel die Boa mit dröhnendem Aufschlag auf die Erde nieder.

Regungslos blieb sie ausgestreckt liegen. Er hatte sie nur mit einem Streifschuss hart hinter dem Kopf getroffen; immerhin war es eine ansehnliche Wunde. Als er sich ihr um zwei Schritte näherte, begann sie sich zu regen. Im nächsten Augenblick hatte sie Fred mit zwei Ringen umschlungen und sein rechtes Handgelenk mit

dem Maul gefasst. Bevor sie jedoch mit dem Würgen begann, kam man ihm zu Hilfe. Mit Dolchen und Lanzenstichen begannen die beiden Diener und einige Sala-Männer ein Massaker an der Schlange, so dass sie, noch schwerer verwundet, Fred losließ. Sie wand sich zu einem Knäuel und erhob den Kopf mit weit aufgerissenem Rachen und wutsprühenden Augen. Zwei Sala-Männer warfen ihr rasch einige Handvoll Staub und Sand in den Rachen, während die beiden Diener weiter auf sie einhieben, bis sie buchstäblich in Stücke zerhauen war. Aus der ersehnten Schlangenhaut wurde nichts. Fred schämte sich hernach, dass er die schlafende Schlange nicht in Ruhe gelassen hatte.

Sein rechter Arm begann zu schwellen, er empfand eine Bleischwere in allen Gliedern. Schnell öffnete er den Rockkragen und legte sich im Schatten des Baumes flach auf die Erde. Er fühlte, dass seine Sinne und Kräfte ihn verließen, und dann sank er in eine tiefe Ohnmacht. Auf einer improvisierten Bahre trugen ihn die Sala-Leute nach dem Lager zu seinen Frauen. Diese begannen zu schreien und zu jammern, so dass Fred, inzwischen zu sich gekommen, lächeln musste. Er hieß Elfinesch den geschwollenen Arm mit Jodtinktur bestreichen. Einige Tage später war alles wieder gut bis auf die Wunde am Handgelenk, die er noch längere Zeit behandeln musste.

Fred entlohnte die wackeren Sala-Leute für ihre geleisteten Dienste und überreichte ihnen Geschenke für ihren alten Negus. Die Männer warfen sich vor ihm auf die Erde und verabschiedeten sich mit unzähligen «Saros».

7. KAPITEL

Auf dem Weg nach Addis Abeba - Zwischenspiel im Suk eines Inders - Abschied von Kalif a Rekordritt nach Hosanna - Ilfaschoa Marie-Louise von Hosanna - Tammeinesch rettet Fred vor dem Erblinden - In Ketten gelegt - Ein Schuss in der Nacht – Leb wohl, Hosanna

In Mella erhielt Fred von Ato Gabra Selassi eine Schar Sklaven mit auf den langen Weg, die ihm behilflich sein sollten. Diejenigen Diener, welche die Lastmaultiere zu betreuen hatten, waren nicht zu beneiden, da sie mit den listigen Tieren große Mühe hatten. Die Tiere blähten sich absichtlich mit tief eingeatmeter Luft auf, wenn ihnen die Lastriemen umgeschnallt wurden, damit ihnen bei der Aus-atmung die straff angezogenen Lederriemen unter dem Bauch etwas lockerer und weniger schmerzhaft wurden. Dadurch gerieten aber auf abschüssigem Gelände die Lasten ins Wanken und fielen hinunter. Wenn in einer Kiste oder in einem Blechkanister beim Abmarsch Lärm entstand, spitzten die Maultiere die Ohren oder legten sie nach hinten, wurden scheu und rannten vom Weg ab, am liebsten über Stock und Stein. In durchtriebener Absicht trabten sie unter tief herabhängenden Aesten durch, damit sich die Lasten verfingen oder abfielen. Schließlich rutschten vielen von ihnen die Lasten unter den Leib, so dass sie sich nicht mehr bewegen konnten und frisch beladen werden mussten. Dadurch gewannen sie eine kurze Galgenfrist erzwungener Unbeschwertheit. Hernach liessen sie sich wieder willig beladen. Es kam vor, dass schlecht geschnallte Maultiere Satteldruck erlitten. Das wurde für sie zu einer Höllenqual wegen der nachfolgenden Wundbehandlung. Am nächsten Lagerplatz

wurden den verletzten Tieren lange Matschanjas als Laschen und Schlingen um die Fesseln gelegt. Man brauchte nur an den vier Riemenenden gleichzeitig zu ziehen, damit alle Füße zu einem einzigen Knäuel wurden. Man sorgte dafür, dass das fallende Tier auf keine harte Stelle zu liegen kam. Dann legte man ihm das Lederkissen seines Sattels unter den Kopf und streichelte dem geängstigten Tier den Hals, um es zu beschwichtigen. In ein angefachtes Feuer legte man eine Grassichel, bis sie glühte. Mit der äußeren Kante des glühenden Eisens brannte man auf die Druckstellen einige Striche, kreuzweise übereinander, so dass es aussah wie ein Gitter. Das stöhnende Tier blähte sich auf und entleerte den Darm, vorerst von Darmgasen und dann von Kot. Darauf wurde es auf die andere Seite gedreht und die Prozedur wiederholt. Schließlich nahmen Knechte den frisch ausgeworfenen, warmen Mist, legten ihn auf die Brandstellen und verrieben ihn leicht, um den schlimmsten Brand zu lindern. Nach einigen Tagen schälten sich die Brandstellen, was dem Tier heftiges Jucken verursachte, so dass es sich bei jeder Gelegenheit auf dem Boden wälzte. Jodoform galt als bestes Heilmittel für offene Wunden nach dem Abschälen der verbrannten Haut. Es. verhütete Eiterbildung und hielt die lästigen Fliegen fern. Doch nur wenige Nagades besaßen das Mittel, weil es bloß in Addis Abeba erhältlich war.

Am Godjeb-Fluss boten die Ufer einen herrlichen Anblick tropischer Vegetation. Es gab hier eine Fülle aller möglichen Pflanzen und Bäume, vor allem schlanke Phönixpalmen, Euphorbien, Kossobäume, stachelige Kugeldisteln, Stauden mit straff aufrechtstehenden Stängeln, dornenbewehrten Blättern und runden Blütenköpfen. Sie alle ragten aus mannshohem Gras hervor. Die Stauden erreichten eine Höhe bis zu drei Meter. Eine besondere Art war die riesenhafte Echinops mit

Blüten von der Größe eines Männerkopfes. Dazu kamen die fast nirgends fehlenden Schirmakazien und Mimosen, umsäumt von den unvermeidlichen Weißdorn Büschen. Eine Hängebrücke aus Lianen, die Eingeborene erstellt hatten, erregte Freds Aufmerksamkeit. Sie war auf beiden Ufern an starken Bäumen mittels Lianen befestigt. Man musste schwindelfrei sein, um über dieses röhrenförmige Gebilde schreiten zu können. Nur notdürftig mit Seitenspanten versehen, schwankte die Brücke bedrohlich, und dabei galt es, über lückenhafte Bambusstäbe und Reisighölzer hinwegzuschreiten. Sämtliche Reit- und Lasttiere mussten den Fluss schwimmend durchqueren. Das Wasser, stellenweise breit und mannstief, war trübe. Etliche Maul-tiere sträubten sich und schnaubten vor Angst. Einige hundert Schritte flussabwärts wälzten sich Flusspferde in einer Untiefe. In der Ebene zu beiden Seiten des Godjeb wimmelte es von Tieren. Freds Frauen machten Schwierigkeiten und fürchteten sich, die schaukelnde, freihängende Brücke zu betreten. Kalifa und Gabra Giorgis brachten sie nacheinander hinüber. Fred wünschte nur, so rasch wie möglich weiterzukommen. Nachdem der Godjeb überschritten war, gelangte man nach einem halben Tagesmarsch an einen Berghang. Oben konnte man wieder frische Luft atmen. In Tembaro vertraute Fred den Gesamtharst Gabra Giorgis an, damit er alle nach Hosanna führte, wo sie auf Fred warten sollten. Er selbst umging mit Kalifa die Katama des Ras Abata, um in Uarbarak Yussuf aufzusuchen. Durch ihn konnte er erfahren, was in Hosanna seit seinem Fortgang geschehen war.

Die beiden Vettern hatten sich seit einem Jahr aus den Augen verloren, keiner wusste über den andern Bescheid. Fred war darum erstaunt, als Yussuf ihm erzählte, dass Georg mehrere Anfälle von Tropenkoller erlitten habe und, noch schlimmer, ständig unter Ver-

folgungswahn leide. Geld zum Einkauf von Homba habe er längst nicht mehr zur Verfügung, weil er es für private Vergnügungen ausgegeben hätte. Er habe ein großes Blockhaus erstellen lassen, das zweimal niedergerissen worden sei, weil es ihm nicht gefiel.

Fred bat Yussuf, Georg zu benachrichtigen, dass er unterwegs nach Addis Abeba sei und ihn hernach auf dem Rückweg nach Gofa besuchen werde. Er übergab ihm Geld für seine Frauen und Sklaven. Auf Yussuf konnte sich Fred ebenso verlassen wie auf Kalifa und Gabra Giorgis.

In Morokko erfuhr er von der Abessinierin des Türken, dass sie inzwischen Witwe geworden war. Der Türke hatte auf einem Baum in seiner Zerstreutheit einen lästigen Ast abgesägt, auf welchem er selbst gesessen hatte, und war tödlich abgestürzt. Der Russe Senegoff war mit seinem er-krankten Guresa nach einem entfernten Urwald abgereist, in der Hoffnung, dass sich das Tier dort in voller Freiheit erholen werde.

Nach zwei weiteren Tagesmärschen erreichten Fred und Kalifa die Furi-Ebene. Der bei Dr. Katz zurückgebliebene Vetter hatte sich inzwischen mit einer deutschen Hausangestellten verheiratet. Fred erledigte seine Verpflichtung als Prokurist seines Onkels, indem er Katz einen ausführlichen Bericht über die Station aushändigte.

Dann ritt er zur deutschen und russischen Gesandtschaft, um seinen Dank für die erwiesene Hilfe abzustatten. Er schenkte Dr. Kohanowsky das erbeutete Löwenfell. Da Adkelessa am Rande von Addis Abeba ein großes Gehöft besaß, quartierte er sich dort mit Kalifa ein. Die balsa-mische Luft der vielen Eukalyptusbäume wirkte wohltuend auf seine angegriffene Gesundheit. Er fand es herrlich, wieder unter gebildeten Menschen zu sein, nachdem er lange Zeit unter den «Einfachsten der

Einfachen» gelebt hatte. An geistiger Nahrung hatte ihm der ferne Westen Abessiniens, von wenigen Ausnahmen abgesehen, nichts bieten können. Er erledigte pflichtgetreu die verschiedenen Aufträge des Dedschas und der Gofa-Genne und ließ die von ihnen bestellten Güter nach Gofa schaffen.

Als Fred über den Marktplatz ritt, stieg er vor dem Suk eines Inders ab, bei dem er einige Tage zuvor für Adkelessa Schmuck gekauft hatte. Der Inder, ein Brahmane, war Kaufmann, Uhrmacher und Juwelier. Er hatte reichliche Einnahmen als einziger Uhrmacher in der Metropole, weil der Schweizer Uhrmacher Evalez aus Biel zusammen mit dem Ingenieur Faller aus Luzern, ein einträgliches Sägerei-Unternehmen begonnen hatte. Der Inder wohnte mit einer bildschönen Galla-Frau im Suk hinter einem Vorhang. Nachdem er sein ehrlich verdientes Geld beim verbotenen Pokerspiel verloren hatte, ließ er sich durch einen Syrier verleiten, die ihm anvertrauten goldenen Uhren und Schmucksachen zu verkaufen, und verlor auch dieses unrechtmäßig erworbene Geld, indem er in die Hände einer Falschspielerbande geriet. Als Fred in seinem Suk erschien, brachte ein Abessinier gerade ein defektes Grammophon zum Reparieren. Fred merkte auf der Stelle, dass die zarten Finger des bärtigen jungen Brahmanen mit zunehmender Nervosität am Mechanismus herumtasteten. Der Inder hatte keine Ahnung, wie er mit der Demontage

beginnen sollte, um das defekte Federwerk bloßzulegen. Fred kam ihm zu Hilfe, und als der Inder seine Geschicklichkeit sah, bat er ihn sogleich, mit ihm und seiner Frau das Mittagsmahl einzunehmen. Fred leistete der Einladung Folge und erhielt dadurch Gelegenheit, die hübsche Galla-Frau näher kennenzulernen. Im

Suk duftete es nach indischem Räucherwerk, und dieser Duft erweckte in ihm absonderliche und kühnste Phantasien. Sie erreichten ihren Höhepunkt, als er beim Essen zwischen dem Inder und der Galla-Frau saß. Ihr loses Gewand war stark parfümiert mit einem auserlesenen «Schito» aus Indien, das auf Fred erregend wirkte. In diesem Taumel befangen, willigte er ohne Ueberlegung ein, Geschäftspartner des Brahmanen zu werden. In der Folge übernahm er sämtliche vorkommenden Reparaturen verschiedenster Art, die von schwarzen und weißen Kunden verlangt wurden, und beide verdienten damit ein schönes Stück Geld. Der Inder ließ ihn öfters allein mit seiner Frau, weil er die ganze Nacht in einer griechischen Spelunke beim Pokerspiel zubrachte. Er wurde nicht eifersüchtig, obwohl er sah, dass Fred seiner Frau schöne Augen machte. Einmal nahm er Fred in die Spelunke mit und überredete ihn zum Spielen. Nachdem Fred dreimal hintereinander gewonnen und das vierte Mal verloren hatte, hörte er mit dem Pokerspiel endgültig auf.

Mit seinen fortwährenden Unterschlagungen hatte der Inder eine Zeitlang Glück gehabt, weil die Kunden ihn nicht verklagten, da er geständig war und sich reuig zeigte. Er versprach ihnen, die verkauften Gegenstände wieder beizubringen. Als er dann doch einmal wegen Unterschlagung und Aneignung fremden Eigentums aufs britische Konsulat gerufen wurde, sperrten ihn die Engländer in ein Kellerverlies des Konsulates. Seine reichen Landsleute, die sich seiner schämten, stellten für ihn Kaution und Schadenersatz, so dass er in Freiheit gesetzt wurde, aber unter der Bedingung, das Pokerspiel aufzugeben. Man drohte ihm, wenn er rückfällig würde, mit sofortiger Auslieferung nach Indien. Fred hatte sich inzwischen am Liebreiz der Galla-Frau gesättigt, und als er vernahm, dass Ras Abata eine Revolte gegen die Zentralregierung angezettelt hatte, beschloss

er, um das Leben seines Vetters besorgt, unverzüglich nach Hosanna zu reisen.

Beim Mittagessen im Hotel Terrasse vernahm Fred, dass ein sehr reicher Amerikaner in der Stadt angekommen sei und europäisches Personal suche. Er meldete sich, wurde angestellt und erhielt den Auftrag, Maultiere zu kaufen. Der Amerikaner übergab ihm zu diesem Zweck tausend blanke Taler. Fred verkaufte ihm vorerst seine eigenen drei Maultiere. Ali und sein Gewehr schenkte er Kalifa nebst dem Gras-Karabiner und der Lagerausrüstung, die er selbst seinerzeit geschenkt erhalten hatte. Nach der Beschenkung und Entlohnung bat er Kalifa, sich bei der Rückkehr des Onkels wieder dort anstellen zu lassen, damit sie einander wiedersehen könnten. Mit nassen Augen nahm Kalifa Abschied von Fred; er ahnte, dass sie sich nie wiedersehen würden.

Fred ritt nach Furi, um für den Amerikaner Maultiere zu kaufen. Dr. Katz war abwesend, doch konnte ihm seine Frau dreißig schöne Maultiere abtreten. Einige Stalljungen mussten sie nach dem Hotel Terrasse begleiten und dem Amerikaner übergeben. Frau Katz berichtete ihm alarmierende Nachrichten von Kanbata. Nun bereute er es, Kalifa entlassen zu haben; denn er betrachtete es als seine Pflicht, sich nach seinen Frauen umzusehen und die Sklaven zu Adkelessa zurückzuschicken; zudem hatte er ja seinem Vetter versprochen, ihn auf dem Rückweg nach Gofa zu besuchen. Inzwischen hatte sich vieles verändert, und es wurde für ihn höchste Zeit, sich nach Hosanna zu begeben. Frau Katz verkaufte ihm das schönste und schnellste Pferd, das sie in ihren Stallungen besaß. Es war ein fuchsroter arabischer Vollbluthengst mit Namen Imperator, der auf der Stirn einen schönen weißen Stern und schneeweiße Fesseln hatte. Das Pferd war sehr gut gepflegt und erst kürzlich in Addis Abeba beim amerikanischen Huf-

schmied beschlagen worden. Fred zahlte Frau Katz hundert Taler dafür; das war ein sehr hoher Preis für dortige Verhältnisse. Als Geschenk überließ sie ihm eine schöne Satteldecke und eine Reitpeitsche. Auf diesem Hengst sprengte er nach Kanbata und vollbrachte mit ihm eine Leistung, die kein europäisches Pferd hätte vollbringen können. In 36 Stunden legte er einen Weg zurück, für den eine gewöhnliche Karawane vierzehn Tage benötigte und ein Eilbote immerhin sechs Tage. Unentwegt ritt er in flottem englischem Trab durch Ebenen und über Hügel. Ein einziges Mal stieg er zwischen Morokko und Uarbarak ab, löste dem Hengst die Sattelgurte, nahm ihm Kandare und Trense ab und ließ ihn im Dunkel der Nacht nach der Tränke an einem Bach eine halbe Stunde lang weiden. Mit gezückter Mauserpistole hielt er derweil Wache. Als sich etliche Hyänen heranschleichen wollten, feuerte er einige Schüsse ab. Dann zäumte und gurtete er Imperator wieder und trabte ohne Halt weiter nach Hosanna. Das Pferd zeigte keine Spur von Ermüdung.

Bei seiner Ankunft war Georg gerade im Begriff, mit Adkelesch und zwei Lasttieren die Station zu verlassen. Er hatte zuvor Späher aufgestellt, die ihm jegliches Herannahen eines Europäers melden sollten. Als sie Fred sichteten, glaubte Georg, es wäre der Onkel, und machte sich bereit, kopflos und unüberlegt zu verschwinden, ohne zu wissen, wohin. Aber Fred traf überraschend schnell bei ihm ein. Als Georg sah, dass es nicht der gefürchtete Onkel war, sondern sein mitverantwortlicher Vetter, fiel ihm ein Stein vom Herzen. Yussuff hatte ihm wohl die Botschaft überbracht, doch da sich Fred so lange nicht gezeigt hatte, glaubte Georg nicht mehr an seine Rückkehr.

Der Vetter und Freds Frauen freuten sich, ihn zu sehen und bewunderten Imperator. Mit sichtlichem Stolz

nahm Gabra Giorgis das prächtige Pferd in Empfang, um es in den Stall zu führen. Alle Frauen, Gabra Giorgis und die Sklaven der Gofa-Genne befanden sich wohlauf; Yussuf und Gabra Giorgis hatten ihrer Pflicht mustergültig nachgelebt. Fred vernahm durch Georg, dass Ras Abatas Revolte fehlgeschlagen hatte, weil seine Milizen zu wenig Munition besaßen. Der größte Teil war noch immer in den drei Kisten verpackt, in denen Fred sie verwahrt hatte. Er beauftragte sofort Gabra Giorgis, die Munition durch Sklaven ins Gibbi hinauftragen zu lassen, um sie dem Ras unentgeltlich zurückzuerstatten.

Georg jammerte, er habe ein großes Loch in der Kasse und fürchte sich vor den Folgen, wenn der Onkel zurückkehrte. Zum Glück trafen aus Gofa viele Sala-Leute ein, die eine Menge Homba mitbrachten. Ato Gabra Selassi hatte sie geschickt. Yussuf musste den Homba sofort zu Ydlibi, dem Inhaber der Ethiopian Rubber Monopolis in Addis Abeba bringen und aus dem Erlös des Rohgummis Waren für das Suk besorgen. Fred ließ für sich und seine Frauen auf der Station eine Hütte mit flachem Dach erstellen. Georgs Haus hatte noch kein Dach. Adkelesch war Fred, ihrem früheren Gemahl, inzwischen abtrünnig und seines Vetters Frau geworden.

Schon während der ersten vierzehn Tage bemerkte Fred unter den Weibern eine gewisse Geheimnistuerei. Er wollte unbedingt wissen, was über ihn in Hosanna gemunkelt wurde. Als er Medina zur Rede stellte, platzte sie kichernd mit dem Geheimnis heraus: «Geta, anta Lidsch alla!» («Herr, du hast ein Kind.») Da sie weiter nichts zu sagen wusste, hielt er die Bemerkung für einen Scherz. Er war im Glauben, dass er noch viel zu jung wäre, um Vater zu werden. Trotzdem wollte er weiter nachforschen, denn er dachte, es handle sich vielleicht um ein Kind seines Onkels. In Hosanna erzählte

man sich, dass der «Mammeti-Abat» (Kindsvater) zurückgekehrt sei. Die Kindsmutter ließ nichts von sich hören, obschon sie wissen musste, dass der Vater ihres Kindes anwesend war. Der Zufall kam Fred bei der Suche zu Hilfe.

Er überließ Woteti seinem Vetter, als zweite Frau neben Adkelesch. Das Königskind Sorina, die Wuorkenesch von Kutscha, litt an Heimweh und bat Fred, er möge sie wieder nach Hause lassen. Er beauftragte den braven Gabra Giorgis, sie in ihr Land zu ihrem Vater zu begleiten; zeitig benutzte er die Gelegenheit, die vielen Sklaven der Gofa-Genne zurückzuschicken. Als einzige Frau blieb ihm noch die hübsche Elfinesch, die Fürstenwitwe des Rascha Adankes.

Schon bevor die Waren aus Addis Abeba eintrafen, hatte Fred begonnen, frische Butter einzukaufen. Er ließ sie einsieden, salzen und in Blechkanister einfüllen. Darauf wurde etwas Zwiebelsaft geschüttet, damit die Butter auf dem Transport nicht ranzig wurde. Aus dem Erlös der Butter und der inzwischen angelangten Waren floss dem Kassier Georg wieder ein munteres Bächlein Taler zu, so dass er Homba kaufen konnte. Das Manko in der Kasse war behoben, und es blieb sogar noch eine kleine Reserve.

Fred ritt täglich nach dem Vieruhrtee mit seinem schneidigen Imperator durch Hosanna nach der nächsten Umgebung. Nach einem solchen Ausritt kam er eines Tages an einer etwas abseits gelegenen Hütte vorbei, die ein Woteder des Ras bewohnte. Vor dem offenen Hütteneingang stand eine junge Wolamo-Frau, die, als sie Fred gewahrte, einen Schreckensschrei ausstieß und mit beiden Händen fest auf ihre Brüste klopfte. Mit einem ängstlichen «Abit Geta!» floh sie ins Innere und verschloss den Eingang. Währenddessen hatte Fred seinen Hengst angehalten. Ihm war nicht ganz geheuer

zumute; die Frau kam ihm vor wie ein Phantom; vergebens suchte er einen Zusammenhang zwischen ihr und sich. Als er weiterreiten wollte, wurde die Hüttentür aufgerissen, und mit einigen Sätzen sprang ein höchst erregter Mann, dem Kopfputz nach ein Tigreaner, auf ihn zu. Er hielt ein Gewehr in Händen, das er geflissentlich lud. Mit hassverzerrtem Gesicht schwor er Fred Blutrache, biss sich in zwei Finger, dass sie bluteten, und stierte ihn mit mordlustigen Augen an. Der heftige Auftritt dieses ihm völlig unbekannten Soldaten des Ras verblüffte Fred. Doch als der Mann dem Pferd in die Zügel fiel, um ihn am Weiterritt zu verhindern, reagierte Fred blitzschnell, schnalzte mit der Zunge und gab Imperator zum ersten Mal die Sporen, dass der Vollblüter sich bäumte und dem Tigreaner die Zügel entriss. In gestrecktem Galopp ritt er im Zickzack den Hügelhang hinab und zwischen den Hütten durch nach der Station. Erst als er beim Suk angelangt war, fiel ihm ein, die vorhin angetroffene Frau könnte die «Mammet-Ennat» (Kindsmutter) sein, die er bisher vergeblich gesucht hatte. Er konnte sich erinnern, dass sie als «Uschumma» (Mätresse) mit einem Soldaten zusammenlebte. Als Sklavin durfte sie ihn ohne Einwilligung des Ras nicht heiraten.

Nachdem er durchs Haupttor geritten war, stieg er sofort ab und teilte seinem Vetter das Vorgefallene mit. Georg glaubte ebenfalls an die Möglichkeit, dass es die gesuchte Mutter sein könne. Schnell entschlossen ließ Fred durch Diener «Gubbo» nach dem Gibbi tragen. Er ritt ihnen voran, um sich zur Audienz anmelden zu lassen, denn er war gewillt, um das Kind zu kämpfen, komme was da wolle. Ein Diener hielt das ungeduldige Pferd am Zaum, während Fred vom Agafari zum Ras begleitet wurde. In bewegtem Ton schilderte er dem Fürsten das Gerede von dem Kind, das ihm eine seiner Sklavinnen während seiner Abwesenheit geboren haben

sollte. Er erzählte von der Begegnung mit Tammeinesch, dem nachfolgenden Auftritt mit dem Woteder und die angedrohte Blutrache. Der Ras ordnete augenblicklich an, dass Sawennjas die Sklavin herbeiführten. Als sie erschien, fragte er sie nach ihren Verhältnissen. Sie sagte, dass sie seine Sklavin sei und die Obliegenheit habe, Baumwolle zu spinnen, aus der Stoffe für seine persönliche Garderobe hergestellt würden. Sie gab zu, ein Mädchen geboren zu haben, dessen Vater der anwesende Ferenschi sei. Weiter erwähnte sie, mit einem Soldaten des Fürsten ein intimes Verhältnis zu haben. Hierauf unterbrach sie der Ras und befahl ihr, das Kind augenblicklich herzubringen. Nachdem sie weggeführt worden war, warnte er Fred, sich vor dem eifersüchtigen Manne zu hüten, weil es im Lande Brauch sei, einen angedrohten Blutracheschwur unter allen Umständen einzuhalten. Sichtlich besorgt um Freds Sicherheit, versprach ihm der Ras, den gefährlichen Mann mit einem Auftrag, der ihn monatelang von Hosanna fernhalten sollte, wegzuschicken.

Tammeinesch wurde zurückgemeldet und sogleich mit ihrem Kind vorgelassen. Sie trug es in einem Tragtuch auf dem Rücken; nur das Köpfchen und beide Füßchen ragten daraus hervor. Sie setzte das Kind auf den Boden, und unter Tränen bat sie den Ras um die Gnade, sprechen zu dürfen. Der Fürst ermunterte sie, ihre Aussage zu machen.

Da hörte Fred aus ihrem Munde, dass sie während ihrer Schwangerschaft geglaubt hatte, dass ihr Geliebter der Vater des werdenden Kindes sei. Er wurde ihr Geburtshelfer und war schrecklich enttäuscht, als er gewahrte, dass das Kind nicht das seine sein konnte. Auf ihr Geständnis, Flehen und Bitten hin erklärte er sich bereit, Vaterstelle anzunehmen, unter der Bedingung, dass sie die Geburt geheimhalte, damit der leibliche Vater bei seiner Rückkehr nichts davon erfahre. Er

ließ das Kind taufen und gab ihm den überaus schönen Namen Jlfaschoa. Als der Ras sie nach ihrer Abstammung fragte, antwortete sie, sie sei ein Kind von Sklaveneltern, die aus Wolamo stammten. Fred nahm sein Kind auf die Arme und betrachtete es eingehend und mit gemischten Gefühlen, da es voller Hautausschläge war. Er musste es gleich wieder der Mutter geben, weil es jämmerlich zu schreien begann, aus Angst vor seinem unbekannten weißen Vater. Fred fühlte sich gekränkt, weil er sich in seiner Naivität eingebildet hatte, das Kind würde ihn als Vater erkennen und ihm gleich die Aermchen entgegenstrecken. Der Fürst fragte Fred, was er nun zu tun gedenke, ob er das Kind nicht lieber dem bisherigen Adoptivvater lassen wolle, weil es bereits an ihn gewöhnt sei, oder ob er an seinen Ansprüchen auf das Kind festhalte. Fred zog die zweite Möglichkeit vor, mit der Begründung, dass er als Schweizer sein eigenes Kind nicht verleugnen wolle.

Darauf erklärte ihm der Ras, wie das Mutterschaftsrecht in Aethiopien gehandhabt wurde. Nachkommen von Sklaveneltern waren ohne weiteres auch Sklaven. War hingegen der Vater ein Abessinier oder sonst ein freier Mann, so wurden Mutter und Kind freie Menschen.

Der Ras erhob sich und beglückwünschte Tammeinesch zu ihrer durch die Mutterschaft erlangten Freiheit. Als der Fürst sich wieder gesetzt hatte, wandte er sich an Fred und sagte ihm, dass er nach bestehendem Recht nunmehr verpflichtet sei, für Mutter und Kind zu sorgen. Das Kind dürfe vor dem vollendeten sechsten Lebensjahr auf keinen Fall von der Mutter getrennt werden.

Somit musste sich Tammeinesch mit Jlfaschoa nach der Station begeben, um mit Fred zusammen eine Familie zu bilden. Er musste, da er das Kind behalten wollte, auch die Mutter dazu nehmen, und zwar fünf Jahre

lang; nach Ablauf dieser Frist durfte Tammeinesch selbst entscheiden, ob sie bei Vater und Kind bleiben oder ob sie ihren eigenen Weg gehen wollte. Andererseits durfte Fred sie nach dieser Frist ohne weiteres wegweisen.

Der Ras verlor mit ihr eine wertvolle Kraft. Obschon er nach bestehendem Recht keine Entschädigung für die Abtretung verlangen durfte, schenkte ihm Fred nachträglich ein Gewehr mit Munition und erlaubte Tammeinesch, wenn sie es wünschte, weiterhin für den Ras tätig zu sein. Nachdem Tammeinesch mit Jlfaschoa in die Station übergesiedelt war, befahl Fred dem zurückgekehrten Gabra Giorgis, nochmals nach Kaff a zu reisen. Diesmal musste er Elfinesch nach Mella begleiten, wo sie bei Adkelessa auf seine Rückkehr warten sollte. Fred gab seiner Tochter Jlfaschoa noch die Beinamen Marie und Louise, und da es kein eheliches Kind war und die Mutter keinen Familiennamen hatte, hieß das Kind «Jlfaschoa, Marie, Louise von Hosanna».

Eines Tages gab Fred der kleinen Jlfaschoa seine Taschenuhr, damit sie dem Ticken lauschen konnte. Das Kind ließ sie zu Boden fallen, ohne dass das Uhrwerk zu Schaden kam, doch war das Glas aus der Einfassung gesprungen, und alle Bemühungen, es wieder hineinzufügen, misslangen. Als Fred einige Tage später an einem Wolfsmilchstrauch einen kleinen Zweig abbrach, quoll wie bei einer Kautschuk Liane ein weißer, klebriger Saft hervor. Dies brachte ihn auf die Idee, sein Uhrenglas damit festzukleben. Es hielt; aber auch seine Lider begannen zu kleben, weil er mit ungewaschenen Händen die Augen berührt hatte. Schon nach kurzer Zeit spürte er einen brennenden Schmerz an beiden Augen. Nach einer Stunde war er nicht mehr imstande, die Lider zu bewegen. Die Schmerzen waren so unerträglich, dass er den Holzpfosten in der Mitte des Zimmers krampfhaft

umklammerte. Er musste laut schreien, so dass es sogar die Nachbarn hörten. Georg war ratlos; voll Mitleid ließ er einen Gudula rufen, dem nachgesagt wurde, dass er mit Beschwörungen Krankheiten heilen könne. Der Hexenmeister bereitete aus nasser, mit Paprika vermengter Erde einen Brei, den er unter Beschwörungen auf Freds geschlossene Augen legte. Statt den Schmerz zu lindern, bewirkte der Brei, dass die Schmerzen noch unerträglicher wurden. Sie ließen ihm Tag und Nacht keine Ruhe mehr. Ein zweiter Gudula-Wunderdoktor schlachtete ein schwarzes Huhn und sprengte Fred das warme Blut ins Gesicht. Auch dies erwies sich als unsinniger Hokuspokus.

In der vierten Woche, als die Schmerzen ihn fast zum Wahnsinn brachten, und er sich wieder krampfhaft am Pfosten festklammerte, rief er Gott um Barmherzigkeit an. Wie als Antwort aus dem Jenseits hörte er Tammeineschs Stimme, die zu ihm sagte: «Mein Herr, Gott will dich heilen. Warte, Kindsvater.» Sie öffnete ihm gewaltsam ein Lid ums andere, und er fühlte einen lauwarmen, wohltuenden Strahl auf den Augen. Sie ließ die Lider sich schließen, und schon nach wenigen Sekunden konnte er sie wieder bewegen. Binnen einer halben Stunde vollzog sich das göttliche Wunder, dass Fred wieder sehen konnte. Beim Blinzeln fühlte er, dass sich auf den Augäpfeln etwas loslöste, und Tränen schwemmten unzählige winzige Teilchen zu den Augenwinkeln. Tammeinesch entfernte sie vollends mit einem Wattebausch. Er betrachtete seine Kindsmutter von diesem Augenblick an als Engel in Menschengestalt, der ihn durch den Willen des Höchsten aus der schwarzen Tiefe ins sonnige Dasein emporgezogen hatte. Tammeinesch hatte ihm, einer Eingebung folgend, Milch aus ihrer Brust in die Augen geträufelt, und dies hatte das Wunder vollbracht.

Kaum waren nach Freds Genesung einige Wochen

verstrichen, so widerfuhr ihm das niederdrückendste Erlebnis seines jungen Daseins. Er erwachte nach einem merkwürdigen Traum. Er hatte geträumt, dass sein Onkel zurück-gekommen sei, ihn herzlich umarmt, geküsst und ihm Tante Madeleine vorgestellt habe. Er war im Glauben, dass es ein guter Traum sei, der ihm eine glückliche Zukunft an der Seite seines Onkels verheiße, und erzählte ihn Tammeinesch. Sie schlug die Hände an die Brust und sagte angstvoll: «Ach, Kindsvater, das ist ein ganz böser Traum, er verheißt gerade das Gegenteil, denn Küsse von Verwandten bedeuten nichts Gutes!» Er schüttelte ungläubig den Kopf, und doch bekam sie Recht!

Kurz darauf meldete ein Diener, dass Sariun in Hosanna angekommen sei. Somit hatte ihn der Onkel vorausgeschickt, um auszukundschaften, was während seiner mehr als einjährigen Abwesenheit in seiner Station vorgegangen war. Dass Sariun nicht bei den Neffen vorsprach, war kein gutes Zeichen. Am folgenden Vormittag wurde die Station überraschend von einem Mato-Allega des Richters Gesau regelrecht überfallen. Die beiden Vettern wurden überwältigt, bevor sie sich zur Wehr setzen konnten, und mit schweren Ketten an Handgelenken gefesselt. Am anderen Ende der meterlangen, zwanzig Kilo schweren Kette wurde ein Sklave als Wächter angekettet. Da Georg sich zur Wehr setzen wollte, schlugen ihm einige Sawennjas ihre Gewehrkolben in den Rücken. Als jeder in einer anderen Richtung abgeführt wurde, stand Sariun mit einem teuflischen Lächeln dabei; er ergötzte sich weidlich an ihrer Lage. Die Sawennjas brachten Fred mit seinem Wächter in eine leere Hütte neben dem Marktplatz, wo es von Flöhen und anderem Ungeziefer wimmelte. Die Hütte sollte ihm als Aufenthalts- und Schlafraum dienen. Eine schmutzige, zerfetzte Matte aus Palmblättern war auf dem bloßen Boden als Schlafstelle ausgebreitet. Als ein-

zige Nahrung erhielt Fred erbärmliches Sklavenfutter. Die schandbare Behandlung verstieß gegen das abessinische Recht. Dass er weder vors Schnellgericht noch vor ein ordentliches Gericht geführt worden war und ebenso wenig durch Bürgen Stellung die Freiheit wiedererlangen konnte, war ein Hinweis, dass Sariun auf Befehl des Onkels den Richter Gesau bestochen hatte, um illegal gegen die beiden vorgehen zu können. Der Ras als oberster Richter war ohne sein Wissen einfach umgangen worden. Es war eine Schurkerei, die der Onkel seinen Neffen und Landsleuten gegenüber begangen hatte. Zur Zeit Meneliks und des vertretenden Ministerrates waren für die Aburteilung eines Europäers nur die entsprechenden Gesandtschaften und Konsulate zuständig. Der Onkel hatte seine abscheulichen Maßnahmen in Addis Abeba so getroffen, dass niemand davon Kenntnis erhielt, weil er sonst vom deutschen Konsulat gemaßregelt worden wäre. Der Beweggrund für seine Handlungsweise war darin zu suchen, dass er seiner Frau vorgefaselt hatte, er sei Millionär. Nun wollte er ihr weismachen, die Neffen hätten sein Vermögen vergeudet. Er war bereits vierzehn Tage in Hosanna, ohne dass er es nötig fand, Fred aufzusuchen oder ihn vor Gericht zu stellen.

Als Fred bei der Fesselung fast das Handgelenk brach indes der Kettenring mit einem schweren Holzschlegel geschlossen wurde, und zu weinen begann, ermahnte ihn Tammeinesch: «Weine nicht, Kindsvater, weinen ist eine große Schande.» Diese wohlgemeinten Vorwürfe gaben ihm die Kraft, sich ins Unvermeidliche zu fügen. Er bewunderte ihre Tapferkeit; denn sie verteidigte ihn mit vollem Einsatz beim bestochenen Richter und verlangte die Klärung des Falles vor einem Schnellgericht. Sie fand jedoch kein Gehör. Da verlor sie die Geduld und versuchte es mit einer Audienz beim Ras, wurde aber abgewiesen. So blieb die Unentwegte

kurzerhand im Vorhof des Gibbis und wartete mit Engelsgeduld auf das Erscheinen des Ras; denn durch diesen Hof musste er kommen, wenn er sein Gibbi verließ.

Als dies endlich geschah, stieß sie ein gellendes, markerschütterndes «Abit, abit!» aus, so dass der Ras es nicht überhören konnte. Er sah sich um, und als er die Gnadenbitterin erblickte und erkannte, schenkte er ihr willig Gehör. Der Fürst beurteilte ihre Anklage gegen Freds Onkel in positivem Sinne. Auf der Stelle schickte er einen Agafari nach der Station des Ferenschis, mit dem Auftrag, Freds Streitsache augenblicklich vor ihn zu bringen, sonst werde er den Neffen befreien lassen. Er ließ durchblicken, dass er es als Ras für schändlich erachte, wenn ein Onkel seinen Neffen in fremdem Lande derart schlecht behandle. Des Onkels Prestige am Hof des Ras war erschüttert; er hatte es nur der Gegenwart seiner weißen Frau zu verdanken, dass der Ras nicht strenger gegen ihn vorging. Der Ras duldete auf keinen Fall, dass das bestehende Recht seines Landes durch Ferenschis geschändet werde.

Da sich der Onkel hütete, eine Anklage zu erheben, wurde Fred durch die Intervention seiner mutigen Kindsmutter sofort freigelassen. Er durfte sich mit Frau und Kind nach der Station begeben. Der Onkel bewohnte mit Tante Madeleine das von Fred erstellte Haus mit dem Flachdach, bis das andere, weitaus grössere, ein Dach erhielt. Mit eiskaltem Gruß empfing er Fred im Hof; Tammeinesch und der kleinen Jlfaschoa schenkte er nicht die geringste Beachtung. Als erstes verbot er seinem Neffen, auch nur die leiseste Andeutung von seiner Fesselung und Gefangenhaltung zu machen. Scheinheilig versprach er ihm, die Vergangenheit zu vergessen. Fred war aber anderer Meinung, schon seiner tapferen, schwarzen Frau zuliebe, und verlangte in

bestimmtem, ruhigem Ton gegenseitige Rechenschaftsablegung. Als der Onkel brüsk abwehren wollte, trat unversehens Tante Madeleine hinzu. Sie begrüßte Fred mit französischer Höflichkeit. Glücklicherweise fand Fred in ihr eine Beschützerin. Sie hatte das Empfinden, dass ihm Unrecht getan worden sei, und drang darauf, dass der Onkel ihn gebührend anhörte, so dass er über sein Tun und Lassen in der vergangenen Zeit Rechenschaft ablegen konnte.

So stellte es sich heraus, dass der Onkel keineswegs Millionär war, was Tante Madeleine übrigens gar nicht übelnahm. Sie hatte es ohnehin schon geahnt, als sie in Addis Abeba angekommen waren.

Fred konnte sogar einen bescheidenen Aktiv-Saldo nachweisen. Aber wie bisher mussten sich die Neffen, die nie Lohn erhalten hatten, mit freier Station begnügen. Freds angeborene Friedfertigkeit bewirkte, dass er trotz der erlittenen Schmach und Schande seinem Onkel alles verzieh. Fred hatte seiner Tante zuliebe schöne, behagliche Möbel aus wohlriechendem Tujaholz geschreinert, und als die große Blockhütte bezogen und einigermaßen heimelig eingerichtet war, saßen sie alle vier beim Nachtessen bei geschlossenen Fensterläden. Plötzlich krachte draußen ein Schuss, eine Gewehrkugel mit Bleimantel durchschlug den Fensterladen und bohrte sich in einen Türpfosten. Die Gras-Kugel war um Haaresbreite an Tante Madeleines Kopf vorbeigeflogen, weil sie zwischen Fred und ihrem Mann saß. Gleich nach dem Schuss vernahmen sie von draußen den schaurigen Ruf des Bluträchers: «Dämi, dämi, dämi!» («Blut, Blut, Blut!»)

Voller Entsetzen, dass seine Frau in Lebensgefahr geschwebt hatte, sprang der Onkel auf und schrie Fred vorwurfsvoll an: «Diese Kugel hat dir gegolten! Ich habe keine Widersacher im Lande wie du! » Er folgerte rich-

tig, dass es niemand anders sein könnte als Tammeineschs ehemaliger Geliebter. Voll Empörung verlangte er von Fred, Tammeinesch und das Kind augenblicklich vors Haupttor auf die Straße zu setzen. «Aus so einer Bastardin wie Jlfaschoa wird sowieso nie etwas Rechtes», fügte er verächtlich hinzu. Fred widersetzte sich diesem Ansinnen und erklärte, er werde die brave Frau und Mutter weder in stockfinsterer Nacht noch am helllichten Tag verstoßen. «Wenn du Tammeinesch und Jlfaschoa nicht mehr in deiner Station dulden willst - gut, dann werde ich euch mit den beiden verlassen, nach Addis Abeba reisen und dort Arbeit und Verdienst suchen!»

Mittlerweile waren alle verfügbaren Diener mit schussbereitem Gewehr innerhalb und längs der Umfassungsmauer postiert worden. Trotz diesen Wachen, unter denen sich auch Sariun befand, hörten sie beim nächsten Hahnenschrei erneut das hässliche «Dämi, dämi, dämi!» Daraufhin schossen sie als Antwort eine ganze Salve in die dunkle Nacht hinein, ohne ein Ziel aufs Korn nehmen zu können.

Im Verlauf des folgenden Vormittags ritten der Onkel und Fred nach dem Gibbi des Ras, um den Vorfall zu melden. Der Fürst war ebenfalls der Meinung, dass es nur der Tigreaner gewesen sein könne, und wunderte sich, dass der Mann schon wieder in Hosanna war, ohne sich zurückgemeldet zu haben. Eine glühende, verzehrende Eifersucht musste ihm übermenschliche Kräfte verliehen haben, dass er den weiten Weg von über tausend Kilometer zurückgelegt hatte, um seine Blutrache an Fred ausführen zu können.

Er musste sich zudem mit Sariun verbündet haben; denn wie hätte er sonst wissen können, an welchem Platz Fred hinter den geschlossenen Fensterläden bei Tisch saß? Er hatte sein Ziel entschieden gekannt.

Der Fürst befahl sofort einem Mato-Allega, mit seiner Hundertschar Sawennjas nach der Hütte des Tigreaners zu gehen, um ihn festzunehmen. Sie fanden ihn aber nicht vor; er musste gewarnt worden sein und sich in der Nähe versteckt halten. Aus Besorgnis, der Rasende könnte unter den Weißen in Hosanna eine Tragödie heraufbeschwören, trug der Ras hierauf einem Vittaurari auf, mit seinem Gefolge den Hof innerhalb der Station zu umstellen und zu bewachen. Es vergingen etliche Tage, ohne dass sich der Bluträcher wieder bemerkbar machte. Aus diesem Grunde folgerte der Vittaurari, dass man eine List anwenden müsse, um den Mann aus seinem Schlupfwinkel zu locken. Sie vereinbarten, Angst vor dem Bluträcher zu heucheln, und um dies zu demonstrieren, musste sich Fred am helllichten Tag mit Tammeinesch und Jlfaschoa ins Gibbi begeben und Mutter und Kind der Obhut des Ras anvertrauen. Der Vittaurari vermutete ganz richtig, dass unter der Dienerschaft der Station ein Verbündeter des Blutdürstigen sei, der dem Versteckten alle Vorgänge in der Station hinterbrachte. Fred war sich bewusst, dass es nur Sariun sein könne, wagte ihn aber nicht zu beschuldigen, weil er der Vertrauensmann seines Onkels war. Die angewandte List hatte zur Folge, dass sowohl Sariun als auch der Tigreaner in die Falle gingen. Der Ras liess seine eigenen Waffenträger als Geheimposten um die Hütte des Tigreaners aufstellen, nachdem der Vittaurari mit seinen Leuten abgezogen war. Die fürstlichen Waffenträger brauchten nicht lange zu warten; denn der Gesuchte erschien bald darauf bei der Hütte. Hinterrücks wurde er überwältigt, damit er von seiner Schusswaffe keinen Gebrauch machen konnte. Gefesselt führten sie ihn vor den Ras, der sogleich die Ferenschis zu sich rufen ließ, damit der Gefangene vom Schnellgericht abgeurteilt werden konnte. Als Fred und sein Onkel im Gibbi erschienen, saß der Ras bereits als

oberster Richter mit seinem zahlreichen Richterkollegi



um unter freiem Himmel vor den Danjabit im Schatten eines hohen Tujabaumes. Als die beiden vors versammelte Gericht traten, entstand ein Murmeln unter der großen, neugierigen Zuschauermenge. Als Kläger begann der Onkel seine Klage gegen den gefesselten Mann wegen Mordversuchs an seiner Frau. Die Absicht des Beklagten, seine Blutrache an Fred auszuführen, verschwieg er geflissentlich. Als der Beklagte vernommen wurde, leugnete er vorerst alles rundweg ab, indem er behauptete, mit der Angelegenheit überhaupt nichts zu tun zu haben. Als der Onkel dies hörte, fiel er ihm wütend ins Wort, holte aus seiner Westentasche die aus dem Türpfosten herausgeschnittene Bleikugel hervor, hob sie zwischen Daumen und Zeigefinger hoch empor, damit alle Anwesenden und der Häftling sie sehen konnten, und fragte den Angeklagten, ob er immer noch leugnen wolle, dass diese Gewehrkugel mit seinem Gewehr von ihm abgefeuert worden sei?

Da unterbrach der Ras den Redner und stellte selbst die gleiche Frage. Der Gefesselte beharrte bei seiner Aussage, worauf der Ras dem anwesenden Henker Auftrag erteilte, dem Angeklagten und Lügner sechs Peitschenhiebe zu verabfolgen. Während der Mann zu Boden gerissen und ausgezogen wurde, begann er laut «Abit!» zu rufen. Auf ein Zeichen des Ras durfte er sich wieder erheben, um zu sprechen. Er umgürtete seine Schamma auf Brusthöhe als Zeichen, dass er seine Richter würdige, erhob den Zeigefinger der rechten Hand und schwor, er werde jetzt die Wahrheit bekennen. Weitschweifig sprach er dann von Weibesuntreue, Schwangerschaft, von Geburt und Taufe eines Kindes, von welchem er geglaubt hatte, es wäre sein eigenes, vom Erscheinen des Ferenschis und leiblichen Vaters des Kindes, von der Wegführung seiner Frau und des

Pflegekindes, von seiner Mission nach Makalle und erklärte schließlich, dass er nach seiner Rückkehr aus Eifersucht und Hass an dem verfluchten Ferenschi habe Rache nehmen und ihn mit einem Gewehrschuss töten wollen. Er musste zugeben, dass Sariun ihm behilflich gewesen war, indem er ihm die Schussrichtung angegeben hatte, um Fred am Tisch treffen zu können. Mit sichtlichem Bedauern betonte er noch, dass er nicht die Absicht gehabt habe, der weißen Frau ein Leid zuzufügen. Hierauf ließ er den Kopf hängen und erwartete ergeben das Urteil des Ras.

Der Fürst forderte Fred auf, dem Gericht die Mutter und das Kind vorzuführen. Als er mit den beiden erschien, richtete der Ras an Tammeinesch die Frage: «Manne antschi?» («Wer bist du?») Halb verstört wegen der Anwesenheit ihres einstigen Geliebten, der da in demütiger Haltung und mit Ketten beschwert stand, fiel sie vor dem Richter nieder und erzählte ihrerseits, wie sie, ehe sie Freds Frau wurde, des Ras Sklavin gewesen sei und als solche das Bett mit diesem Soldaten des Ras geteilt habe. Sie gab zu, ihm untreu gewesen und Mutter ihres Ferenschi-Sitlidsch geworden zu sein. Leise gestand sie, sie hätte Fred Jlfaschoas Geburt verheimlichen müssen, aber Gott habe es anders gewollt, indem der Mammeti-Abat dem streng gehüteten Geheimnis zufällig selbst auf die Spur gekommen sei. Sie gab zu, sie habe die Absicht gehabt, mit ihrem Geliebten und dem Kind in seine ferne Heimat Tigre zu fliehen.

Nach diesem Geständnis unterbrach sie der Ras und fragte den Angeklagten: «Hast du gehört, was Tammeinesch soeben gestanden hat?»

Ohne eine Antwort abzuwarten, wandte er sich an die Ältesten des Richterkollegiums und gab ihnen zu verstehen, dass der Angeklagte schon allein wegen seiner Fluchtabsicht mit einer Sklavin den Tod verdient habe. Zudem habe der Angeklagte beabsichtigt, den Feren-

schi, Vater seines Pflegekindes, zu töten. Dass es ihm nicht gelungen war, sei nicht sein Verdienst, Gott selbst habe den Anschlag zunichte gemacht. Der Mann wurde zum Tod durch den Strang verurteilt.

Als der Bedauernswerte sein Todesurteil vernahm, zuckte es in seinem Gesicht, und er ließ den Kopf noch tiefer hängen. In der Menge der Zuhörer wurde es laut; die einen nahmen Partei für den Verurteilten, andere befürworteten das Todesurteil. Als der Gefesselte dem Henker übergeben wurde, schrie Tammeinesch laut auf und beschwor Fred, Gnade für ihn zu erwirken. Fred war selbst tief beeindruckt von der Todesstrafe, die sein Widersacher erleiden sollte. Er näherte sich deshalb dem Ras, Tammeinesch an der Hand nachziehend, und bat den Fürsten um Gnade für den Mann, weil Gott verhütet habe, dass Blut geflossen sei. Auch der Onkel trat zum Ras mit der Bitte, das Urteil abzuändern.

Der Ras warnte die beiden Fürbitter, dass ein Bluträcher auch nach der Begnadigung keine Gelegenheit verpassen werde, die geschworene Rache auszuführen. Auf weiteres Drängen und Bitten von Fred und Tammeinesch änderte der Ras das Todesurteil in lebenslängliches Zuchthaus um. Der Henker musste sein Opfer den Sawennjas zurückgeben. Somit war der Fall erledigt, die Gerichtssitzung wurde aufgehoben, und die Menge zerstreute sich langsam. Fred und Tammeinesch, die Ufaschoa im Tragtuch auf dem Rücken trug, eilten zu Fuß nach Hause.

Der Onkel drängte Fred unaufhörlich, Tammeinesch samt dem Kind zu verabschieden, damit sie ihre eigenen Wege gehen könne. Er verlangte von ihm, weiterhin auf unbestimmte Zeit ohne Lohn bei ihm zu arbeiten. Seinen vertrauten Diener, den Verräter Sariun, hatte er wieder im Suk angestellt. Er erlaubte Fred auch nicht, nach Gofa zurückzukehren.

Aus diesen Gründen entschloss sich Fred, seine Verwandten in Hosanna endgültig zu verlassen. Er sehnte sich danach, in Addis Abeba eine lohnende Arbeitsstelle zu suchen. Im Stillen hoffte er, den guten Kalifa wiederzufinden; die Tatsache, dass Kalifa nicht wieder in die Dienste seines Onkels getreten war, ließ darauf schließen, dass er anderweitig etwas Besseres gefunden hatte. Fred tauschte seinen prächtigen Imperator samt Reitzeug und Mauserpistole gegen drei gute Maultiere, Lagerausrüstung und fünfzig blanke Taler ein. Nur von einem Diener begleitet, reiste er mit Frau und Kind ohne jegliche Bewaffnung ab. Hoffnungsvoll war er vor Jahren in Hosanna eingetroffen, mit neuer Hoffnung auf eine bessere Zukunft verließ er es wieder.

Mit Wehmut dachte er an Adkelessa, an seinen Balderaba Ato Gabra Selassi, an den Dedschasmatsch Heil Mariam, an die liebe Wuorkenesch und ihren greisen Vater, die hübsche, anhängliche Elfinesch, den Sala-Negus mit seinen braven Leuten, gedachte der nackten Schankalla im heißen Bako, weil er ahnte, dass er sie alle nie mehr wiedersehen werde. Lebe wohl, Uristier, lebt wohl, all ihr lieben Leute von Kutscha, Mella, Sala, Wolamo, Gofa und Kanbata. Lebe wohl, Ras Abata, lebe wohl, Woteti und Adkelesch. Lebe wohl, schönes Kanbata. So nahm Fred im Geiste Abschied von all den Menschen, die ihn verehrt hatten. Auf einem Hügel machte er einen kurzen Halt und schaute zurück; dabei füllten sich seine Augen mit Tränen, sein Herz war todtraurig. Tammeinesch konnte es nur schwer begreifen, dass ein weißer Mann von jenseits der Meere ihr Land und ihre Leute so glühend liebte. Verwundert sagte sie zu ihm: «Kindsvater, warum weinst du jetzt? Addis Abeba ist ebenfalls sehr, sehr schön.»

Mit ihren Worten entriss sie ihn seinen wehmütigen Gedanken und gab ihm Mut zum Weiterreiten. Als sie durch Uarbarak kamen, wo er Yussuf zu sprechen wünschte, erhielt er von Yussufs Frau Bescheid, dass dieser erst in einigen Tagen oder Wochen zurückkommen werde. Gleichwohl bat sie Fred, bei ihr zu bleiben, bis ihr Mann zurückkäme. Fred dankte ihr, musste aber absagen und ließ Yussuf ausrichten, er sei für immer nach Addis Abeba abgereist und erwarte dort den aus Gofa zurück-kehrenden Gabra Giorgis im Gehöft der Gofa-Genne.

Als sie in Morokko die Russen aufsuchten, baten auch sie ihn, mit Frau und Kind einige Tage bei ihnen zu verweilen. Fred erkundigte sich nach Senegoff und erfuhr, dass er mit seinem Guresa immer noch im Urwald war. Da er sich noch am selben Tag von den gütigen Russen verabschiedete, gelangte er bald an den Fluss des Sukkalas und tags darauf schon an den Akafluss in der Furi-Ebene.

Tammeinesch, die Addis Abeba noch nie gesehen hatte, staunte, als sie die vielen in der Mittagssonne glänzenden Wellblechdächer und die Kuppel der Giorgis-Kirche er-blickte.



8. KAPITEL

Begegnung mit Lidsch Yassu - Gastmahl bei den Höchsten von Aethiopien - Ein jäher Schreck am neuen Wohnort - Vittaurari Abde Giorgis bei der Heuernte - Lidsch Yassu und Fred schießen mit Maschinengewehren - Vertrauliche Gespräche - Meineid des Bluträchers – Eine «tolle» Geschichte - Lidsch Yassus Palastrevolution - In des Kaisers Schatzkammer

Freds Barschaft war auf einen einzigen Taler zusammengeschrumpft. Als sie am Stadttor anlangten und auf Begehr der Torwächter haltmachten, trat ein Bettler auf Fred zu und bettelte um «Gänseb» (Geld). Voll Mitleid mit dem Armen schenkte er ihm spontan seinen einzigen restlichen Taler. Erst als sie vom Tor wegritten, kam es ihm in den Sinn, dass er mit dem verschenkten Geld Tammeinesch und Jlfaschoa etwas zu essen hatte kaufen wollen, und er schämte sich, dass er es nun nicht mehr konnte. Kaum hatten sie einige hundert Meter zurückgelegt, so strömte aus einer Straßen Biegung eine Menschenmenge. Fred erkundigte sich, wem das große Gefolge angehöre. Man sagte ihm, dass Lidsch Yassu mit Tassama Schetti, Nagadrass Heilé Giorgis und der Wuagschurnm Vittaurari Abde Giorgis daherkomme. Als die Menge dicht neben ihm war, stieg er rasch ab, übergab sein Maultier dem Diener und gebot ihm, bis zu seiner Rückkehr auf Frau und Kind zu achten. Dann bahnte er sich einen Weg durch das wild vorwärtsdrängende Gefolge. Mit dem Tropenhut unterm Arm schritt er zu dem vierzehnjährigen Thronfolger, bot ihm die Hand und grüßte höflich. Der Lidsch hatte sein Pferd angehalten. Mit seinen großen, träumerischen Augen sah er Fred an und fragte ihn: «Bist du Deutscher?» Fred verneinte und fügte

schnell hinzu, er stamme aus dem Ilgland»,sei seit einigen Jahren in Abessinien ansässig und soeben mit der Familie von Kanbata hergereist. Lächelnd gestand ihm der Enkel des Kaisers Menelik, dass er ihn für einen Deutschen gehalten habe, und erkundigte sich nach seinem Beruf und Vorhaben in Addis Abeba; ferner wollte er wissen, ob er schon Militärdienst geleistet habe. Voller Freude antwortete Fred, er sei Mechaniker, habe eine Rekrutenschule und einen Batterie-Mechaniker Kurs absolviert und verstehe mit Kanonen umzugehen. Bei seinen letzten Worten leuchtete es in den Augen des jungen Prinzen auf. Er hätte gern noch weitere Fragen gestellt, aber die Minister drängten zum Weiterreiten. Schnell gab er Fred noch die Anweisung, ihn am nächsten Sonntag im Adderasch des Gibbis aufzusuchen.

Fred fasste das Glück am Schopf. Er begleitete den Kronprinzen noch ein Stück und bat ihn, ihm für die Einladung einen Balderaba zu ernennen. Lidsch Yassu musste über die Gerissenheit des jungen Ferenschis lachen und ernannte auf der Stelle den ihn begleitenden Sekretär Ato Tassama Schetti zum gewünschten Balderaba. Tassama begrüßte seinen Schützling und gebot ihm, sich am Sonntagvormittag im Gibbi vor dem Adderasch einzufinden und dort einem Agafari mitzuteilen, dass er von ihm erwartet werde.

Die Menge setzte sich in Bewegung und stob wie ein Bienenschwarm davon. Fred hatte größte Mühe, aus dem Wirrwarr des Gedränges hinauszukommen. Wieder bei den Seinen, berichtete er der gespannt zuhörenden Tammeinesch, was der Thronfolger und sein Sekretär ihm gesagt hatten. Aufs äußerste gerührt blickte die ehemalige Sklavin zum tiefblauen Himmel auf und sagte laut: «Kindsvater, Gott ist groß und sehr, sehr gütig!» Ergriffen dankte sie Gott, dass er sie gnädig in Addis Abeba empfangen habe. Im Weiterreiten erreichten sie

den Marktplatz. Tammeinesch wurde nicht müde und spürte trotz der Mittagsstunde nicht einmal Hunger, während sie die Suks der Inder, Araber, Levantiner und Einheimischen betrachtete. Erfüllt von Zuversicht, spähte Fred fortwährend nach einem bekannten Gesicht unter den ihm begegnenden Menschen. Bei der «Pharmacie Internationale» bog er ab, weil er sich an die französische Hotelier Familie erinnerte. Sie waren gewiss wie alle Franzosen in Notfällen bereitwillige Helfer. Wirklich wurde er vom Hotelier Paar herzlich begrüßt und willkommen geheißen. Sie änderten ihre Gesinnung keineswegs, als er ihnen seine pekuniäre Lage schilderte, sondern lachten, als er seine Bedenken und Sorgen vorbrachte. Sie versicherten ihm, dass er sich mit seiner Begleitung ruhig im Hotel einquartieren könne, und wollten ihm sogar noch Geld vorschießen. Heiter erklärte Mr. Terrasse, das liebe Geld werde sich schon finden, Verdienst gebe es genügend für Leute, die etwas konnten und arbeiten wollten.

Um keine Schulden zu machen und weniger Unkosten zu haben, verkaufte Fred zwei Maultiere und das überflüssig gewordene Zelt samt Zubehör. Dann entlohnte er den Diener und kaufte, was Tammeinesch für sich und Jlfaschoa wünschte. Er ließ sich bei einem Inder eine Kleidung nach eigenem Entwurf anfertigen; denn er wollte bei seinem Antrittsbesuch am Kaiserhof Eindruck machen. Nun ging er auf Arbeitssuche und hatte sogleich Erfolg. Von Assadurian, dem armenischen Ochsentransport-Unternehmer, wurde er beauftragt, auf dem Viehmarkt Zugochsen zu kaufen. Ferner setzte er mitgenommene Ochsenkarren instand. Ohne das Handwerk eines Wagners und Schmiedes gelernt zu haben, bastelte er fleißig, um Uebung zu erlangen. So geschickt wie ein einheimischer Arbeiter wollte er schon in wenigen Tagen sein. Das wie ein Korkzieher gewachsene Eukalyptusholz bereitete ihm zunächst einige

Schwierigkeiten; aber er wusste, dass er sie überwinden würde. Die fertige Arbeit musste nicht schön, wohl aber so solide wie nur möglich sein. Er verdiente zehn Taler im Tag; an den allmonatlichen Feiertagen erhielt er den gleichen Lohn wie am Werktag. In sozialer Hinsicht war Abessinien den Europäern weit voraus, wenigstens was die Entlohnung der Facharbeiter anbelangte.

Am Samstagnachmittag vernahm er in seiner Werkstatt Löwengebrüll aus dem Zwinger des Gibbis. Die Löwen hatten das viele Blut und frische Fleisch, das von den Schlachtungen herrührte, gewittert. Zehntausend Milizen, Arme und Gebrechliche sollten am Sonntag im Adderasch des Gibbis in drei Schichten beköstigt werden. Deshalb mussten zahlreiche Hammel, Ziegen und Ochsen geschlachtet werden.

Am Sonntag zog Fred beizeiten seine neuen Kleider an. Er sah darin recht achtunggebietend aus. Wie jeden Mittag verkündete ein dröhnender Kanonenschuss im Gibbi, dass die Sonne im Zenit stand. Zu dieser Zeit ritt Fred in Begleitung eines entliehenen Hoteldieners durch das Haupttor des kaiserlichen Gibbis. Mit großer Mühe bahnten sie sich zwischen den vielen Menschen einen Weg durch das Labyrinth. Sie mussten viele Höfe, Plätze und Pforten passieren, um zum Adderasch zu gelangen. Die ins Gibbi einströmenden Menschen waren entweder Beamte, Diener, Sklaven, Milizen oder Würdenträger mit Gefolge. Mehrmals wurden die beiden bei Pforten und Toren von strengen Agafaris mit Gerten in den Händen angehalten; doch sowie Fred ihnen den Namen seines Balderabas, Ato Tassama Schetti, nannte, wurde er unter Ehrenbezeugungen durchgelassen.

Im geräumigen Hof vor dem Adderasch, wo sie nunmehr eintrafen, wurde während der Woche durch den obersten Richter des Reiches, den «Afa-Negus» (Mund des Königs), unter freiem Himmel Gericht abgehalten.

Dieser geräumige Platz hatte schon unzählige «Abit»-Rufe von zum Tode oder zur Auspeitschung Verurteilten gehört. Die Auspeitschung wurde vor versammeltem Gericht vollzogen; viele hauchten unter den Streichen ihr Leben aus oder wurden Krüppel. Nicht immer wurden salomonische Urteile gefällt. Der Hof war dicht mit kauernden Milizen besetzt. Sie trugen als Geladene blendend weiße Gewänder und Togen.

Plötzlich öffneten sich die breiten und hohen Tore des Doppelgebäudes. Massenweise drängten sich die Menschen hinein. Einige Agafaris schlugen mit ihren Gerten auf die Rücken allzu frecher Ellbogen-Helden. Der Saal fasste etwa dreitausendfünfhundert Personen. Sonntags wurde er zweimal mit Milizen und ein drittes Mal mit Armen und Gebrechlichen belegt. Der Adderasch hatte inwendig eine gewisse Ähnlichkeit mit einer schweizerischen Festhütte, nur fehlten Tische und Bänke, weil hier alle Geladenen am Boden oder auf Teppichen hockten. Auf den rohgezimmerten Holzböden waren frische Binsengräser gestreut, die in unmittelbarer Umgebung des «Fuloa-Woha» (heiße Mineralquelle) geschnitten werden. In langen Reihen waren Körbe aufgestellt, um die herum je fünf Mann am Boden kauerten.

Wie befohlen, meldete sich Fred bei einem diensttuenden Agafari, um zu seinem Baldaraba geführt zu werden. Nach der Begrüßung geleitete Tassama Fred an einer Wand entlang durch den Saal. Im Hintergrund erhoben sich aufeinandergetürmte Podien in meterhohem Abstand. Je höher sie waren, desto kleiner wurde die Fläche. Acht Meter über dem Saalboden befand sich das kleinste Podium mit dem kaiserlichen Thron. Der Kaiser war wegen seiner Krankheit nicht imstande, an den Banketten teilzunehmen. An seiner Stelle präsidierte sein Enkel, Kronprinz Lidsch Yassu, aber nicht auf dem Thron, sondern eine Stufe tiefer. Auf dieses Podi-

um, wo Lidsch Yassu mit seinem Vater Ras Mikael, den Ministern und Ato Tassama am Festmahl teilnehmen sollte, war für Fred als einzigen geladenen Europäer ein Rundtischchen mit Stuhl hingestellt worden. Tassama hieß ihn Platz nehmen. Neugierig schaute Fred auf die große Menschenmenge hinab; es fiel ihm auf, dass auf dem nächsttieferen Podium verschiedene Dedschas und Vittauraris zu dritt und viert um einen Korb herum Platz nahmen. Ato Tassama nannte ihm die Namen der Würdenträger, die herzukamen. Die gesprächigen Woteders auf dem Saalboden machten einen Heidenlärm; trotzdem hörte man die Flötenbläser, welche sich längs der Seitenwände aufgestellt hatten. Beim Erscheinen Ras Mikaels, der Minister und des Kronprinzen schmetterten Posaunenbläser alttestamentliche Weisen in den Saal. Als der Thronprätendent herbeischritt, erhoben sich Fred und die Nebensitzenden und verneigten sich tief.

Der Lidsch begrüßte Fred mit einem herzlichen Zulächeln, und nachdem er sich auf seine Kissen neben dem Esskorb gesetzt hatte, durften sich die übrigen ebenfalls niederlassen. Er gab einem Elfinaschgar das Zeichen zum Beginn des Banketts. Der Diener hob das rotseidene Tuch vom Deckel des Esskorbes und entfernte sich damit. Der Lidsch faltete die Hände zum Tischgebet. Dann wurde mit bloßen Fingern gegessen.

Ein abessinischer Koch hatte ein nach europäischer Art zubereitetes Essen samt Besteck hereingebracht und stellte es auf das Rundtischchen neben Fred. Dazu brachte ihm ein Diener feinsten Tetsch in einem schmucken Kristallglas. Während des Essens wimmelte es von dienstbeflissenen Sklaven beiderlei Geschlechts. Aus den kaiserlichen Küchen und Schlächtereien brachten sie fortwährend «Wuot, Inschera und tuggus söga» und schütteten alles auf die Inscheraschichten der Esskörbe. Sklavinnen trugen auf dem Rücken mit

Tetsch und Talla gefüllte schwere Tonkrüge und füllten die Trinkflaschen der Milizen. Hochgewachsene, bärenstarke Sklaven schleppten frisch geschlachtete, noch dampfende halbierte Ochsen herein und machten damit die Runde zwischen den Soldaten. Jeder durfte sich mit einem Messer nach Belieben ein Stück Rohfleisch abschneiden. Die meisten zerschnitten das abgehauene Fleisch hernach in faustgroße Stücke. Diese Stücke nahmen sie zwischen die Zähne, schnitten mit dem scharfen Messer vor den Lippen den Bissen ab und aßen ihn roh. Andere zerkleinerten ihr Fleischstück und tauchten die Bissen in eine Schüssel mit scharfer Paprikasauce oder in ein Gefäß mit Salz, Butter und Paprika, um sie mundgerecht zu machen.

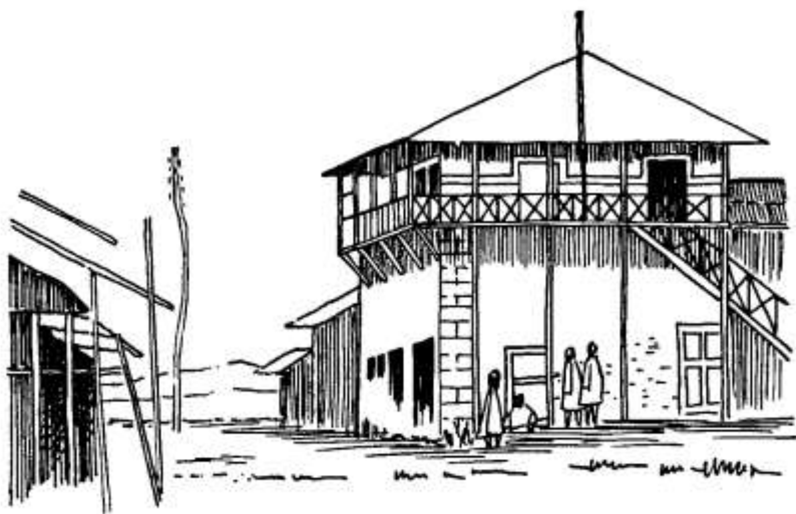
Lidsch Yassu winkte Fred zu sich heran und schob ihm einen tüchtigen Bissen Rohfleisch in den Mund. Der Lidsch fragte hernach, ob ihm das rohe Fleisch schmecke, und Fred antwortete, dass er schon seit längerer Zeit an abessinische Kost und Gebräuche gewöhnt sei. Darauf mussten ihm die Minister sofort am gemeinsamen Esskorb Platz machen. Er musste mit dem Lidsch, Ras Mikael und beiden Ministern am Essen teilnehmen, obschon er bereits gesättigt war. Immer wieder schob ihm der Kronprinz gefüllte Inschera in den Mund, wobei Fred jedes Mal wie ein Vögelchen den Schnabel weit aufsperrte. Der Kronprinz hatte geglaubt, dass er wie die übrigen Europäer den äußerst scharfen roten Pfeffer nicht vertrage, und freute sich, dass dem nicht so war. Des Kaisers Tetsch mundete Fred so gut, dass er etliche Gläser trank, ohne dass er betrunken wurde.

Fred betrachtete das gemeinsame Mahl mit den Höchsten des Landes als Sinnbild für die höchste Sprosse der Erfolgsleiter. Gegen den Schluss des Essens, als Arme, Gebrechliche und Aussätzige im Saal beköstigt wurden, begann der Kronprinz ein lebhaftes

Gespräch mit ihm. Er musste ihm Land und Leute, Sitten und Gebräuche seiner Heimat schildern. Dann berichtete er von seinen jüngsten Erlebnissen in den Urwäldern des Westens und vom Leben am Hof der Gofa-Genne. So erzählte er den erstaunten Zuhörern sein Abenteuer mit dem Elefanten, der durch eine Schildkröte ums Leben gekommen war. Als er den Vorfall mit den Schankalla in Bako erwähnte, verdeckte der Lidsch Yassu vor Abscheu sein Gesicht. Leidenschaftlich erklärte er seinem Vater, den getöteten Tigreaner hundertfach rächen zu wollen. Fred erschrak darüber und bereute seine Aussagen.

Als der Lidsch auf den Zweck seiner Einladung zu sprechen kam, erzählte er dem Vittaurari, dass der junge Ferenschi Geschützmechaniker sei und von Kanonen und Maschinengewehren etwas verstehe. Der Angeredete schaute Fred etwas zweifelnd an; er schien ihm noch zu jung, um in diesem Waffenhandwerk bereits Erfahrung zu haben. Doch ließ er den Balamberas, der das Amt eines «Mörff-Allega» (Befehlshaber der Geschütze) innehatte, zu sich rufen und beauftragte ihn, Fred ins Arsenal zu begleiten und ihm sämtliche Kanonen und Maschinengewehre zu zeigen. Lidsch forderte Fred zudem auf, ihm einen kurzen Rapport über den Zustand sämtlicher Waffen, mit Ausnahme der Gewehre, abzufassen.

Sofort begab sich der Balderaba mit Fred nach dem Arsenal, dem eigentlichen «Mörff-Bit» (Geschütz-Haus) Meneliks, das ganz in der Nähe des Adderasches lag. Fred bekam mehrere Batterien italienischer Bronze-Geschütze mit Hinterlader-Vorrichtung zu sehen; es waren teils geschenkt erhaltene und teils Kriegsbeute der Abessinier von den Schlachtfeldern Aduas. Sie glänzten wie Gold unter den herabfallenden Sonnenstrahlen und waren alle in gebrauchsfähigem Zustand. Ferner zeigte ihm der Balamberas zwei moderne russi-



sche Geschütze mit Rohrrücklauf und Glyzerinbremsen, ebenfalls in tadellosem Zustand. Außerdem fanden sich noch havarierte Kanonen, denen auch die Richtinstrumente fehlten. Unter den vielen Maschinengewehren verschiedensten Ursprungs gab es etliche, die zum Schrott gehörten, statt in ein Zeughaus. Einheimische und levantinische Mechaniker hatten sie an mehreren Stellen unfachgemäß hartgelötet; das Schiessen mit diesen Metallstücken wäre für den Schützen selbst lebensgefährlich gewesen. Ganz neue, noch in Kisten eingepackte Maxim-Gewehre stammten aus Österreich und waren ein Geschenk Kaiser Franz-Josephs, das Admiral Hönel zu Ilgs Amtszeiten hergebracht hatte.

Als Fred in den Adderasch zurückgekehrt war, übergab er seinen Bericht dem Kronprinzen, der sehr gut Deutsch verstand. Fred unterbreitete ihm die Möglichkeit, die Defekte an den Geschützen fachmännisch zu beheben, wenn er bereit sei, ihm eine eigens dazu eingerichtete Werkstatt zu überlassen. Auch versicherte er dem Kriegsminister Abde Giorgis, dass er imstande sei, die österreichischen Maxim-Gewehre schussbereit zu machen. Aus den Kinderaugen des Kronprinzen strahlte

Begeisterung, und er riss auch die übrigen mit. Ras Mikael, der mit dem Balamberas einige Worte gewechselt hatte, unterstützte seinen Sohn, als dieser mit dem Einverständnis des Vitauraris Fred kurz und bündig zum Staatsangestellten in der Funktion eines Geschützmechanikers ernannte. Der Kriegsminister Abde Giorgis bot Fred sodann als Gehalt freie Station, auch für seine Familie, sein Gesinde und alle seine Tiere, nebst dem Barlohn von monatlich 500 Taler, die er an jedem «Giorgis-Tag» (immer der dreißigste und letzte Tag eines Monats) in der Münzstätte entgegennehmen dürfe. Lidsch Yassu ernannte Negadrass Heil Giorgis als Balderaba für Freds Belange beim Ministerrat, der für seinen erkrankten Grossvater Menelik regierte. Zu diesem Ministerrat gehörte auch der damalige Abuna Matheos, der Papst der abessinischen koptischen Kirche. Der Abuna besaß als Meneliks Notar dessen Testament, das die Nachfolge auf den Kaiserthron regelte. Er stand als einziger Vertrauensmann des kranken Kaisers in Verbindung mit dem Kommandanten der kaiserlichen Leibgarde im inneren Gibbi, wo Menelik auf seinem Krankenbett lag.

Der Vittaurari ernannte seinerseits den Mörff-Allegga als Balderaba für die materiellen, technischen und praktischen Belange des Geschützmechanikers. Somit hatte Fred drei Beschützer von Format. Ras Mikael, der nach Dessiö zurückkehrte, versicherte Fred seiner Freundschaft und verabschiedete sich gütigst von ihm. Dann verabschiedete sich Fred gebührend vom Thronfolger und den beiden Ministern. Ato Tassama begleitete ihn bis vor den Adderasch, sagte ihm, dass er seine Sache gut gemacht habe, und wünschte ihm weiteren Erfolg am Hofe des Thronprätendenten.

Mit Frau und Kind siedelte Fred vom Hotel Terrasse nach dem Gibbi über. Dort musste er zu seinem Leidwesen feststellen, dass sich die sonst hübschen Frem-

denzimmer in verwahrlostem Zustand befanden, und dass es hier viel Ungeziefer gab. Als er es seinem Balderaba mitteilte, versprach dieser, das Übel beheben zu lassen. Die Handwerker, die eingreifen sollten, sagten jedoch immer bloss «Eschi naga» («Jawohl, morgen»). Dieses «Eschi naga» wiederholte sich wochenlang, ohne dass etwas getan wurde, bis es Fred zu dumm wurde. Er meldete es diesmal dem Negadrass Heilé Giorgis, damit er es dem Ministerrat vorbringe. Fred wurde dann an der nächsten Sitzung zugelassen, und man fragte ihn, ob er nicht lieber in der Stadt wohnen wolle wie der deutsche Leibchauffeur des Kaisers. Als Fred bejahte, befasste sich der versammelte Ministerrat augenblicklich mit dem Ankauf einer Liegenschaft, die ein indischer Sikh-Gardist der englischen Gesandtschaft bewohnte. Bei gutem Willen kann der Abessinier etwas auch schnell erledigen, und so verstrichen nur drei Tage, bis Fred gemeldet wurde, dass ihm ein leerstehendes Gehöft inmitten der Stadt zur Verfügung stehe. Das Gehöft, in dem er Einkehr hielt, war von zahlreichen, mächtigen Eukalyptusbäumen umgeben, und im Hof befand sich ein ungeschützter, wenige Meter tiefer Sodbrunnen, der sehr gutes Trinkwasser enthielt. Neben dem Brunnen gab es Blumenbeete mit meterhohen, grell leuchtenden roten und weißen Geranien. Am meisten freute sich Fred über einige herrlich grüne Musaencetas neben der Oval Hütte. Die abessinische Hütte war mit Sönbelet gedeckt, hatte drei Zimmer und eine Küche, eine Glastüre und drei Fenster. Für die Notdurft Verrichtung hatte der Gardist hinter dem Haus eine Latrine erbauen lassen, die von Zeit zu Zeit gesäubert wurde. Als der ehemalige Hausbesitzer, der indische Sikh-Gardist, auf Besuch kam, um wegen der Brunnen-Bedeckung zu verhandeln, sah Fred sein wunderschönes Wollopferd. Der schmucke stämmige Gardist mit gepflegtem Vollbart und eng um den Kopf



geschlungenem nem Turban bemerkte Freds Freude an seinem Pferd und bot es ihm spontan für sechzig Taler samt Reitzeug an. Fred kaufte es ihm auf der Stelle ab, musste es aber in die kaiserlichen Stallungen bringen, weil das Gehöft keinen Pferdestall hatte. Der schneeweiße Wallach von wirklich schönster Erscheinung hatte ehedem einem englischen Militär-Attaché gehört, der das Pferd mit dem Sikh als Jockey an Rennen teilnehmen ließ und damit größte Erfolge erzielte. Bei einem solchen Rennen, dem Menelik beigewohnt hatte, erlitt es einen Unfall. Nachdem der Gesandtschafts-Veterinär es geheilt hatte, schied es als Rennpferd endgültig aus, und so erhielt es der Sikh-Gardist als Geschenk. Fred gab ihm den Namen Kalifa. Der amerikanische Mischling, dessen Mutter eine Negerin war, und der in Addis Abeba sein Handwerk als Hufschmied ausübte, kannte das Pferd, weil er es mitunter beschlagen hatte; er lobte es ungemein, so dass Fred Kalifa mit größtem Stolz ritt.

Bevor der Brunnenschacht gedeckt werden konnte, ereignete sich ein äußerst aufregender Vorfall mit Jlfaschoa. Als Fred durch die Glastüre der Hütte in den Hof hinausschaute, sah er mit Entsetzen, dass Jlfaschoa, rückwärtsgehend, nur noch drei Schritte vom offenen Brunnenschacht entfernt war. Er riss die Türe auf, zog mechanisch sein Taschentuch hervor und winkte dem Kinde, weil er vor lauter Schrecken keinen Laut aus der Kehle brachte. Diese spontane Handlung rettete seinem Kind das Leben, denn es sprang sogleich vorwärts, dem Papa entgegen. Er verbarrikadierte sofort den Brunnenschacht und kaufte das benötigte Wasser täglich von Eseltreibern, die mit zwei Kanistern frischem Wasser von Hütte zu Hütte zogen, um es zu verkaufen. Die meisten einfachen Einwohner dieser Gegend besaßen keinen eigenen Brunnen, und öffentliche Brunnen gab es nicht.

Da Fred auf seine ersehnte Werkstätte noch lange warten musste, blieb ihm genügend Zeit, täglich am Hof des Kriegsministers oder bei anderen Ministern vorzusprechen, um stundenlang über Politik und viele andere Dinge, die in der Welt geschahen, zu sprechen. Lidsch Yussu bekam er nur selten zu sehen, weil er immer unterwegs war und viele Besuche machte.

Als Staatsangestellter lernte Fred den Deutschen Otto Krause aus Berlin kennen, Meneliks Leibchauffeur, der wegen der Erkrankung des Kaisers seit langer Zeit auf Pikett gestellt war. Um sich nützlich zu machen, reparierte er Dampflokomobile und Ochsenkarren des kaiserlichen Haushaltes.

Kaiser Wilhelm II. hatte Krause mit einem 80-PS-Mercedes-Wagen nach Addis Abeba beordert, den er dem Negus-Negest als Geschenk überbringen sollte. Da der Wagen wegen Meneliks Krankheit nicht mehr benützt werden konnte, stand er in einer Garage, die streng bewacht werden musste vor Sabotageakten fanatischer Leute, die jeden technischen Fortschritt der Europäer als Teufelswerk anprangerten. Im Volksmund hieß darum der kaiserliche Mercedes «i Saitan ferass» (des Teufels Pferd). Da Fred und Otto Krause monatlich nur zwanzig Arbeitstage hatten, die obendrein meistens ungenutzt verstrichen, ritten sie öfters gemeinsam aus oder spielten bei Terrasse Billard.

Eines Tages bestieg Fred wieder einmal seinen Kalifa und ritt mit Krause zum Hotel Terrasse, wo die beiden fröhlich Billard spielten. Doch an diesem Abend wurden sie unterbrochen, denn Tammeinesch hatte einen Diener mit der Handlaterne zum Hotel geschickt, der Fred bat, sofort nach Hause zu kommen. Kein Einheimischer durfte nachts ohne brennende Laterne eine Straße betreten noch durch ein Stadttor schreiten; die Sawennjas hätten ihn sonst bis zum Tagesanbruch zurückbehal-

ten. Es gab keine Straßenbeleuchtung außer dem Mondlicht und den Sternen in klaren Nächten. Als Fred mit dem Diener zu Hause anlangte, fand er Tammeinesch in größter seelischer Bedrängnis. Weinend erzählte sie ihm, dass sie am Nachmittag auf dem Marktplatz einen Gefangenentransport auf dem Wege zum «Wuoni-Bit» (Gefängnis) gesehen habe; unter den geketteten Gefangenen sei ihr einstiger Gespan von Hosanna gewesen, der sich vor Leibesschwäche nur mit größter Mühe vorwärtsschleppen konnte. Leidenschaftlich rief sie Fred ins Gedächtnis zurück, was dieser Mann als einstiger Adoptivvater für Jlfaschoa getan hatte und noch tun würde, falls Fred nicht dazwischengetreten wäre. Tief ergriffen von ihrer Treue und Dankbarkeit dem Unglücklichen gegenüber, der einst ihr Geliebter gewesen war, kam sich Fred wie ein Übeltäter vor. Sein Gewissen und sein weiches Herz begannen sich zu regen, und er nahm sich vor, diesem geprüften Manne in irgendeiner Weise beizustehen. Da er bei jedem Minister jederzeit ungehindert vorsprechen konnte, benützte er eine Gelegenheit, um sich beim Justizminister für den Gefangenen ins Mittel zu legen. Er bat vorerst um die Erlaubnis für seine Frau Tammeinesch, den Gefangenen zu besuchen und ihm hin und wieder Geld und Esswaren zu bringen. Einige Zeit später ging er noch weiter, indem er Tammeinesch versprach, sich beim Justizminister für die Begnadigung des Gefangenen einzusetzen; aber er stellte dem Gefangenen die Bedingung, dass er auf seine Blutrache verzichten und den Rest seines Lebens in seiner nordischen Heimat Tigrè verbringen müsse. Fred hielt Wort mit seinem Versprechen, und trotz der Warnung des Justizministers erwirkte er die Begnadigung.

Während der heißesten Jahreszeit, im Januar, konnten die zahmen Elefanten des Kaisers nicht mehr nach ihren Weidgründen am Akakifluss gehen. An Stelle der

Dickhäuter erschien dann Vittaurari Abde Giorgis mit einem großen Gefolge von Milizen und stellte am Akaki ein großes Zeltdach auf. Jeder Soldat trug neben seinem Gewehr eine Sichel bei sich, um Gras für die Heuernte zu schneiden. Das Heu gehörte dem Kaiser und wurde zum Teil in den vielen Stauungen für Futterzwecke verwendet; die Elefanten mussten sich mit dem Rest zufrieden geben. Den Soldaten wurde das Wiesenstück bezeichnet, das sie mit der Sichel zu bearbeiten hatten. Sie zettelten, wendeten und häufelten das geschnittene und rasch gedörrte Gras mit bloßen Händen. Alsdann wurde das Heu zu Haufen getragen, und sobald dies geschehen war, verteilten Sklaven den Milizen und Offizieren in Büffel- und Nashornbecher abgefüllten Tetsch und Talla.

Bei der Heuernte herrschte stets ein fröhliches Tun und Treiben. In diesem Jahr saß Fred unter dem großen Zeltdach neben dem allmächtigen Vittaurari Abde Giorgis und unterrichtete ihn über den Verlauf des griechisch-türkischen Krieges. Er sagte den Türken den Sieg voraus, was einen anwesenden Türkengeneral, der im abessinischen Heer Dienst leistete, mit Stolz erfüllte. Fred wunderte sich immer wieder, dass ein Mann mit einem kranken Körper gleichwohl geistig so rege und überlegen sein konnte wie der Vittaurari, der leprös war, wenn auch zweiten Grades. Er versuchte seine weißen Hautstellen gar nicht zu verdecken, und niemand wagte irgendeine Bemerkung darüber zu machen.

Fred hatte vom Vittaurari den Auftrag erhalten, im Arsenal die österreichischen Maximgewehre schussbereit zu machen. Lidsch Yassu, der Fred während der Montage-Arbeiten im Zeughaus überraschend aufsuchte, um sich über die mechanischen Funktionen der einzelnen Teile belehren zu lassen, lernte im Handumdrehen mit Maschinengewehren umgehen. Als alle Maschinengewehre bereitgestellt waren, ließ Lidsch Yassu sie

durch Sklaven zum Akaki tragen. Als Zielscheibe wurde ein Stoffballen mitgenommen. Mit dem Vittaurari Abde Giorgis, Ato Tassama und dem Mörff-Allegga begaben sich Lidsch und Fred dorthin, um die Maschinengewehre zu probieren. Am einen Ufer mussten Sklaven den Stoffballen entfalten und an Pfählen aufspannen. Fred begann zu schießen, vorerst mit Einzelschüssen, dann mit einer Garbe, um die Streuung auf dem langen Stoffbehang zu kontrollieren. Der Prinz lag neben Fred und zollte ihm Lob; dann machte er sich selbst an die Schusswaffe; er beherrschte alle Handgriffe und traf vortrefflich. Das Geratter und Rütteln bereitete ihm Vergnügen; gern hätte er sämtliche mitgebrachte Munition verschossen, aber der Vittaurari war dagegen.

Als die Waffen gereinigt und im Zeughaus versorgt waren, musste Fred den Kronprinzen nach seinem neuerstellten Gibbi begleiten. Er wurde ins Elfin mitgenommen, und in Gesellschaft von Ato Tassama führten sie ein vertrauliches Gespräch, das mehrere Stunden dauerte. Sie redeten über familiäre Angelegenheiten, Innen- und Außenpolitik sowie über die Möglichkeiten geheimer Einfuhr weiterer Waffen aus dem Ausland. Lidsch Yassu erzählte Fred, dass infolge eines Waffenembargos durch England, Frankreich und Italien keine klassischen Waffen hereingelassen würden. In Djibouti seien über hundert Skodageschütze von 12 und 15 cm Kaliber samt dazugehörender Munition für Dschanho eingetroffen, desgleichen sechs Schweizer 8-cm-Feldgeschütze mit Munition, die auch beschlagnahmt worden seien; der Weitertransport nach Aethiopien sei rundweg verweigert worden. Menelik hatte für diese Geschütze ziemlich viel Geld ausgegeben.

Fred brachte den Thronfolger auf den Gedanken, selbst einmal in Begleitung von Ato Tassama und einem guten Dolmetscher nach Djibouti zu reisen, um mit dem Gouverneur von Französisch-Somali Land zu verhan-

deln und ihm den Vorschlag zu machen, die Freigabe der Geschütze und Munition zu erwägen, für die als Entgelt eine Konzession zum Weiterbau der Bahnlinie von Dirre-Daua nach Addis-Abeba erteilt würde. Menelik hatte diese Konzession aus staatspolitischen Gründen noch nicht erteilt. Im Prinzip war er dem Bahnprojekt nicht abgeneigt, besonders als man ihm die Vorteile einer späteren Bahnverlängerung nach Ganbela vor Augen hielt. Dort wäre dann eine Anschlussmöglichkeit an die geplante Bahnlinie Kairo-Kapstadt vorhanden, wodurch die abgelegenen westlichen Provinzen einen gewaltigen wirtschaftlichen Auftrieb erhalten könnten. Konzessionserteilung und Bahnprojekt hatte man infolge der schweren Erkrankung des Kaisers ruhen lassen. Der Ministerrat, der an seiner Stelle regierte, war Abuna Matheos unbeugsamem Willen unterworfen. Wie der ganze Klerus blieb er konservativ und ein Gegner jedwelcher Reformen, die von den Ferenschis angestrebt wurden.

Lidsch Yassu hatte viel Verständnis für Freds Anregungen; er wollte all das vollbringen, was später von Heilé Selassie ausgeführt werden sollte, nur fehlte Lidsch Yassu jene nötige Rückenstärkung durch eine Weltmacht, die dem späteren Kaiser dann zur Macht verhalf. Stattdessen wurde Lidsch Yassu durch Lawrence verleitet, das Gegenteil von dem zu tun, was er hätte tun sollen. Als Freund der Deutschen und Türken war Lidsch Yassu Lawrence ein Dorn im Auge, und man suchte ihn kalt zu stellen. Fred hatte den Hofintriganten durchschaut, wagte aber nicht, ihn zu denunzieren, weil er sowohl bei Lidsch Yassu als auch beim Ministerrat sehr angesehen war. Fred riet dem Kronprinzen, wegen der Herstellung der Munition einen Amerikaner zu konsultieren, der sich seit langem vergeblich bemühte, eine Audienz beim Ministerrat zu erlangen. Als es dem Amerikaner aufgefallen war, dass Fred ohne weite-

res an den Ministerratssitzungen teilnehmen konnte, hatte er ihm sein Anliegen unterbreitet, in Addis-Abeba eine Munitionsfabrik zu bauen. Fred hatte dem Amerikaner versprochen, seine Sache gelegentlich vorzubringen, und nun hatte er sein Wort eingelöst. Lidsch Yassu erklärte sich bereit, mit dem Vittaurari darüber zu sprechen.

Hierauf verabschiedete sich Fred. Er wurde gebeten am nächsten Tag wiederzukommen und mit dem Kronprinz zu speisen. Ato Tassama, Sekretär und Vertrauensmann des Kronprinzen, gab der Leibgarde Anweisung, Fred zu jeder Zeit ungehindert ins Elfin einzulassen.

Am folgenden Tag sprachen Lidsch Yassu und Fred über das mutmaßliche Befinden Meneliks, weil Fred gern Bescheid haben wollte, was von dem Gerede im Volk Wahrheit und Phantasie war. Die einen behaupteten, der Kaiser sei gestorben; andere wollten ihn lebend auf seinem Balkon gesehen haben. Der Kronprinz versicherte Fred, dass sein Großvater weder gestorben noch auf dem Balkon gesehen worden sei. Die Palastwache Meneliks habe den Versuch gemacht, das neugierige Volk zu beruhigen, indem sie an des Kaisers Stelle auf dem Balkon eine Strohpuppe aufstellen ließen. Man hatte der Puppe einen Filzhut so tief über den Kopf gestülpt, dass vom Gesicht nichts zu sehen war. Es gab Leute, denen die Täuschung auffiel; ihre späteren Aussagen hätten zu den phantastischen Gerede und Flunkereien geführt, weswegen weitere Täuschungen unterblieben. Einzelheiten über Meneliks Befinden und die Vorgänge in seinem Privat Gibbi konnte ihm selbst Lidsch Yassu nicht erzählen. Er versicherte Fred, er werde über kurz oder lang den wahren Sachverhalt enthüllen. Es war Lidsch Yassu nicht gleichgültig, wie sein Großvater von der gefangen gehaltenen Taitu gepflegt wurde. Die gewaltsamen Mittel, denen er sich dann be-

diente, wurden ihm vom Hofintriganten in hinterlistiger Absicht angeraten. Leider gehorchte ihm der ahnungslose Lidsch Yassu, weil er im Glauben war, von einem ehrlichen und aufrichtigen Freund beraten zu sein.

Fred lenkte das Gespräch auf die Vorfahren des Kronprinzen und die Geschichte des Landes, von der er bisher nur wenig wusste. Bereitwillig erzählte ihm Lidsch Yassu, dass Sahla Selassie, König von Schoa, vor rund hundertdreißig Jahren seinem Enkel Sahle Mariam in die Augen blickte und auf dem Sterbebett zu seiner nächsten Umgebung sagte: «Achtet auf dieses merkwürdige Kind!»

«Mein Urgroßvater, König Hailé Melekit von Schoa», fuhr Lidsch Yassu fort, «hat beim bloßen Versuch, sich gegen den Negus Negest Theodor von Makalle aufzulehnen, eine solche Niederlage erlitten, dass er alles samt Krone verlor. Mein Großvater wurde als Geisel an den Hof des Siegers verschleppt und dort mit den Kindern von Würdenträgern erzogen. Negus Negest Theodor fand Gefallen an Sahle Mariam und gab ihm seine eigene Tochter zur Frau. Als es mit Theodors Macht anlässlich des Einzugs einer britischen Strafexpedition in Magdala zu Ende ging, soll Sahle Mariam den unglücklichen Negus im Stich gelassen haben, um nach Ankober zu fliehen. Kaum angelangt, ernannte ihn das Volk zum König, weil er der Erbe des Herrscherhauses von Schoa war. Sahle Mariam, nun Negus Menelik von Schoa, unterordnete sich dem Nachfolger Theodors, dem Kaiser Johannes von Makalle. Als Aegypter und Mandisten Johannes ernstlich bedrohten, begann mein Großvater Menelik, seine Zukunftspläne langsam zu verwirklichen.»

Lidsch Yassu erzählte weiter vom ersten Italienisch-Abessinischen Kriege im Jahr 1887 unter Kaiser Johannes.

«Während des schwierigen Zweifrontenkrieges mit

Italienern und Mandisten erlag Johannes seiner schweren Verwundung, die er im März 1889 auf dem Schlachtfeld erlitten hatte. Der Heldentod des Kaisers Johannes änderte plötzlich Aethiopiens Lage, weil mein Grossvater Menelik nunmehr die Macht an sich riss. Er ließ sich am 9.März 1889 in Entotto zum Negus Negest (König der Könige) von Aethiopien krönen.

Der sterbende Kaiser Johannes hatte seinen Sohn, Ras Mangascha von Makalle, zu seinem Nachfolger bestimmt. Menelik zog gegen ihn zu Felde und besiegte ihn, versöhnte sich aber mit dem Prätendenten und gewährte ihm Titel und Rechte als Ras über Tigr.

Die Feindseligkeiten der Italiener und Mohammedaner gegen Aethiopien dauerten an, nachdem Menelik die höchste Würde eines Kaisers angetreten hatte. Um einen Zweifronten-Krieg zu vermeiden, rechnete er vorerst mit dem gefährlichsten Gegner ab, weil es darum ging, dass Aethiopien christlich blieb. Die Abwehr der Halbmond-Gefahr war eine Existenzfrage für das ganze Reich. Menelik zog es deshalb vor, sich den Italienern vorübergehend unterzuordnen, damit wenigstens sie ihre feindlichen Handlungen gegen ihn einstellten. Im Feldlager zu Tjtschali liess er einen Vertrag in magyarischer Abfassung aufsetzen und vor dem bevollmächtigten Marchese Pietro Antonelli lesen. Nach Genehmigung unterzeichnete ihn Menelik schweren Herzens, denn er war demütigend für ihn und sein Volk. Artikel siebzehn dieses Vertrages ließ dem Negus die Möglichkeit offen, sich bei Verhandlungen mit anderen Mächten der Unterstützung König Umbertos zu bedienen. Es blieb seinem Willen überlassen, die Vermittlung der italienischen Diplomatie anzurufen oder nicht.

Die Italiener legten jedoch den Wortlaut des siebzehnten Artikels willkürlich aus. Sie behaupteten, Menelik hätte sich unter ihre politische Schutzherrschaft gestellt, und betrachteten Abessinien als ihre

Kolonie! England, das nicht besser dachte und handelte, war die einzige Macht, welche die italienische Willkür guthieß und sie in der Berliner Konferenz 1889 sanktionierte. Russland und Frankreich waren dagegen. Der Zar setzte sich sogar mit aller Energie für Aethiopien ein und verlangte die völlige Unabhängigkeit des Landes. Die Italiener drangen darum mit ihren Ansprüchen nicht durch; eine internationale Anerkennung des italienischen Protektorates über Abessinien wurde ihnen verweigert. Gleichwohl beharrten sie auf der Abhängigkeit Abessiniens, indem sie sich auf den siebzehnten Artikel des Vertrages von Utschali beriefen. Die Italiener hatten den Vertrag durch Machiavelli, den ‚traditore und traduttore', vom Magyarischen ins Italienische übersetzen lassen und dabei die im siebzehnten Artikel erwähnte ‚Möglichkeit' mit Verpflichtung übersetzt. Als Menelik von dieser falschen Auslegung Kenntnis erhielt, wandte er sich in guten Treuen in einem Handschreiben an König Umberto, indem er sich ausdrücklich auf die mit dem Marchesen getroffene Vereinbarung berief. Als er von Rom einfach ignoriert wurde, schrieb er an den Präsidenten Sadi-Carnot, betonte die Unabhängigkeit Aethiopiens gegenüber dem Ausland und machte ihn auf die falsche Vertrags-Uebersetzung der Italiener aufmerksam. Weder in Rom noch in London fanden Meneliks Proteste Gehör. Großbritannien ging noch weiter und anerkannte Italiens Ansprüche auf abessinische Gebietsteile, die von jeher zu Abessinien gehört hatten. Ein zweiter italienischenglischer Vertrag erweiterte Italiens Ansprüche auf Aethiopien, indem man die ureigensten Gebiete von Tigrè einfach als zur italienischen Kolonie Eritrea gehörend bezeichnete. Hierauf richtete Menelik ein Rundschreiben an sämtliche Mächte, von denen er umgeben war, und schrieb unter anderem voll Groll: ‚Ich habe nicht die Absicht, gleichgültig zuzusehen, wenn von fernher

Mächte kommen mit der Absicht, Afrika aufzuteilen, nachdem Aethiopien länger als vierzehn Jahrhunderte eine Insel des Christentums unter Heiden gewesen ist. Da der Allmächtige Aethiopien bis zu dieser Stunde beschützt hat, habe ich das Vertrauen, dass er es auch in Zukunft schützen wird. Ich bin sicher, dass er niemals zugeben wird, dass Aethiopien zwischen anderen Mächten aufgeteilt werde.'

Auch dieses Rundschreiben fand in Rom nicht die geringste Beachtung, im Gegenteil, die Italiener ließen Truppen die Landesgrenze überschreiten und besetzten große Gebietsteile von Tigrè. Als Menelik als Gegenmaßnahme den Schweizer Ilg, seinen ergebenen Minister, beauftragte, neben den römischen Münzen mit dem Bildnis des Königs Umberto, ‚Prottetore di Etiopia', abessinische Briefmarken mit dem Bild Meneliks in Verkehr zu bringen, gerieten die Italiener in Harnisch und nannten den Kaiser einen anmaßenden afrikanischen Häuptling. Beim Vertragsabschluss in Utschali hatten die Italiener Menelik neben einer Anleihe achtunddreißig tausend Gewehre, achtundzwanzig Gebirgshaubitzen und große Mengen Munition gegeben, um ihm die Vertragsunterschrift zu erleichtern. Für welchen Zweck er diese Mittel verwendete, sollten die großzügigen Geld- und Waffengeber bald genug erfahren!

Bereits fünf Jahre später war Menelik in der Lage, die ganze Anleihe zurückzuerstatten; denn er wollte verhüten, dass Italien aus finanziellen Gründen irgendwelche Rechts-ansprüche auf abessinisches Gebiet geltend machen könne. Gleichzeitig kündigte er den unheilvollen Vertrag von Utschali und gab den Mächten zu verstehen, dass er entschlossen sei, die Unabhängigkeit seines Reiches bis zum äußersten zu verteidigen.»

Lidsch Yassu erzählte dem gespannt zuhörenden Fred auch vom Ausbruch der Feindseligkeiten im Jahr

1896, von der klugen Strategie Meneliks, erwähnte die tapferen Heerführer Ras Makonnen und Ras Mangascha von Tigrè, ferner das mutige Auftreten der kaiserlichen Amazone Taitu, die mit zweihundert Reitern zum Sieg der Schlachten auf Aduas Gründen entscheidend beitrug. Von Taitu wusste er noch zu erzählen, dass sich ein hoher italienischer Offizier vor einem anderen gebrüstet hatte, Taitu persönlich gefangen zu nehmen, um sie zu seiner Konkubine zu machen. Dieser Offizier geriet in Gefangenschaft. Taitu liess ihn in ihr Zelt führen und befahl ihm, sich zu entkleiden. Dann sagte sie zu ihm: «Wie ich sehe, hat man dich verschont und nicht wie andere Gefangene entmannt. Ich habe von deiner Prahlerei gehört, und jetzt liegt dein Leben in meiner Hand! Nun zitterst du am ganzen Leibe, du feiger Hund!» Mit Verachtung ließ sie ihn wegführen und gab Befehl, ihm kein Leid anzutun!

Nach diesem Geschichtsunterricht nahm Fred Abschied von Lidsch Yassu und Ato Tassama. Als neues Treffen wurde der kommende Sonntag bestimmt, an dem er wieder mit Lidsch Yassu essen sollte.

Am folgenden Tag ritt Fred auf Imperator über den Marktplatz. Beim Bettenmarkt schaute er durch einen halb geöffneten Vorhang in das Innere einer einheimischen Schenke. Obwohl sie ihm den Rücken zukehrte, erkannte er Tammeinesch, die an einem Tisch saß und eine lebhafte Unterhaltung führte. Ihren Gesprächspartner vermochte er nicht zu sehen.

Er hielt sein Pferd an und rief sie bei Namen. Wie von der Tarantel gestochen schnellte sie hoch und schaute sich nach dem Rufer um. Kaum hatte sie Fred erblickt, da er-schien auch schon ihr Gesellschafter unter dem Türvorhang. Als er Fred sah, Biß er sich mit hasserfüllten Blicken in die Finger und schrie ihm erneut Blutrache zu: «Dämi, dämi, dämi!» Fred stieg vom

Pferd, hielt die Zügel in Händen und trat zu einem Sawennja, ohne den gefährlichen Widersacher aus den Augen zu lassen. Mit «Ba Menelik amlak!» forderte er den Sawennja auf, ihm zu folgen und einen Mann zu verhaften. Zwei andere Sawennjas, die hinzukamen und Fred kannten, folgten ihm auf der Stelle. Der Tigreaner war immer noch in lebhaftem Gespräch mit Tammeinesch. Als er Fred in Begleitung der Sawennjas herbeikommen sah, flüchtete er. Da beschwor Fred von neuem die Sawennjas: «Ba Menelik amlak! Bei der Seele Meneliks, haltet den Mann fest!» und zeigte auf den enteilenden Bluträcher. Er selbst schwang sich auf sein Pferd und sprengte ihm nach, um ihm den Weg zu versperren. Einige Leute, die den Vorgang beobachteten, hielten den Fliehenden auf, in der Meinung, es handle sich um einen Dieb. Die hinzugeeilten Sawennjas bemächtigten sich des Mannes und wollten ihn vor einen Schnellrichter führen. Fred aber beharrte darauf, dass der Festgehaltene ins Gibbi des Justizministers abgeführt werden müsse, weil er kein gewöhnlicher Verbrecher sei.

Fred wurde beim Minister sogleich empfangen und brachte seine Anklage gegen den begnadigten Tigreaner vor. Etwas grollend fuhr ihn der Minister an: «Eigentlich sollte man jetzt dich bestrafen, weil du mir nicht gehorchen wolltest, als ich dich dringend warnte, den Mann nicht zur Amnestie zu empfehlen.» Der Bluträcher wurde auf der Stelle in Ketten gelegt und nach dem Gefängnis abgeführt. Obwohl Freds Misstrauen gerechtfertigt war, gestattete er Tammeinesch, den Mann im Gefängnis zu besuchen und ihm Nahrung zu bringen; doch da er durch den neuesten Vorfall gewitzigt war, suchte er nun eine günstige Gelegenheit, um Jlfaschoa, die inzwischen von der Mutterbrust entwöhnt war, ohne Tammeineschs Wissen der Obhut einer Vertrauensperson zu übergeben.

Als er einige Tage später mit Otto Krause, dem Chauffeur des Kaisers, Billard spielte, und Frau Terrasse zu ihnen trat, um sie zu begrüßen, klagte er ihr seine Sorgen. Frau Terrasse war der Meinung, dass er sein Kind am besten zur französischen Mission brächte; denn bei den Nonnen wäre es wirklich gut aufgehoben. Der Rat gefiel ihm; er begab sich in der folgenden Woche nach der Mission und besprach den Fall mit der Oberin. Sie erklärte sich bereit, das Kind zur Pflege und Erziehung aufzunehmen, und er war einverstanden, monatlich 300 Taler zu bezahlen. Auf seine besorgte Frage, ob Jlfaschoa in der Mission auch gegen jeden fremden Zugriff gesichert sei, erhielt er die beruhigende Antwort, dass selbst der Kaiser nicht die Befugnis habe, den Nonnen ein von einem Europäer anvertrautes eigenes Kind wegzunehmen. Somit konnte weder der Tigreaner noch Tammeinesch, die Mutter, Jlfaschoa entführen. Eine Gelegenheit, das Kind hinter Tammeineschs Rücken nach der Mission zu bringen, führte das Schicksal durch politische Ereignisse herbei, die Freds Hoffnungen und Pläne im Nu über den Haufen warfen.

Fast jeden Tag kam Fred mit Lidsch Yassu zusammen oder mit dessen Sekretär Ato Tassama. Der Kronprinz übermittelte ihm Grüße von seinem Vater, Ras Mikael, der ihm, sein Versprechen einhaltend, ein prächtiges Pferd als Geschenk überreichen ließ. Lidsch Yassu erzählte ihm viel von seinem Vater, der vor der Unterwerfung durch Menelik mosleminischer Negus in Wollo gewesen war. Nachdem Menelik ihn besiegt und ihm seine älteste Tochter aus erster Ehe zur Frau gegeben hatte, trat Ras Mikael zum Christentum über. Menelik selbst hatte ihn zum Ras ernannt und über sein angestammtes Land als Gouverneur eingesetzt. Lidsch Yassu beteuerte, dass sein Vater seit seiner Verheiratung ein treuer und ergebener Diener Meneliks geblieben sei. Im Vertrauen teilte er Fred mit, dass sein



britischer Freund ihm angeraten habe, sich eng an die mosleminischen Völkerschaften Aethiopiens zu binden, weil er dadurch eine Brücke schlagen könne zwischen den stets im Kampfe liegenden Religionen. Sein Prestige werde dann ins Unermessliche steigen.

Als Ato Tassama und Fred einmal zusammensaßen, erzählte ihm Tassama eine tolle Geschichte von Lidsch Yassu, die zu einem Skandal ausgeartet war und später, nach seinem Tode, zu maßlosen Übertreibungen seiner angeblich charakterlich bedingten Entgleisungen führte. Fred hätte die Geschichte nicht geglaubt, wenn er sie durch einen anderen gehört hätte.

Der «Freund und Berater» britischer Herkunft hatte den von England verpönten, deutsch- und türkenfreundlichen Thronfolger Meneliks angeregt, sich noch vor seiner Thronbesteigung eine weiße Frau als Gattin zu wählen. Aus Neugier, einmal eine weiße Frau näher kennenzulernen, hatte Lidsch Yassu ihn beauftragt, ihm diskret eine jüngere, hübsche Europäerin in sein Elfin zu bringen. Fred traute seinen Ohren nicht, als er von Tassama vernahm, dass diese Europäerin Frau Dr. Katz aus Furi gewesen sei. Da Tassama bei Frau Dr. Katz ein gern gesehener Gast war, war es ihm ein leichtes, sie für das Abenteuer anzulocken, ohne dass ihr Mann etwas davon wusste. Sie verlangte einen Bankscheck, der sie um zehntausend Taler reicher machen sollte. Der Engländer stand dieser Affäre Gevatter, indem er Katz am fraglichen Abend zu einem Fest einlud, bei dem nur Herren Zutritt fanden. Währenddessen war Frau Katz in «diskreter Mission» abwesend. Sie beging einige Tage später den großen Fehler, in der Zerstreutheit den Bankscheck, den Lidsch Yassu unterschrieben hatte, auf ihrem Nachttisch liegenzulassen. Ihr Mann war nicht wenig erstaunt, als er den Scheck sah. Ohne seine Frau zur Rede zu stellen, begab er sich in die ein-

zige Bank der Stadt, um den Betrag abzuheben. Er hatte Pech; weder die Bank noch irgendein Minister nahm den Scheck an, und bei Lidsch Yassu wurde er nicht vorgelassen. Vittaurari Abdd Giorgis brachte die Angelegenheit vor den Ministerrat, der Lidsch Yassu zur Rede stellte. Dieser bekannte, weshalb er den Scheck ausgestellt hatte. Katz wurde herbeigerufen, und Abde Giorgis gab ihm zu verstehen, dass der Scheck wertlos sei, weil das Geld dem Staat und nicht dem Kronprinzen gehöre, und dass er nicht berechtigt sei, Staatsgelder für private Zwecke zu verwenden. Übrigens, fuhr der Minister fort, sei es im Lande üblich, dass die Gunst einer Dirne mit einem «Schito» (Parfüm) vergolten werde. Da Frau Dr. Katz Lidsch Yassu einen nächtlichen Besuch abgestattet habe, sei anzunehmen, dass sie ihr Schito verdient habe, und sie könne es dem «Knabenprinzen» abfordern.

Das Abenteuer war wenig romantisch ausgefallen, und das Ehepaar Katz erntete nur Schmach und Schande, während auch Lidsch Yassus Prestige eine Einbuße erlitt. Der Abuna Matheos, der Vittaurari, der Negadrass Heilé Giorgis und andere dem Thronfolger ergebene Minister sorgten für die Unterdrückung von weiterem Gerede.

Dass der erst vierzehnjährige Thronfolger einigermaßen extravagant, impulsiv und doch naiv war, erkannte Fred aus gewissen Äußerungen. Er war im Gegensatz zu anderen Fürstensöhnen sehr gesprächig, sagte frei von der Leber weg, was er dachte, ohne zu überlegen, wem gegenüber er sich äußerte, und dies wurde ihm zum Verhängnis. So sagte er einmal zu Fred: «Wenn ich die Regierung übernehme, lasse ich die Diebe nicht mehr hängen, sondern ihnen die Augen ausstechen, damit sie als Blinde nicht mehr stehlen können!»

Zu Meneliks Regierungszeiten war es noch üblich gewesen, einem Dieb nach dem ersten Diebstahl eine

Hand abhacken zu lassen und nach einem Rückfall den Fuß auf der anderen Körperseite. Trotzdem wurde weitergestohlen; je mehr Fremde ins Land kamen, desto mehr Diebstähle kamen vor. Aus diesem Grunde wollte Lidsch Yassu gegen das Diebespack noch schärfer vorgehen. Er behauptete, dass selbst das Aufhängen auf öffentlichen Plätzen bei asozialen Menschen gar keinen Eindruck hinterlasse. So erzählte er Fred einen krassen Fall von einem unverbesserlichen Dieb aus dem Gurage-Land, der in Addis Abeba einer Hinrichtung auf dem Marktplatz beiwohnte und sich nicht scheute, einem Nebenstehenden, der ergriffen den am Baume baumelnden Dieb betrachtete, Patronen aus dem Gürtel zu stehlen. Der Mann wurde in flagranti erwischt und von dem noch anwesenden Gerichtshof sofort am selben Ast aufgehängt.

Obwohl Lidsch Yassu erklärt hatte, er werde den Dieben die Augen ausstechen lassen, glaubte Fred nicht, dass er später als Kaiser so handeln würde. Hingegen traute er ihm zu, dass er imstande wäre, mit Maximgewehren auf lebende Schankalla zu schießen anstatt auf ein Tuch wie damals beim Ausprobieren der Waffe.

Lidsch Yassu konnte grausam sein, ohne sich dessen bewusst zu werden; andererseits hatte er mit Alten, Gebrechlichen und Kranken größtes Mitleid. Fred führte seine Äußerungen auf den Einfluss seines britischen Ratgebers zurück, der nichts anders vorhatte, als den Untergang des Thronfolgers in die Wege zu leiten. England wünschte sich einen mit den Briten sympathisierenden Nachfolger auf dem verwaisten Thron des Löwen von Juda. Thronanwärter gab es zur Genüge, die an Stelle des deutsch- und türkenfreundlichen Lidsch Yassu die Rolle eines Kaisers übernehmen konnten. Da war der sechs Jahre ältere Sohn des Ras Makonnen aus Harrar, der schon als Neunzehnjähriger die Provinz

Ogaden mit gutem Geschick verwaltete; außerdem Sium, Sohn des verstorbenen Ras Mangascha, der als Enkel des einstigen Negus-Negest Johannes von Tigr6 kaiserlichen Geblütes war. In vieler Beziehung waren diese beiden vorteilhaftere Thronprätendenten für die koptisch-christliche Kaiserkrone. Der äthiopische Klerus, mit Ausnahme seines Hauptes Abuna Metheos, wünschte sich einen Kaiser, dessen Vorfahren bis weit zurück immer koptische Christen gewesen waren.

Lidsch Yassu ließ sich von seinem britischen Berater dazu verleiten, sich den Zugang zum kranken Großvater zu erzwingen. Der Enkel pochte auf seine Rechte, sich vom Befinden und von der Pflege des Kranken selbst zu überzeugen. Umsonst warnten ihn der Abuna, der Vittaurari und die meisten Minister vor dieser tollkühnen Unternehmung. Der fremde Hofintrigant kannte den Inhalt des kaiserlichen Testamentes und benutzte dieses Wissen, um den Thronfolger langsam, aber sicher unschädlich zu machen. Skrupellos scheute er sich nicht, Lidsch Yassu irrezuführen. Der Kronprinz kannte den Wortlaut des großväterlichen Testamentes nicht, das gewisse Bedingungen und Vorbehalte zur Nachfolge seines Thrones enthielt; nur wenige hatten Kenntnis davon. Eine dieser Bedingungen lautete, dass unter keinen Umständen jemand das Privat Gibbi während seiner Krankheit betreten dürfe. Der Abuna Matheos und der gesamte Ministerrat waren dafür verantwortlich. Die Palastwache des Kaisers hatte strikten Befehl, auf jedermann zu schießen, der es wagen sollte, dieser Weisung zuwiderzuhandeln, und wäre es auch des Kaisers eigener Enkel, der Thronfolger.

Längst pfiffen es die Spatzen von den Dächern, dass der Kronprinz beabsichtige, eine weiße Frau mit sich auf den Thron zu nehmen; doch waren es Gerüchte, die böse Mäuler absichtlich verbreitet hatten. Von klerikaler Seite hielt man Lidsch Yassu vor, dass er trotz Taufe

im Herzen Moslem sei. Der Umstand, dass Lidsch Yassu mit den Moslems auf gutem Fuß zu leben gedachte, bestärkte diesen Verdacht.

Adlige, Heerführer und andere hervorragende Personen, die Lidsch Yassu wohlgesinnt waren, begannen sich in zwei Lager zu teilen. Die einen waren für, die anderen gegen ihn eingestellt. Leider hörte der Jüngling nicht auf die wohlgemeinten Ratschläge des Abunas und ebenso wenig auf die berechtigten Warnungen seines Vaters Ras Mikael.

Eines Tages geschah das Unerhörte. Lidsch Yassu ließ an der hohen Umfassungsmauer, die das äußere Gibbi vom inneren trennte, Leitern anstellen. Einige Getreue erstiegen sie, um die Palastwache zu ermuntern, Lidsch Yassu das Tor zu öffnen. Der Enkel Dschanhoes wollte allein, ohne jegliche Begleitung seinem Großvater einen Krankenbesuch abstatten. Kaum hatten die wenigen unbewaffneten Parlamentarier die Zinne der Mauer betreten, da krachten von innen Schüsse. Tödlich getroffen sanken die drei Männer mit ihrer weißen Fahne von der Mauer hinab. Als Vergeltungsmaßnahme begann hierauf eine hitzige, blutige Palastrevolution von kurzer Dauer. Mit rasender Schnelligkeit verbreitete sie sich bis in die Stadt. Viele Europäer flüchteten auf ihre Gesandtschaften und Konsulate, die von eigenen Garden bewacht wurden. Während des größten Durcheinanders, bei dem mit blanken Waffen vorgegangen wurde, sprengte ein Reiter zu Freds Gehöft. Der Balamberas, sein Vorgesetzter, übermittelte ihm den Auftrag, unverzüglich nach dem Zeughaus zu kommen. Wenige Minuten später brachte Gabra Giorgis den gesattelten Kalifa, und Fred schwang sich aufs Pferd. In gestrecktem Galopp eilte er dem Haupttor des Gibbis zu. Beim Postgebäude sprengte ein Abessinier auf ihn los, hob den Krummsäbel hoch über seinen Kopf und schlug ihm den Helm ab. Fred ließ den Helm

liegen und galoppierte weiter, ohne den ihn verfolgenden Reiter zu beachten. Fortwährend krachten an allen Ecken und Enden Gewehrschüsse. Als er durch das Menschengewirr reiten musste, war es ihm unmöglich, Freund und Gegner dieser Palastrevolution zu erkennen. Beim Zeughaus ließ ihn der Mörff-Allegga sofort hinein und gab ihm den Auftrag, mit Sklaven, welche Zeughaus und Schatzkammer bewachten, in beiden Gebäuden vor den Fenstern Maschinengewehre aufzustellen und auf jedermann zu schießen, der sich zu nahe heranwagte. Kaum hatte Fred den Auftrag beendet und selbst an einem Maschinengewehr in der Schatzkammer Posten gefasst, so begann es über seinem Kopf zu rattern. Eine Garbe aus einem gegnerischen Maschinengewehr hatte das Wellblechdach durchlöchert. Als es ruhiger wurde, kam Fred mit seinem Vorgesetzten in ein vertrauliches Gespräch. Er vernahm, dass dieser vom Kaiser selbst in sein Amt eingesetzt worden sei, und dass er als Vertrauensmann mit dem Garde-Obersten in ständigem Verkehr stehe. Es wurde ihm auch gesagt, dass Lidsch Yassu keinerlei Waffen aus dem Zeughaus, noch Sachen aus der Schatzkammer holen lassen dürfe. Fred wusste jedoch bestimmt, dass der Thronfolger dies gar nicht beabsichtigte. Vom Balamberas erfuhr er weiter, dass sich die Kaiserin durch den deutschen Arzt, Dr. Steinkühler, Gift beschafft hatte. Sie hatte versucht, ihren eigenen Gatten damit umzubringen, um selbst regieren zu können. Es war ihr aber nicht gelungen, weil Meneliks Konstitution der Wirkung des Giftes widerstanden habe, doch sei er in der Folge auf der linken Körperseite gelähmt worden, so dass er sich nicht vom Bett erheben könne. Als Kaiserin Taitu als Gattenmörderin entlarvt worden war, wollten Meneliks Diener sie umbringen. Der Kaiser verfügte jedoch, dass sie ihn fortan als Gefangene zu pflegen habe, und gebot, keinen Arzt an sein Krankenbett zuzu-

lassen. Den Garde-Obersten habe er beauftragt, die Kaiserin bei seinem Ableben keinen Augenblick länger am Leben zu lassen, sondern ihr, das gleiche Gift, das sie ihm verabreicht hatte, aber in doppelter Menge einzugeben. Seine Tochter, Woisero Zauditu, ließ er im Kloster zu Magdala internieren. Für die Dauer seiner Krankheit setzte er einen Ministerrat ein, dem auch der Abuna als Vertreter der Kirche angehörte. Sein Enkel, den er zu seinem Thronfolger bestimmt hatte, musste sich diesem obersten Rat ebenfalls unterordnen. Er hatte seinem Garde-Obersten, einem bewährten Vittaurari, den strikten Befehl gegeben, auf jedermann zu schiessen, der in sein Privatgut einzudringen versuchte, niemand durfte ihn besuchen, selbst sein verhätschelter Enkel nicht.

Fred fragte den Mörff-Allegga, ob denn Dr. Steinkühler gewusst habe, für welchen Zweck Taitu das Gift verlangt hatte. Der Mörff-Allegga verneinte und fügte hinzu, Taitu sei nicht so naiv gewesen, sich dem Arzt anzuvertrauen. Fred wollte weiter wissen, wie es dem kranken Kaiser gehe, und da bekam er die Antwort, dass dieser starke Schmerzen zu erdulden habe und zeitweise nicht mehr bei Verstand sei. Er sei nun beidseitig gelähmt, und seine Eingeweide hätten sich derart verkrampft, dass sich der Inhalt des Mastdarmes durch die Speiseröhre entleere, so dass stündlich mit seinem Ableben zu rechnen sei. Der Giftbecher stünde für Taitu bereit.

Zwei Tage nach der Palastrevolution im Jahre 1913 erlöste endlich der Tod den schwerkranken Kaiser Menelik II., den Gründer des Äthiopischen Reiches. Ohne Wehklage und bei vollem Bewusstsein starb er. Beim letzten Atemzug des Kaisers reichte der Vittaurari der Kaiserin den Giftbecher, damit sie sich selbst umbringe. Da sie zaghaft damit umging, goss ihr der Vittaurari den Inhalt des Bechers gewaltsam in den Mund, um sie

gleichzeitig mit ihrem Opfer sterben zu lassen.

Lidsch Yassu wurde vom Ministerrat mit Gibbi-Arrest bestraft; mehr wagte man nicht gegen ihn zu unternehmen wegen seines mächtigen Vaters. Der Hinschied des großen Kaisers wurde aus Furcht vor ausbrechenden Unruhen niemals offiziell bekannt gegeben. Außer der Palastwache wussten es nur sieben Personen. Zum Schweigen verpflichtet, durften sie die Tatsache auf keinen Fall weiterverbreiten. Fred war es höchst unangenehm, dass er zu diesen Eingeweihten gehörte; denn wäre etwas verlautbart, so hätten Fred, der Balamberas und die übrigen Mitwisser nicht mehr lange gelebt.

Fred besuchte des Kaisers Schatzkammer, wo in einem gläsernen Schrein die Kaiserkrone aufbewahrt wurde. Den Thronsessel hatte Menelik nicht geschätzt, im Alltag benützte er dieses Prunkstück nicht. Er war weit demokratischer gesinnt als der heutige Negus Negeste Haue Selassie. Nur bei höchst zeremoniellen Anlässen wurden die Thronsessel vom Staub befreit und an den gewünschten Platz gebracht. Am liebsten saß Menelik wie ein gewöhnlicher Abessinier auf einer Allga.

In einem Winkel, im indirekten Sonnenlicht, sah Fred zu seinem Erstaunen ein Ölgemälde in Lebensgröße, das Kaiser Wilhelm II. darstellte. War es eine Ironie des Schicksals? Das eingerahmte Bild war auf den Kopf gestellt, so unbeachtet wie viele andere unnütze Gegenstände, die herumlagen. Auf dem Bild trug Wilhelm II. weiße Hosen und hohe schwarze Stiefel, die weit übers Knie ragten. Seine Uniform war mit Orden besät. Die Pickelhaube hielt er in augenfälliger Pose unterm Arm.

Fred gewahrte noch viele andere Bilder und Photographien der damals regierenden Monarchen. Auch diese waren ohne jeden Respekt über- und nebeneinander auf einen Haufen geworfen. Sicher hatte Menelik seine Schatzkammer lange nicht mehr betreten, sonst hätte es hier wohl anders ausgesehen. Von vielen der aufge-

stapelten Dinge wussten weder die diensttuenden Sklaven noch der Balamberas oder sonst jemand, wozu sie überhaupt dienten. Menelik hatte mit den indischen Großkaufleuten Mohammed-Ali und Akber-Ali einen Warenlieferungsvertrag abgeschlossen, nach dem sie ein monatliches Warenquantum zu einem Pauschalpreis liefern mussten. Wahrscheinlich wussten die Inder selbst nicht mehr, was sie noch liefern könnten. So verlangte Fred von seinem Vorgesetzten eines Tages Gewehrfett, worauf ihm der Balamberas eine Menge Dosen mit gelber Schuhcreme zeigte. Lachend erklärte ihm Fred, für welchen Zweck sie gedacht waren. Der Balamberas erwiderte lakonisch, dass man das Zeug bisher immer als Waffenfett benützt habe, und es habe sich als durchaus zweckdienlich erwiesen. Als Fred eine Woche nach der Palastrevolution beim Kriegsminister Abde Giorgis vorsprach, fiel es ihm peinlich auf, dass er kühl und unachtsam empfangen wurde. Ein ergebener Agafari des Ministers klärte ihn insgeheim auf, dass sein Onkel aus Hosanna inzwischen beim Minister vorgesprochen und sich beklagt hatte, dass Fred ihn finanziell ruiniert habe. Er solle Ansprüche auf einen Teil seines Verdienstes geltend gemacht haben.

Der Onkel hatte Freunde am Hof Lidsch Makonnens in Harrar, wo er früher, als dessen Vater noch gelebt hatte, von Minister Ilg als Direktor des äthiopischen Postwesens eingesetzt worden war. Er hatte den Posten jedoch aufgeben müssen, als die Franzosen die Konzession hierfür erhielten. In Addis Abeba befanden sich etliche Würdenträger vom Hof Makonnens, die beim Vittaurari die Ansprüche des Onkels befürworteten.

Der Agafari fügte hinzu, dass der Minister unwillig geworden sei, weil Fred seinen Onkel nie erwähnt hatte. Der Vittaurari folgerte daraus, dass Fred es möglicherweise aus schlechtem Gewissen getan habe. Trotzdem war er nicht geneigt, dem Ansuchen des Onkels zu ent-

sprechen, verfügte aber, dass Fred auf Monatsende abgesetzt werde, weil seine Dienste entbehrlich geworden seien. Da Lidsch Yassu und Ato Tassama kaltgestellt waren, konnten sie Fred nicht beistehen.





9. KAPITEL

Etwas Neues bietet sich - Abschied von Ilfaschoa - Beim Bahnbau - Der Onkel bessert sich nicht - Odyssee in Arussi und im Lande der Dankali - Die Schreckensnacht von Meta-Hara - Rettung aus höchster Not - Bei Walter Schabelitz in Kora - Fred als Zugführer - Ein Hyänenüberfall in Mehesso - Der schwarze Sonntag vom 13. Juli 1913 - Abenteuer beim Begräbnis eines Bremsers – Ein schöner Auftrag

Eines Abends vernahm Fred bei Herrn Terrasse im Hotel, dass der Ministerrat die Konzession zum Weiterbau der Bahnlinie von Dirre-Daua nach dem Hawasch und von da nach Addis Abeba der Eisenbahngesellschaft «Franco-Ethiopien» erteilt habe, und dass mit der Arbeit von Addis Abeba aus bereits begonnen worden sei.

Fred rieb sich bei dieser Nachricht die Hände; denn er glaubte fest, dass man ihn mit seinem Arbeitswillen und seinen Sprachenkenntnissen dabei gebrauchen könne. Unverzüglich meldete er sich beim französischen Chef-ingenieur der Eisenbahngesellschaft, und wie erwartet wurde er auf der Stelle angenommen. Er entledigte sich sogleich aller seiner Habseligkeiten und seiner Pferde. Kalifa schenkte er seinem Diener Gabra Giorgis, dem ehemaligen Gefährten des unübertrefflichen Dieners Kalifa. Tammeinesch schickte er auf den Markt; sie sollte ihrem gefangenen Freund Lebensmittel besorgen und bringen. Während ihrer Abwesenheit brachte er Jlfaschoa zu den frommen Schwestern der französischen Mission. Beim Abschied von seinem Kind wurde er von Vorahnungen geplagt; es war ihm, als sähe er Jlfaschoa zum letzten Mal, und der Kummer übermannte ihn so sehr, dass er bitterlich zu weinen begann. Die

Oberin, ergriffen von seiner Traurigkeit, klopfte ihm wohlwollend auf den Rücken und versprach ihm, ab und zu über das Ergehen des Kindes zu berichten.

Beim Stellenantritt nahm der Oberingenieur Fred mit sich. Sie ritten auf Maultieren der Gesellschaft nach einem Abschnitt, der in Arussi lag. Dort erstiegen sie einen Hügel, von welchem sie einen weiten Ueberblick hatten. In großen Zügen erläuterte der Oberingenieur Freds zukünftige Auf-gabe, die darin bestand, in diesem Land einen Bahnweg von dreißig Meter Breite abzustecken. Alle Hindernisse sollte er durch einige hundert Kulis, die ihm unterstellt waren, beseitigen lassen. Die Wahl der Wegrichtung sei ihm freigestellt, nur müsse er danach trachten, dass es wenig Brücken, Dämme und Durchstiche zu erstellen gebe, weil sie kostspielig seien. Je länger die Bahnstrecke werde, desto grösser werde einmal der Nutzen sein, weil sich die späteren Bahntarife nach Tonnen-Kilometer richten würden. Nur Ausgangspunkt und Ende der in der Luftlinie über hundert Kilometer langen Strecke seien bestimmt.

In der Folge übergab man Fred Kulis, Maultiere, Zelte, Lebensmittel, Werkzeuge und Geräte, dazu Waffen mit Munition zur Selbstverteidigung. Weit und breit gab es keine Einkaufsmöglichkeiten. Auf Kosten der Gesellschaft erhielt er einen Araber als Koch und einen Somali als Boy zugeteilt. Täglich hatte er Bericht zu erstatten, musste die Lohnlisten führen und die Löhne auszahlen. Er war glücklich an seinem verantwortungsvollen neuen Posten.

Bei seiner Tätigkeit erlebte er täglich kleinere Abenteuer, zumeist mit vereinzelten Eingeborenen jener unwirtlichen Gegend. Es gab solche, die sich widersetzten, wenn Freds Kulis ihre Krale und Hütten von der Bildfläche verschwinden ließen. Obwohl die Eingeborenen für die Enteignung entschädigt wurden, kam es zu unliebsamen Zwischenfällen. Sie liebten ihre Scholle, auf

der sie geboren waren, und vertraten die Meinung, dass weder die Ferenschis noch die Regierung zu Addis Abeba berechtigt seien, sie von ihrem Grund und Boden zu verdrängen. Wenn Fred trotz ihrem Widerstand den Bahnweg nicht verlegte, wurde er von den erzürnten Leuten oft mit dem Tod bedroht. Die vielen Kulis, die gut entlöhnt wurden, hielten treu zu Fred und nahmen ihn in Schutz, so dass er nie genötigt war, von seiner Schusswaffe Gebrauch zu machen.

Sein Bahnweg führte an einer Stelle über einen sanft aufsteigenden, abgeflachten Hügel, wo es auf Schritt und Tritt meterlange Giftschlangen gab. Als er über diese Stelle hinwegritt, wollten die Nattern dem Maultier an die Beine. Wütend schlug er mit der Reitpeitsche um sich. Als er eine Schlange in einem Erdloch verschwinden sah, schoss er mit dem Revolver hinein. Auf seinem Rapport nannte er diesen Ort «Schlangenhügel»; er ließ auf beiden Hügelseiten eine Warnungstafel anbringen.

Nachdem er diese erste Aufgabe erledigt hatte, übertrug man ihm Vermessungsarbeiten. Danach befasste er sich in einem Barackenbüro mit der Ausarbeitung von Längen-und Seitenprofilen des Bahnkörpers. Währenddessen ließ ihn einmal der Oberingenieur zu sich rufen und zeigte ihm einen Brief seines Onkels an die Direktion des Bahnbaues. Der Onkel hatte in Erfahrung gebracht, dass sein Neffe dort Anstellung mit schönem Verdienst gefunden hatte; wieder verlangte er Lohnabzüge zu seinen Gunsten und begründete seine Forderung auf die gleiche Weise wie gegenüber dem Vittaurari Abde Giorgis. Nachdem. der Oberingenieur Fred geduldig angehört hatte, war er überzeugt, dass dieser Onkel seinem Neffen Unrecht und Schmach zugefügt hatte, und sandte ihm eine entsprechende Absage. Vierzehn Tage später erhielt Fred selbst einen Brief des Onkels. Ohne Fred Vorwürfe zu machen, bat er ihn, nach

Addis Abeba zurückzukehren, um ihm und der Tante gegen freie Station und ausreichendes Taschengeld Möbel anzufertigen. Er hatte das Haus des Dedschas Nado gemietet, und da die fehlenden Möbel in Addis Abeba nicht erhältlich waren, bat er den Neffen um Hilfe. Seiner Tante zuliebe entschloss sich Fred, seine einträgliche Stelle nach vierteljähriger Tätigkeit als Aufseher und Büro-Assistent aufzugeben und sich dem Onkel zur Verfügung zu stellen. Zwei Monate lang arbeitete er für ihn, erhielt aber nie einen Taler Taschengeld. Dadurch erlitt die wiederhergestellte Eintracht zwischen Onkel und Neffe einen neuerlichen tiefen Riss. Freds Ersparnisse waren draufgegangen, weil er die monatlichen dreihundert Taler für Jlfaschoas Aufenthalt in der Mission regelmäßig entrichtete. Außerdem hatte er sich wieder ein Reitpferd angeschafft. Als er dem Onkel seine Geldsorgen wegen des Kindes schilderte, wurde ihm die Antwort zuteil, er könne auf das Kind Verzicht leisten, die Nonnen würden es schon annehmen. Es stellte sich auch heraus, dass der Onkel eigenmächtig Freds Pferd samt Reitzeug verkauft hatte, weil er infolge seines verschwenderischen Lebens immer knapp bei Kasse war. Dieses Verhalten bedrückte Fred so sehr, dass er Addis Abeba gründlich satt bekam. Der Gedanke, dass der Onkel nie mit seinen ungebührlichen Forderungen von ihm ablassen würde, quälte ihn. Er schämte sich, so mittellos vor sein Kind zu treten, und zog es vor, Jlfaschoa nicht zu besuchen. Knall auf Fall verließ er Addis Abeba in einem Anfall tiefster Niedergeschlagenheit. Nichts war ihm geblieben außer den Kleidern, die er am Leibe trug, und sein Gottvertrauen, das er nie aufgeben wollte.

Planlos schritt er um die neunte Tagesstunde als ärmster Wanderer auf Schusters Rappen einer Karawanen-Piste entlang in südöstlicher Richtung. Die ihm begegnenden Nagades mochten ihn für einen Armenier

oder Griechen halten; ihn berührte dies nicht im geringsten, alles war ihm gleichgültig. Wie ein Kind lief er furchtlos dahin, nicht bedenkend, was aus ihm werden sollte, ohne Mittel, Wegzehrung und Waffen. Nach einigen Stunden richtete er seine Blicke zum Sternenhimmel; mit lauter Stimme begann er Gott zu preisen für alle bisher erwiesenen Wohltaten und Errettungen aus vielen Nöten. Der aufgegangene Mond ermöglichte es ihm mit seinem milden Licht, einen Ruheplatz für die Nacht zu finden. Unter einer uralten Woira ließ er sich nieder. In der Nähe vernahm er bald das eintönige «Uuuuuu-ü!» herumstreichender Hyänen und das begleitende Jaulen der Schakale. Diese ihm längst bekannten Laute garstiger Geschöpfe, denen die Schöpfung jeglichen Reiz missgönnte, schienen ihm nun geradezu willkommen. Er betrachtete die Tiere als Leidens- und Schicksalsgenossen, von der Umwelt Ausgestoßene. Ohne Angst schlummerte er vor Müdigkeit ein. In der Morgenfrische wachte er auf, und sein leerer Magen knurrte. Nun erst kam ihm seine trostlose Lage zu vollem Bewusstsein. Einen Augenblick lang überlegte er, ob es am Ende nicht klüger wäre, klein beizugeben und bei der deutschen oder russischen Gesandtschaft vorzusprechen. An beiden Orten würde er willige Ohren und Hilfe finden. War es Schicksal oder reiner Zufall? - Schon die nächsten Minuten brachten für ihn eine Wendung. Er begegnete einigen früh aufgebrochenen «Manngad-Ennias» (des Weges Gehende). Ein abessinischer Edelmann kam auf einem Saggar-Maultier in Begleitung zweier Aschgar daher geritten. Mit erstaunten Mienen hielten sie neben ihm an und grüßten freundlich. Dann fragte der noble Mann: «Menno, anta gregg e no?» («Wie, bist du ein Grieche?») «Adjelem» (Nein), antwortete Fred und machte ihm verständlich, dass er aus dem Lande des Ministers Ilg stammte. Ueber des Abessiniers Gesicht glitt ein Leuchten; zufällig kannte er die

Schweiz aus eigener Anschauung. Vor etlichen Jahren war er mit Ras Makonnen in Zürich im Dolder-Hotel gewesen, und er lobte die Schweiz, weil dort die Natur so schön, die Straßen sauber und die Menschen überaus freundlich und gütig seien. Er war darum überrascht, dass sich Fred in solch schwieriger Lage befand. Nachdem Fred ihm in kurzen Zügen seine Erlebnisse von seiner Ankunft in Dirre-Daua bis heute geschildert und besonders die Misshelligkeiten mit seinem Onkel erwähnt hatte, erklärte Afde Wuork, seinen Onkel persönlich zu kennen. Er erzählte, dass Freds Onkel, als er noch in Harrar dem Postwesen vorstand, viel am Hof seines Gebieters Ras Makonnen verkehrt habe, zusammen mit einer französischen Abenteurerin, die in einem Zirkus Löwenbändigerin gewesen sei und in Harrar einige Löwen besessen habe, die in der Provinzhauptstadt frei mit ihr herumliefen. Er erinnerte sich auch, dass die Abenteurerin, Madame Duschka, von Dankali ermordet worden war, als sie in der Provinz Ogaden Löwenjagd betrieben hatte. Die Dankali töteten sie, um sich ihre Waffen aneignen zu können.

Ato Afde Wuork war von seinem Maultier abgestiegen und bot es Fred an; dieser lehnte aber dankend ab. So gingen sie eine Weile nebeneinander her, und dann ergriff der Abessinier das Wort. Vor allem bot er Fred Gastfreundschaft an auf seinem Gut in Girmir, wohin er nun unterwegs war. Er wollte ihn dort als Aufseher über seine ausgedehnten Güter und zahlreichen Diener und Arbeiter anstellen. Fred nahm mit größter Freude an. Sofort musste ein Diener mit seinem schnellfüßigen Saggar-Maultier nach Addis Abeba zurückreiten, um von dort ein Reittier für Fred zu bringen. Da es heiß geworden war, begab man sich in den Schatten eines Mimosen Baumes. Der «gute Samariter» verpflegte den hungrigen Fred mit seiner Wegzehrung. Um die siebente Stunde erschien der Diener mit dem zweiten Maultier.

Fred konnte nun neben seinem Arbeitgeber und Gönner bis Girmir reiten. Sie erreichten den Ort in zwei Tagen. Afde Wuorks ausgedehnte Besitzung war von paradiesischer Schönheit. Wälder, Steppen, Äcker mit Weizen, Roggen, Gerste und weißem Tif wechselten einander ab, Gruppen himmelstrebender Palmen unter tiefblauem Himmel entzückten Freds Augen. Ausserdem besaß der abessinische Edelmann ausgedehnte Pflanzungen von Kaffeesträuchern, Bananen, Erdnüssen, Jumbera, Zuckerrohr und Tabak. Ein klarer, nie versiegender Bach, wie der Senti in Mella, schlängelte sich durch das vielfältig angebaute Land. Afde Wuork wies Fred sogleich eine Rundhütte als Wohnung an und versah ihn mit einer Schrotflinte und einem Gewehr samt Munition. Dann ließ er sein ganzes Gesinde antreten und stellte jeden dem neuen Aufseher mit Namen vor. In den folgenden Tagen begleitete er Fred auf die Jagd. Sie brachten einige fette Perlhühner und Fasanen nach Hause. Deren gab es in Mengen, dazu auch Dschinscheros und Totas. Diese beiden Affenarten bildeten eine regelrechte Landplage. Sie kamen in großen Herden und verwüsteten die Mais-, Erdnuss- und Zuckerrohrpflanzungen. Obwohl viele abgeschossen wurden, erschienen immer wieder andere. Als erstes brachte Fred eine Stauvorrichtung am Bach an, um noch weiteres, brachliegendes Land bepflanzen zu können. Wieder einmal hatte Fred Glück gehabt; aber er war nicht imstande, es festzuhalten. Nach etlichen Wochen sorglosen Daseins, umschwärmt von Gallamädchen und -frauen, träumte er eines Nachts, dass im Bach viele entkleidete, ertrunkene Europäer auf der Wasseroberfläche dahertrieben. Die Leichen hatten ein frisches, blühendes Aussehen, als wären es schlafende Menschen. Er zog eine um die andere aus dem Wasser und schichtete sie am Ufer kreuzweise übereinander auf. Nach einer Weile warf er sie eine um die andere wieder in den Bach und sah ver-

gnügt zu, wie sie bachab trieben.

Nach dem Erwachen verließ er beim Morgengrauen heimlich die gastfreundliche Stätte. Niemand sah ihn gehen. Afde Wuork war längst wieder in Addis Abeba im Amt beim Negadrass Heil Giorgis. Abermals besaß Fred weiter nichts, als was er auf sich trug. Seine Gedanken beschäftigten sich mit dem sonderbaren Traum. Vergebens suchte er eine Deutung dafür zu finden. Er lief in östlicher Richtung, wo die Morgenröte den baldigen Aufgang des Feuerballs anzeigte. Gegen Abend geriet er in eine unfreundliche Gegend, die sich zusehends in eine Wüstenei verwandelte. Kein Busch, kein Wild und auch keine menschliche Siedlung war anzutreffen. Auf jeder Bodenerhebung spähte er den Horizont ab, in der Hoffnung, eine Hütte mit rauchendem Herdfeuer zu entdecken, aber umsonst. Todmüde schleppte er sich bei Sonnenuntergang zu einer verdorrten Sikkomore. Hunger und Durst quälten ihn derart, dass er keinen Schlaf finden konnte.

Wieder stieg die Sonne auf, und Fred sah ihr nun mit Furcht und Schrecken entgegen. Er verfiel in unsinnige Wachträume. Aus Selbsterhaltungstrieb raffte er sich mit seiner letzten Kraft auf und schaute trüben Blickes über das vor ihm liegende endlose Bodenmeer. Nach einstündiger Wanderung sah er in der Ferne und in großer Höhe einige Aasgeier kreisen. Eine leise Hoffnung beseelte ihn; denn es schien möglich, dass dort in der Nähe eine menschliche Siedlung wäre, falls die Geier nicht wegen eines gerissenen Tieres über freiem Felde kreisten.

Seine Hoffnung wurde nicht enttäuscht; gegen Mittag erreichte er einen Kral. Unweit davon lag der Kadaver eines Kamels. Seine letzten Kräfte reichten gerade noch aus, sich bis zur ersten Hütte zu schleppen. Umfallend vor Schwäche, fand er noch so viel Kraft «Moja, moja!» («Wasser, Wasser!») hinüberzurufen. Im Nu erschienen



Menschen ringsum. Sie trugen eigenartige, schmutzige Gewänder, und in ihren wildstruppigen Haaren staken Stäbchen und Kämme aus Holz. Sie zeigten Bestürzung wegen des halbverhungerten und durstenden Ferenschis. Gespannt spähten sie nach allen Richtungen nach etwaigen Gefolgsleuten aus. Fred musste seine Bitte wiederholen, ehe er die erlösende Zustimmung vernahm. Bald fühlte er kühlendes Nass im Gesicht, und man hielt ihm eine Kürbisschale mit Kamelmilch an die Lippen. Etwas gestärkt dankte er, und dann übermannte ihn ein tiefer, erquickender Schlaf.

Drei Tage blieb er bei den Dankali, die ihm gern noch länger Gastfreundschaft gewährt hätten. Als er sich genügend gestärkt fühlte, um weitergehen zu können, begleiteten ihn mit Lanzen und Dolchen bewehrte Männer bis zum Randgebiet ihres Stammes. Dort gaben sie ihm zu verstehen, dass er in einigen Tagen zu den «Franzaui» (Franzosen) gelangen werde. Mutterseelenallein wanderte er weiter durch eine sandige und zum Teil

steinige Wüste, deren Boden durch die zurückstrahlende Sonnenglut flimmerte. Völlig zerlumpt, mit Rissen, Blasen und blutigen Wunden bedeckt, kam er nach unbeschreiblichen Mühen in die Nähe einer menschlichen Siedlung, die als Steinblock getarnt war. In dieser Siedlung brach er völlig erschöpft zusammen.

Die Bewohner waren abwesend bis auf eine Frau, die ihr Kind stillte. Sie erkannte Freds Zustand. Da sich nichts Trinkbares vorfand, reichte sie ihm ihre Brust und träufelte ihm Milch ein, um ihn vor dem Erschöpfungstod zu bewahren.

Fred hatte seit seinem merkwürdigen Traum und kopflosen Weglaufen dreihundert Kilometer zurückgelegt. Kurz vor Sonnenuntergang kehrten die Dankali mit ihren Weibern, Kindern und Kamelen zurück und brachten Wasser, Holz und Gewürze. Sie kamen von weit entlegenen Feldern, wo sie tagsüber gearbeitet und Wasser aus einer geheimen Quelle geschöpft hatten. Die Dankali-Frau hatte Fred auf einer Ziegenhaut im Schatten ihrer Hütte ruhen lassen. Nun betrachteten sie den schlafenden Ferenschi mit Scheu, als ob er ein verwundetes Raubtier wäre. Als er sich am folgenden Tage weiterschleppen wollte, hielten sie ihn zurück und forderten ihn auf, sich vorerst bei ihrer kärglichen Kost zu erholen.

Langsam fühlte er neue Kräfte in sich aufkommen, und so äußerte er den guten Leuten gegenüber den Wunsch, weiterzugehen. Das kühle Quellwasser, das sie ihm in genügender Menge verabreicht hatten, musste ihm mehr als die Nahrung geholfen haben. Wieder begleiteten ihn einige bewehrte Männer ein großes Stück Weges und führten ihn zu einer geheim gehaltenen Quelle, damit er sich nochmals laben konnte. Einen ortsfremden Stammesgenossen hätten sie eher umgebracht, als ihm das Quellwasser zu zeigen. Wie die vorherigen Dankali betrachteten sie ihn als einen «Heili-

gen» und wunderten sich nur über ihn, statt ihm ein Leid zuzufügen.

Als er auf pfadloser Ebene allein ostwärts weiterging, fegten bisweilen scheue Gazellen im Zickzack an ihm vorüber. Von weitem vermochte er Strauße und Giraffen zu erkennen. Sie wechselten nach Steppen hinüber, die nördlich von ihm liegen mussten. Die Nacktheit der sonnenverbrannten Steine, die herumlagen, und die wilde Einsamkeit erweckten in ihm ein Gefühl völliger Verlassenheit und Trostlosigkeit. Apathisch setzte er sich auf einen abgeflachten Stein, obwohl er heiß war, und spähte nach einer Weile den Horizont ab. Im Norden gewahrte er eine weit entfernte Bergkette. Dies bewog ihn, seinen östlichen Kurs zu ändern, um zu ihrem Fuß zu wandern. Er hoffte sie bis Sonnenuntergang zu erreichen und dort Wasser vorzufinden. Mühsam stand er auf und schleppte sich weiter. Als er zu einer Steppe gelangte, schien es ihm, dass er nun Einöde und Wüste endgültig hinter sich habe. Öfters begegneten ihm große Herden Dschinscheros, deren Farbe und wildes Äußere gut zu den Stoppeigräsern, Steinen und Felsblöcken passten, die allmählich immer häufiger und dichter vorkamen. Fred konnte sich sogar an ihrem Anblick



freuen, weil sie ihm das Gefühl völlige Verlassen-seins nahmen. Die Affen sahen zwar mit ihren Mähnen wie kleine boshafte Teufel aus, die den Eindruck erweckten, als ob sie sich an seiner verzweifelten Lage weideten. Sie stießen ein infernalisches, heiseres Gebell aus, das gruselig widerhallte.

Der mächtige Feuerball neigte sich blutig rot seinem Untergang zu, als Fred am Fuße der Bergkette anlangte. Unversehens war er in eine Kraterlandschaft geraten. Etwa fünfzig Schritte vor sich gewahrte er eine dreißig Meter breite Krateröffnung, die durch den Einschlag eines Meteoriten entstanden sein musste. Im weiten Umkreis war der Erdboden dicht mit Gesteinssplittern bedeckt. Von der Krateröffnung strahlten in Form eines fünfzackigen Sterns zehn Meter tiefe Erdrisse aus. Zwischen den Rissen gediehen trotz dem vielen Gestein einige Mimosen Bäume. Daneben wucherten überall bis zu den Rändern der Erdrisse Agaven von ansehnlicher Größe. An ihren harten Spitzen verletzte sich Fred öfters. Die scharfkantigen Meteorsplitter setzten seinen zerschundenen nackten Füssen zu. Plötzlich umgab ihn stockfinstere Nacht. Im Dämmerlicht hatte er schräg vor sich noch einen Mimosen-baum erkennen können. Er strebte auf ihn zu, weil er dort die Nacht verbringen und sich am Morgen von den jungen Schossen ernähren wollte. Das Dunkel verbarg die gefährlichen Erdrisse. Er bewegte sich auf allen vieren vorwärts und tastete mit Händen und Füssen behutsam den Grund ab. Ein übers andere Mal griff er ins Leere, was ihm jedes-mal ein Gruseln verursachte. Mit großer Mühe gelang es ihm schließlich, den Stamm der Mimose zu erreichen. Er umklammerte ihn und richtete sich daran auf. Als er sich anlehnte, hörte er einige Hyänen herannahen und sah ihre phosphoreszierenden Augen. Mit leisem Grunzen setzten sie über die Erdrisse hinweg, standen wie-

der still und ließen ihr langgedehntes «Uuuuu-ü!» vernehmen. Vorerst empfand er eine schier kindliche Freude; sie kamen ihm vor wie anhängliche und treue Hunde, weil sie ihn bis zu diesem Hexenkessel begleitet hatten. Was suchten sie wohl hier? Aas gab es sicher nicht in diesem Labyrinth. Nach dem stets zunehmenden Geheul zu urteilen, mussten sich immer mehr dieser Biester zusammenrotten; er schätzte sie auf zwanzig. Es wurde ungemütlich, ja unheimlich; denn in solch großer Zahl und in ausgehungertem Zustand schraken sie vor nichts zurück. Bedrückt ließ Fred seine Gedanken zum fernen Elternhaus schweifen und stellte sich das Entsetzen der Eltern und Geschwister vor, wenn sie gewusst hätten, in welcher Lage er sich befand. Er malte sich aus, wie die Bestien ihn bald angreifen, ihm die Augen auskratzen, den Leib aufreißen und die Gedärme herauszerren würden. Dann hackten die Aasgeier am helllichten Tag mit ihren scharfen Krallen und Schnäbeln sein Fleisch von den Rippen, seine Knochen bleichten an der Sonne, und die Wassermassen der Regenzeit trieben sie fort, um sie weitab irgendwo im Sand versinken zu lassen.

Diese makabren Gedanken bewirkten, dass ihm schwer ums Herz wurde und seine Augen sich nässten. Behutsam kletterte er auf die Mimose und setzte sich rittlings auf einen Ast.

Das hämische, satanisch klingende Lachen der gierigen Hyänen drang ihm durch Mark und Bein. Es hörte sich an wie Hohngelächter rachsüchtiger Menschen, denen ein Opfer in eine Falle gelaufen war, aus der es kein Entrinnen mehr gab. Es schien ihm deshalb, als hätten sich alle Teufel der Erde hier versammelt, um seinem jungen Leben ein jähes und schreckliches Ende zu bereiten. Schon befanden sich zwei Hyänen unter der Mimose und versuchten mit Luftsprüngen, ihn zu erfassen. Zur Vorsicht kletterte er noch etwas höher,

doch schien ihm der obere Baumteil zu schwach; er begann zu schwanken. Im Glauben, dass er es nicht lange auf dem Baum aushalten könne, begann er zu schreien. Sein tränenüberströmtes Gesicht zum pechschwarzen Himmel emporrichtend, rief er in seiner Todesangst Gott an: «Wenn es wahr ist, dass Jesus Christus, dein Sohn, durch dich Wunder vollbringen kann, so soll er mich aus dieser Todesnot erretten!» Er gelobte, wenn Christus ihn errettete, wolle er bis zum Lebensende Zeugnis für ihn ablegen. Zum Schluss richtete er die Bitte an Gott, er möge ihm ein unverwüstliches Gedächtnis schenken, damit er sich auch noch nach Jahrzehnten an sein Gelöbnis erinnern werde.

Kaum hatte er mit Flehen und Versprechungen geendet, da wendete sich in Blitzesschnelle sein selbstverschuldetes trauriges Los. In seiner Nähe zur linken Hand schoss plötzlich eine mächtige Feuergarbe in die Höhe. Im lodernden Feuerschein gewahrte er Umrisse von Europäern und Eingeborenen, die um einen mächtigen Brandherd herumliefen und das Feuer noch mehr entfachten. Er sah die Funken hoch hinauf sprühen, hörte sogar das Knistern der Flammen. Erschrocken über das plötzliche Eingreifen des angerufenen Himmels, wandte er den Blick erneut aufwärts und versuchte zu danken, brachte aber vor Bewegung keine Silbe hervor. Nachdem der Feuerschein die Hyänen vertrieben hatte, ließ Fred sich vom Baum hinabgleiten. Unten fiel er auf die Knie und weinte, diesmal vor Rührung über die rasche Gebetserhörung, und nun fand er seine Sprache wieder. Seine ersten Worte galten dem Dank an Jesus. Dann stand er auf, hielt die Hände als Schalltrichter vor den Mund und rief, so laut er konnte: «Hallo! Hallo!» Sein Ruf bestürzte die Gestalten beim Brandherd; Rufe, die er nicht verstand, schallten zurück. Da rief er auf Amharisch: «Ich bin Europäer!» Sofort wurden drüben Fackeln hergerichtet und ge-

schwenkt, und man rief ihm zu: «N'allez pas en avant, suivez notre direction!» Behutsam tastend folgte er langsam der Richtung; seine Augen gewöhnten sich allmählich an das Dunkel. Nach vorsichtigen Schritten gelangte er so dicht an die herannahenden Menschen, dass er sie deutlich sprechen hörte. Der Sprache nach waren es Griechen. Plötzlich lag vor ihm ein dunkler Gegenstand. Im Fackelschein sah er einen morschen Baumstamm, der quer über dem Erdriss lag. Er und die Ankommenden erklommen ihn, und sie trafen sich in der Mitte der natürlichen Brücke. Einer der Männer redete ihn auf Griechisch an. Fred schüttelte den Kopf zum Zeichen, dass er nichts verstehe, und sagte: «Je suis Suisse.»

«Helvetos?» fragte freudig der Grieche und bot ihm seine Rechte. Fred stieß einen Seufzer der Erleichterung aus. Nach der ersten Ueberraschung erfolgte die eigentliche Begrüßung. Fred, der verwildert und bärtig aussah, wunderte sich, dass man seinetwegen so viel Aufhebens machte. Im Lager kam ein großer, stämmiger Mann auf ihn zu und erfasste ungestüm seine Hände. Im Berner Dialekt fragte er verwundert, wo Fred herkomme. Dieser traute seinen Ohren kaum; er musste sich erst einen Augenblick besinnen, bis er wusste, wie und was er antworten sollte. Er stellte sich als Landsmann vor und nannte seinen Namen; weiter kam er jedoch nicht, allzu viel hatte er in den letzten Stunden und Tagen erlebt. Der Berner - er hieß Dubach - hatte Verständnis für Freds Zustand; er erwähnte, dass er hier in Meta-Hara beim Bahnbau als Ingenieur tätig sei. Ohne mehr zu fragen, nahm er Fred am Arm, führte ihn in sein Zelt und hieß ihn auf einem Feldstuhl Platz nehmen. Dann befahl er einem Boy, Fred ein warmes, kräftiges Essen zuzubereiten. Währenddessen musste ein anderer Boy den rätselhaften Dschungelmann rasieren. Als der Boy ihm einen Spiegel vorhielt, erkannte

Fred sich selbst nicht mehr, so verwildert sah er aus. Nach Haarschneiden und Rasur glich er keinem Robinson mehr. Er durfte eine warme und kalte Dusche nehmen und seine zerfetzten Lumpen weglegen. Spontan hatte ihm Dubach aus seinem Tropenkoffer einen Khakianzug hervorgeholt, der Fred so gut saß, als ob ein Schneider ihn nach Maß angefertigt hätte. Ein schwarzer Sanitäter musste seine vielen Wunden desinfizieren, salben und verbinden. Dann begab er sich zu Tisch, um Suppe mit Perlhuhn und Reis zu löffeln. Danach setzte ihm der schwarze Koch noch Hammelragout und Spaghetti mit Brot und Rotwein vor. Nach dem Kaffee bat ihn Dubach, ihm ins nebenliegende Gebäude zu folgen. Sein Oberingenieur, dessen Frau und einige französische Berufskollegen seien sehr gespannt, zu erfahren, wieso er sich in dieser späten Stunde ganz allein und unbewaffnet im Labyrinth des Kraters aufgehalten habe.

Sie begaben sich zu der versammelten Gesellschaft, und nach überaus freundlicher Begrüßung erzählte Fred den gespannten Zuhörern seine bisherigen Abenteuer und schilderte, dem Schluchzen nahe, das Erlebnis mit den Hyänen und seine wunderbare Rettung, nachdem er Gott angerufen hatte.

Atemlos hatten sie seinen Worten gelauscht und sich gegenseitig verständnisvoll angeschaut. Als Fred schwieg, blieben alle noch eine Weile still. Dann ergriff der Ober-ingenieur das Wort und erzählte seinerseits, dass sie, einen Hyänenüberfall befürchtend, ihren kostbaren Brennholz-vorrat in Brand gesteckt hatten, nachdem zwei Kanister Petroleum über das Holz gegossen worden waren. Er erklärte, dass der Abschuss der Bestien nicht tunlich sei, weil sie die Munition nicht wert seien. Einige Herren seien zwar dagegen gewesen, das schwer erhältliche Brennholz zu opfern. Den Aus-

schlag habe seine Frau gegeben, die vor nicht langer Zeit aus Paris hergereist war. Als sie das fürchterliche Hyänengeheul vernommen habe, sei sie von unerklärlichen, quälenden Vorstellungen gepackt worden. Um sie zu beruhigen, sei das große Feuer entfacht worden. Als Fred diese Erklärung vernahm, lief es ihm kalt über den Rücken. Er ahnte einen Zusammenhang zwischen seinem inbrünstigen Gebet und den Eingebungen der Dame. Dass man nicht auf die Hyänen geschossen hatte, war eben falls eine glückliche Vorsehung gewesen; gar zu leicht hätte eine Kugel ihn treffen können.

Nach dieser ersten Fühlungnahme begaben sich alle zur Ruhe. Dubach hatte für Fred in einer sauberen Holzbaracke eine Branda mit frischem Leinen und warmer Decke als Nachtlager bereitgestellt. Als er sich ausstreckte, konnte er es immer noch nicht fassen, dass er gerettet und in guter Obhut war. Nach dem Vaterunser, das er inbrünstiger als gewöhnlich betete, fand er kaum all die Worte, die er seinem Retter zu Schulden glaubte. Von neuem schwor er Christus lebenslängliche Gefolgschaft.

Noch während er seine nassen Wangen mit dem Zipfel des Oberleintuches abtrocknete, zuckte der erste Blitz am Himmel, begleitet von tosendem Krachen. Das Tropen-gewitter der Regenzeit war losgebrochen.

Der Blitz musste in den Krater eingeschlagen haben; der rollende Donner widerhallte mehrmals an den nahen Berghängen. Grelle Blitze und Wetterleuchten erhellten zeitweise die Baracke. Als die ersten schweren Tropfen auf das Wellblechdach niederprasselten, rieb Fred die Füße aneinander vor lauter Wohlbehagen, in einem geschützten Raum zu sein.

Durch Dubachs Vermittlung durfte Fred auf Kosten der Bahnbau-Gesellschaft einen längeren Erholungsurlaub genießen. Drei Wochen später versorgte Dubach ihn mit Kleidern und Schuhen, überreichte ihm ein

Empfehlungsschreiben an seinen Landsmann und Berufskollegen Walter Schabelitz aus Basel, der im Abschnitt Mehesso-Kora tätig war. Dubach vertrat die Meinung, dass Fred bei ihm Gelegenheit hätte, im Dienst des Bahnbaus beschäftigt zu werden.

Man lieh Fred ein Maultier und ließ ihn mit einigen bewaffneten Boys und einem Lasttier, das mit Zelt und Proviant beladen wurde, nach Kora reisen. Mit herzlichem «Vergelt's Gott» verabschiedete sich Fred von seinen Wohltätern in Meta-Hara. Nach zwei Tagen traf er in Kora ein. Schabelitz empfing ihn in einer Weise, als ob er sein Bruder wäre. Sogleich bemühte er sich beim leitenden Oberingenieur Lignier aus Algier um eine Anstellung für Fred, der als Hilfsingenieur eingesetzt wurde mit der Aufgabe, in einem Barackenbüro Berechnungen vorzunehmen. Es gab italienische «Impresarios», die mit einigen hundert Kulis künstlichen Schotter herstellten und zu flachen Pyramiden aufhäuften. Fred musste den Kubikinhalt dieser Steinhaufen ausrechnen, damit die Gesellschaft den Unternehmern die Arbeit bezahlen konnte.

Diese Unternehmer verdienten mit dem Schweiß der Somali ganze Vermögen, während die Kulis miserabel entlöhnt wurden. Die Italiener lagen tagsüber wohlgeborgen im schattigen Zelt auf der faulen Haut oder tranken einen Vermouth nach dem anderen, rauchten Pfeife und bemühten sich dann und wann an die brütende Sonne hinaus, um die ermüdeten Kulis mit Fußtritten, Beschimpfungen oder gar mit Peitschenhieben anzutreiben. Lehnte sich einer auf, so erhielt er zwei Tage lang kein Chinin.

Fred war kaum einen Monat im Büro beschäftigt, als ihm Schabelitz mitteilte, dass ein junger französischer Zugführer nach Frankreich zurückkehren müsse, um Militärdienst zu leisten, und dass die frei werdende Stelle ein vortrefflicher Posten für ihn werden könne,

der bei weitem interessanter und kurzweiliger sei, als wenn er in einer Bürobaracke über Zahlen brütete. Er hatte damit den Nagel auf den Kopf getroffen; Fred war Feuer und Flamme und meldete sich sofort bei Oberingenieur Lignier.

Ohne Zaudern willigte Lignier ein und veranlasste, dass Fred die Arbeit unverzüglich aufnahm, so dass der abtretende junge Mann Fred mit dem Fahrdienst vertraut machen konnte. Freds neue Aufgabe bestand darin, das Schienenmaterial auf der Strecke Dirre-Daua bis Mehesso und weiter bis zur äußersten Stelle des Geleises zu dirigieren. Dazu waren zwei Lokomotiven vorhanden, eine leichte tenderlose Pinguli aus Lyon und eine große Überhitzer-Lokomotive aus Belfort. Der Wagenpark setzte sich aus Plattform-, Brücken- und Zisternenwagen sowie einem Fourgon zusammen. Das Zugspersonal umfasste einen Lokomotivführer, der Grieche war, einen Somali als Heizer und vier Somali als Bremser, von denen Achmed zugleich Freds Boy wurde. Täglich wurden mit der Pinguli zwei Kilometer weit Schienen vorgetragen. Die Belforter beförderte die Güterzüge auf dem vollends erstellten Bahngeleise von Kora bis Mehesso und weiter nach Dirre-Daua. Täglich führte Fred einen Güterzug mit Schienen, Schwellen und Schienen-Verbindungsmaterial sowie eine Zisterne mit frischem Trinkwasser für die Kulis bis zu der Stelle, wo das Fahrgeleise endete.

Auf einem provisorisch angelegten Dreiweichen-Angel in Mehesso wurde die schwere Belforter Lokomotive gewendet. An ihrer Stelle übernahm die Pinguli den Materialzug in Mehesso oder Kora. Man kuppelte sie hinten am Zug an, so dass sie die Wagen vor sich hin schieben konnte. Der vorderste Brückenwagen, der mit Stahlschwellen beladen war, wurde bis vor das Schienen-Ende geschoben. Von beiden Seiten eilten dann Kulis herbei, und jeder erhielt eine Schwelle auf die Achsel.

So beladen, eilten sie nach vorn auf den Bahndamm und warfen die Schwellen in Abständen von zwei Meter quer über das Bahnbett. Wenn vierzig Schwellen abgeworfen waren, konnten sich die Schwellenträger ausruhen. Eine Schar Schienenträger trat an ihrer Stelle in Tätigkeit. Je zwanzig Kulis auf beiden Seiten des Wagens wurden mit einer Schiene beladen. Mit weit ausholenden Schritten liefen sie nach vorn und warfen die Schienen nach Kommando auf die Schwellen ab. Eine dritte Gruppe begann die Schienen zu verbinden und an den Schwellen festzuschrauben. Die Hälfte von ihnen brachte die Kisten mit dem Verbindungsmaterial herbei. Nach zwei Schienenlängen schob die Lokomotive die Wagen zum neuen Schienen-Ende, und die Schwellenträger wiederholten ihre Arbeit. So ging es weiter, bis sämtliches Geleise Material abgeladen und an Ort und Stelle war. Sobald eine Kilometerstrecke mit Schienen belegt war, führte Fred einen Ballastzug heran. Die Kramper schaufelten und klopften den Ballast zwischen und unter die Schwellen und Schienen. Eine vierte Gruppe besorgte das Ausrichten der Schienenstränge und das Nivellieren. An einem Tag wurden drei Kilometer Bahngeleise fixfertig gelegt. Während die Kulis aßen und sich für den nächsten Tag ausruhten, führte Fred sämtliche leere Wagen nach Dirre-Daua zurück. Dort begab er sich ins Hotel de France zu Vigier. Nach dem Nachtessen und einer Stunde Rast kehrte er mit beladenem Zug nach Mehesso zurück. Er und der Grieche sowie die Bremser waren hier stationiert und wohnten in Zelten. Am frühen Morgen führte er den Zug weiter. Sobald zehn Kilometer mit Schienen belegt waren, liess Lignier die Barackenbüros und Kantinen abbrechen, und alles wurde nach der neuen Endstation geschafft. Für die Beförderung des Kantinenmaterials und der Lebensmittelvorräte durfte Fred eine bescheidene Taxe erheben, die unter das Zugspersonal verteilt wurde.

Einmal gab es heftigen Streit zwischen Fred und einem geizigen Kantinenwirt, weil dieser eigenmächtig verschiedene Wagen mit seinen Sachen beladen hatte und für den Transport nichts entrichten wollte. Fred ließ kurzer-hand die beladenen Wagen stehen und beschwerte sich bei Lignier. Darauf wurde er ermächtigt, die Ladung zu löschen, wenn der Mann nicht wie die übrigen Kantineure bezahlen wollte. Als sich der Grieche weiterhin weigerte, liess Fred seine Güter durch die Bremser abladen. Den Griechen selbst, der sich in einem Güterwagen verschanzt hatte und vor Wut mit seinem Revolver auf Fred schoss, manövrierte er auf ein acht Kilometer rückwärts gelegenes Sackgeleise und überließ ihn samt den Güterwagen seinem Schicksal.

Einmal wurde Fred von einem Dankali, den er tags zuvor entlassen hatte, aus Rache mit einem vergifteten Pfeil bedroht. Drei Schreckschüsse mit dem Dienstrevolver genügten, dass der hitzige junge Mann die Spitze seines Pfeiles als Zeichen des Friedens in die Erde steckte. Fred stellte ihn wieder an, weil ihm Besserung gelobt wurde, und er hatte es nicht zu bereuen.

Täglich hatte er heimreisende Kulis, Diener von Ingenieuren und andere Reisende zu befördern. Wer keinen Freifahrtsschein besaß, musste eine Kleinigkeit bezahlen oder absteigen. Widerspenstige Eingeborene, die weder das eine noch das andere wollten, packte Fred während der vollen Fahrt am Schopf und warf sie an ungefährlichen Stellen vom Zug hinab in den Sand; nie wurde einer dabei verletzt.

Einmal hatte er einen Leerzug in Richtung Mehesso zu begleiten. Der Zug bestand aus vier Plattformwagen und einem leeren Zisternenwagen. Während der Fahrt begab sich Fred von einem Plattformwagen zum anderen, um die Mitfahrenden zu kontrollieren. Auf dem mittleren Wagen hatten etliche Männer Platz genommen, die keinen Fahr-schein besaßen. Als Fred sie bei

40 km/h Zugsgeschwindigkeit seitwärts hinunterbeförderte, sprangen einige von selbst ab. Es sprang auch einer ab, der zum ersten Mal die Bahn benutzte, einen Fahrschein besaß, aber im Glauben war, er würde trotzdem abgeworfen. Er sprang so unglücklich zwischen die Wagenkupplung, dass er unter die Räder des nachfolgenden leeren Zisternenwagens geriet und zerdrückt wurde. Fred hatte als einziger Augenzeuge den Vorgang bemerkt. Blutrache befürchtend, gab er kein Haltesignal, rief aber in Mehesso sofort den Oberingenieur an und erstattete Bericht. Lignier beauftragte einen Equipen-Chef, mit einer Draisine zu der Unglücksstelle zu fahren, die Leiche zu bergen und den «Schumm» (Vorsteher) jener Gegend zu verständigen, dass die Gesellschaft bereit sei, das Blutgeld an die Hinterbliebenen zu entrichten.

Fred aber gab man den Rat, die Unfallstelle äußerst vor-sichtig zu passieren, weil Sabotageakte zu befürchten seien. Vorsichtshalber ließ Fred die Belforter an der Zugspitze ankuppeln und unterrichtete Galatis, den Lokomotivführer, vom Vorgefallenen und von Ligniers Mahnung. Als er während der Fahrt vom Güterwagen aus die Fahrstrecke abspähte, gab Galatis ein kurzes Pfeifsignal und winkte Fred, zum Führerstand zu kommen. Schnell kletterte Fred von einem Wagen zum anderen, erklomm den Kohlentender und gesellte sich zu Galatis. Der Lokomotivführer zeigte ihm weit voraus eine Menschenansammlung, die eine drohende Haltung einnahm und den Zug zu erwarten schien. Sie hatten auf dem Bahnkörper eine Stein-und Holzbarrikade errichtet. Hundert Meter vor der Barrikade ließ Fred halten und etwas zurückfahren. Schon von weitem hörten sie Flüche und Verwünschungen. Fred ließ die Lokomotive abkuppeln und den stehenden Zug durch die Bremser bewachen. Der Grieche hieß seinen Heizer reichlich Kohlenstaub bereit halten. Er öffnete den Blä-

ser, um rasch erhöhten Kesseldruck zu bekommen. Dann gab er Dampf und verwandelte die immer schneller fahrende Lokomotive durch Kamingluten und dampfspeiende Zischhähne in ein vorsintflutliches Ungeheuer. Kurz vor der Barrikade schaufelte der Heizer nochmals Kohlenstaub in die Feuerbüchse, und der Führer machte dazu einen Heidenlärm mit der Dampfpfeife. Mit der Höchstgeschwindigkeit von 60 km/h fuhren sie mit der schweren Maschine gegen die Barrikade. Alle drei bückten sich gleichzeitig im Führerstand und suchten Schutz hinter den Stahltüren des Tenders. Als der Steinpflug der Belforter mit lautem Krachen die Barrikade zur Seite schleuderte, zischten Lanzen über Führerstand und Tender hinweg. Einige Schienenstränge hinter der geborstenen Barrikade hielt Galatis und kurbelte die Steuerung auf rückwärts. In vermindertem Tempo fuhren sie zu den zurückgelassenen Wagen, hängten sie an und setzten die Fahrt ohne weitere Zwischenfälle fort. Die Menge hatte sich nach ihrem Misserfolg schnell zerstreut.

Da die «Cardiff»-Kohlenbriketts sehr teuer waren, hatte die Gesellschaft Ersparnisprämien eingeführt. Um dem Griechen behilflich zu sein, sie zu verdienen, ließ Fred die Züge auf offener Strecke anhalten, damit die Bremser und der Heizer die verlassenen Holzhütten längs der Bahnlinie abreißen und die Trämel auf den Tender werfen konnten.

Als Schabelitz dies erfuhr, bat er Fred, vor dem Abreißen seiner früheren Hütte in Kora nach einem verlorenen Reißzeug Umschau zu halten. In dieser Hütte fand Fred außerdem eine zusammengelegte alte «National-Zeitung». Freudig hob er sie auf, um sie zu lesen. Dabei hörte er zwischen den Blättern ein verdächtiges Rascheln. Sogleich faltete er die Zeitung so zusammen, dass das Tier - welcher Art es auch sein mochte - nicht entrinnen konnte. Im Güterwagen entfaltete er im Bei-

sein seiner Bremser und des Lokomotivführers behutsam die Zeitung. Ein großer, grauer Skorpion kam zum Vorschein. Er steckte das giftige Spinnentier in eine Büchse, die er samt Reißzeug Schabelitz brachte.

Schabelitz, der mit Finderlohn nicht kargte, legte den Skorpion in Spiritus und sandte ihn später an ein Basler Museum.

Als Fred einen Sonntag in Gesellschaft des belgischen Stationsvorstandes van der Belt in Lagahardin bei Aperitifs und Absinth verbrachte, belustigten sie sich damit, leere Weinflaschen mit ihren Dienstrevolvern aufs Korn zu nehmen. Fred verschoss seine Munition bis auf drei Schüsse, die er als Notvorrat behielt.

Am folgenden Tag fand in der Umgebung von Mehesso die nächtliche Hochzeitsfeier eines Dankalis statt. Zu diesem Anlass waren auch die Bremser eingeladen worden. Fred hatte ihnen erlaubt, ihre Dienstgewehre mitzunehmen, um beim Fest eine Ehrensalve abzufeuern. Galatis, der Lokomotivführer, war mit seiner Belforter nach Dirre-Daua ins Depot gefahren, um defekte Siederöhren instand setzen zu lassen. Auf diese Weise konnte er eine Weile bei seiner dort wohnenden Frau bleiben. Fred war somit allein in seinem Dienstzelt; ein Stationsgebäude war noch nicht erstellt worden. Sein Zelt enthielt neben Feldbett, Stuhl, Tischchen und Duschvorrichtung einen großen, flachen Korb, in welchem Signale, Petarden, Feldtelephon, Schreibzeug, Rapporthefte, Formulare und andere Dinge aufbewahrt wurden.

Es war gegen Mitternacht, als sich die schmale Mondsichel der Himmelsmitte zu bewegte. Noch immer hörte er aus der Ferne das gedämpfte «taba-daba-damm-damm» der Trommeln am Hochzeitsfest. Er legte sich aufs Feldbett; neben ihm flackerte eine Kerze, in deren Schein er noch bis vor kurzem seinen Tages-Rapport niedergeschrieben hatte. Schon bei Einbruch

der Nacht hatte er das längst bekannte «Uuuuu-ü!» in seiner Nähe vernommen. Er schenkte dem Geheul vorerst keine Beachtung; aber als es ihm in den Sinn kam, dass er nach dem Erlöschen des Kerzenstummels keinen Ersatz mehr hatte, stand er auf, prüfte draußen die Zeltschnüre und Pflöcke, musterte die «Seriba» (Schutzwall aus Weißdorn Gestrüpp) und versperrte den Zelteingang mit weiterem Dornengestrüpp. Beruhigt trat er ins Zelt, legte den Revolver schussbereit neben sich auf den Dienstkorb und verschnürte die Zeltwand. Dann legte er sich wieder nieder und versuchte einzuschlafen. Wie einst beim Krater von Meta.-Hara rotteten sich auch in dieser Nacht zahlreiche Hyänen in seiner Umgebung zusammen. Wieder war das satanische Lachen zu vernehmen. Er beunruhigte sich, weil sein Kerzenlicht erloschen und die Aasfresser bereits an der Seriba herumzerrten. Schließlich sprangen die Tiere über die Zeltschnüre, rissen dadurch Pflöcke aus und erschütterten das ganze Zelt. Behutsam erhob er sich vom Bett und kniete auf dem Korb nieder, um die Zeltverschnürung etwas zu spreizen. Dann feuerte er mit seinem Dienstrevolver durch die kleine Oeffnung seine drei restlichen Schüsse, ohne zu zielen, in die Nacht hinaus, um die Hyänen zu erschrecken. Wirklich, nach dem Knallen wurde es draußen still; aber es war nur eine Stille vor dem Sturm. Sogleich kehrten die Hyänen zurück und erstürmten regelrecht das durch wenige Zeltschnüre zusammengehaltene Zelt. Es schien, als witterten sie, dass Fred über keine Munition mehr verfügte. Das Zeltdach fiel über ihm zusammen; er spürte den schweren Leib einer Hyäne, die am Zelttuch scharrte, und ihre Körperwärme durch die Zeltwand hindurch.

Plötzlich krachten Schüsse in nächster Nähe! Die Hyänen flüchteten, und gleich darauf wurde er - wieder durch sonderbare Zusammenhänge - aus seiner kritischen Lage befreit. Als er aus der Zeithülle kroch, sah

er seinen Freund aus Lagahardin vor sich, der zu ihm sagte: «Wie ich sehe, war meine Hilfe notwendig.» Nachdem Fred ihn vor Rührung umarmt hatte, erklärte van der Belt, er sei mit sechs Kulis auf der Draisine längs der Bahnstrecke auf Jagd gewesen und habe von weitem drei schwache Schüsse gehört. Da habe er angenommen, dass in Mehesso etwas nicht in Ordnung sein müsse. Darauf ließ er die Draisine durch seine Kulis auf Hochtouren rollen, um auf schnellstem Weg Mehesso zu erreichen. Vor der Metallbrücke hatte er das Zusammenbrechen des Zeltes inmitten einer Schar Hyänen beobachtet und sofort einige Biester zur Strecke gebracht.

Sie verfolgten die geflüchteten Tiere, die sich im Bachbett unter der Brücke erneut zusammenrotteten. Van der Belt verfeuerte ein ganzes Magazin; am frühen Morgen sahen sie acht erlegte Tiere herumliegen. Sie begossen die Kadaver mit Petroleum, um durch die Verbrennung den Aasgestank loszuwerden. Der Belgier nahm Fred nach Lagahardin mit, wo sie sein Abenteuer feucht-fröhlich feierten. Das zurückgekehrte Zugspersonal war entsetzt, nur ein eingestürztes Zelt und einen leer geschossenen Revolver auf dem Dienstkorb vorzufinden. Da sie keine Spur von dem Verschwundenen entdecken konnten, telephonierte Galatis in größter Aufregung nach Lagahardin. Am anderen Ende der Leitung lachte der Belgier, der zum Scherz zu ihm sagte, Hyänen hätten den Zugführer mit Haut und Haar aufgefressen. Er beruhigte Galatis aber gleich darauf mit der Erklärung, dass Fred jeden Augenblick mit der Draisine wohlbehalten in Mehesso einfahren müsse.

Am nächsten Sonntag befand sich Fred allein in Mehesso, weil Galatis bei seiner Frau in Dirre-Daua war und die Bremser am Hawasch-Fluss bei einer Chinin-Verteilung. Um sich nicht zu langweilen, wollte er an diesem Sonntag für den folgenden Werktag vorarbeiten,

ganz allein die kleine Pinguli-Lokomotive anfeuern und unter Druck setzen und den Materialzug mit Schwellen, Schienen, Kisten und Wasser nach Lagahardin führen. Dort konnte er dann mit seinem belgischen Freund Absinth trinken und sich mit ihm unterhalten. Nachdem die Pinguli angefeuert war und unter Druck stand, kuppelte er drei beladene Wagen vor die Maschine und hängte Zisternen- und Güterwagen hinten an. Die Lokomotive war somit in der Mitte. Darauf kontrollierte er Wasserstand und Kohlenvorrat der Tanke zu beiden Seiten der Maschine und zog sich dann einen blütenweißen Piquanzug an. Wohlgemut zündete er sich auf dem Führerstand eine selbst-gedrehte Zigarette an, gab Dampf, rollte ab und überließ das menschenleere Mehesso sich selbst.

Auf halbem Weg, zweiunddreißig Kilometer von Mehesso entfernt, war eine Weiche, über die man in ein kurzes Sackgeleise mit höchstens zwei Wagen einfahren konnte. Da man das Sackgeleise nicht mehr benützte, hatte Fred die Weiche mit einer Kette gesichert. Unzählige Male war er an dieser Weichenstelle vorübergefahren, ohne dass sich etwas ereignet hatte. Aber ausgerechnet an diesem Sonntag des 13. Juli 1913 sollte es eine Ausnahme geben. Als er sich mit dem Materialzug der Weichenstelle näherte, glaubte er von weitem zu sehen, dass die Weiche in Ordnung war; nähere Einzelheiten vermochte er auf der Geraden Strecke nicht zu unterscheiden, da er ja drei beladene Wagen vor sich hatte. Während er sich wieder eine Zigarette drehte, fuhren die vorderen Wagen auf dem Sackgeleise über das nicht blockierte Schienenende hinaus in weichen Erdgrund. Er hatte vom ganzen Vorgang nichts bemerkt und gab mehr Dampf, als die Geschwindigkeit nachließ. Im selben Moment hörte er das laute Klirren herabfallender Schwellen, und die Antriebsräder seiner Maschine schleuderten. Da gewahrte er mit Bestürzung, dass

der vorderste Wagen völlig übers Geleise hinausgefahren und abgesackt war. Der nächste mit Schienen beladene Plattformwagen hatte ihn zudem seitwärts umgeworfen. Die meisten Schwellen lagen verstreut auf dem Hauptgeleise. Der erste Wagen vor der Maschine war aus den Schienen gesprungen. Die Maschine befand sich direkt über der Weiche. Fred stellte den Dampf ab und sprang hinunter, um den entgleisten Wagen vor der Maschine los zu kuppeln.

Dann fuhr er einige Meter zurück und stellte fest, dass die Sicherungskette und das Weichengestänge entfernt worden waren. Die Weichenzunge war so gelegt, dass der Zug in das Sackgeleise einfahren musste. Ein regelrechter Anschlag war also verübt worden, entweder aus leichtsinniger Neugier, oder weil Eingeborene eine Plünderung geplant hatten. Es war schon vorgekommen, dass an stehengelassenen Lokomotiven Messing- und Kupferteile abgeschlagen worden waren; auch auf lose Dinge wie Ölkannen, Waschkessel, Scheuerhaken und Kohlenschaufeln hatten die Diebe es abgesehen.

Gewitzigt durch frühere Erfahrungen, blickte sich Fred nach allen Seiten um, um den Urheber beim Hervorkommen aus einem Versteck zu ertappen. Als er niemand zu sehen bekam, überlegte er kurz, was er in diesem Fall als einziger unternehmen könnte. Das Wasser im Tank war spärlich geworden; es reichte noch knapp bis Lagahardin, doch bis die Strecke freigelegt war, musste er wohl zweimal den Kessel speisen, und dann gab es keins mehr. Sofort begann er mit der Wegräumung der Schwellen. Im Handumdrehen haftete der heiße, klebrige Teer Belag der Schwellen an seinen Händen und an dem weißen Anzug, den er in der Aufregung vergessen hatte. Schweißgebadet, schwarz wie ein Totengräber und ermüdet zum Zusammenbrechen, hatte er endlich das Hauptgeleise frei bekommen. Zu seinem Verdruss entdeckte er nun, dass er weder nach

Mehesso noch nach Lagahardin weiterfahren konnte. Es blieb ihm somit nichts anderes übrig, als nach Mehesso oder Lagahardin zu marschieren. Er wählte den kürzeren Weg nach Mehesso. Vor dem Weggehen löschte er das Feuer und ließ den Dampf ausblasen; dann säuberte er sich die Hände mit Öl und Petroleum, um sich wenigstens eine Zigarette drehen zu können. Da er das Gelände gut kannte, benützte er eine Abkürzung.

Kaum hatte er fünfhundert Schritte zurückgelegt, so bemerkte er einen Aussa mit langen, stark eingefetteten Haaren, der neben einer Akazie stand. Er wollte sich rasch hinter dem Stamm verbergen; Fred kam ihm jedoch zuvor und warf einen kleinen Stein in seine Nähe zum Zeichen, dass er gesehen worden war. Der Aussa trat hervor; in seiner sehnigen Hand hielt er wurfbereit einen vergifteten Pfeil. Selbstsicher trat Fred zu ihm hin, und der Aussa stieß verlegen seine Pfeilspitze in die Erde. Energisch fragte Fred: «Esch hada?» («Was soll das heißen?»), und ohne eine Antwort abzuwarten, befahl er ihm, bis Mehesso voranzugehen. Folgsam willigte der Aussa ein, nahm seinen Pfeil an sich und lief wie befohlen voraus. Erst in Mehesso merkte der Aussa, dass Fred keine Waffe bei sich gehabt hatte. Fred fragte ihn, ob er die Weiche demoliert habe, erhielt aber die Antwort, dass er nichts damit zu tun habe. Sodann fragte Fred weiter, ob er für die Gesellschaft bei gutem Lohn arbeiten wolle. Als Antwort legte der Aussa seine Hände kreuzweise vor die Brust und verneigte sich. Fred schrieb seinen Namen auf und gebot ihm, unverzüglich nach der Unfallstelle zu gehen und dort die Maschine zu bewachen.

Vierzehn Tage später erhielt Fred die Nachricht vom Hinschied seiner Tochter Jlfaschoa. Die Oberin der Mission teilte ihm mit, dass Jlfaschoa am 13. Juli mittags an einer akuten Lungenentzündung gestorben sei, dass sie die heiligen Sakramente empfangen und ein christli



ches Begräbnis auf dem Friedhof der Giorgiskirche erhalten habe. Fred weinte herzzerbrechend. War es Zufall gewesen, dass er am Sterbetag seines Kindes schwarz wie ein Totengräber ausgesehen hatte? Seine Vorahnung, dass er sein Kind nie mehr wiedersehen werde, hatte sich erfüllt.

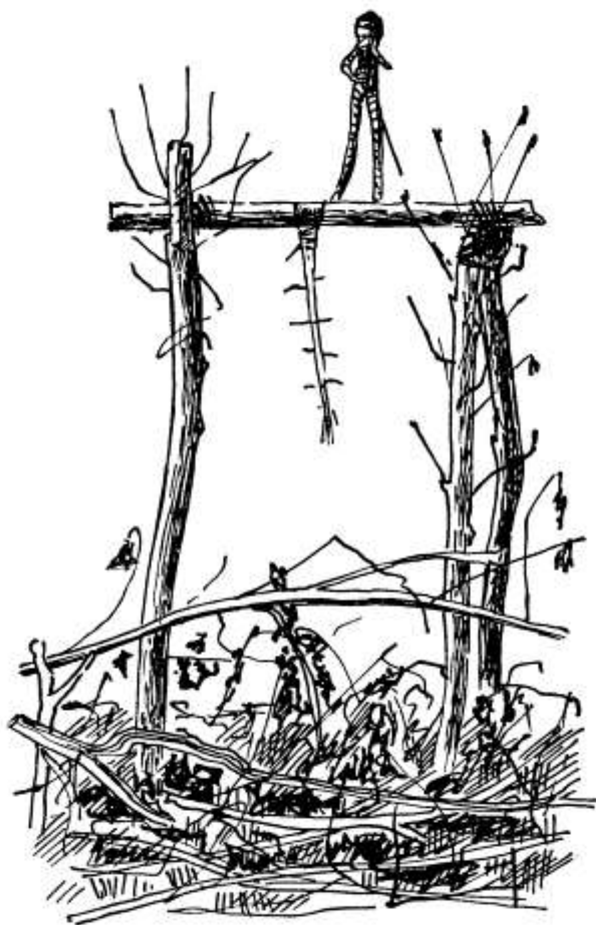
Bald darauf wurde Fred zum Hawasch versetzt, wo ihm eine kleine Holzbaracke als Behausung zugewiesen wurde. Mohammed-Achmed, ein Bremser, diente ihm freiwillig als Boy und Koch. Eine schwere Fieberepidemie wütete am Hawasch unter den Kulis, besonders unter den zuverlässigen und fleißigen Somali. Die Bahnbaugesellschaft hatte deshalb größte Mühe, Ersatz für die Dahingeschiedenen zu finden, weil die verschont Gebliebenen nicht in der Seuchengegend arbeiten wollten.

An einem Nachmittag hatte Achmed vor kurzem den Tee serviert, und als Fred eine Weile später nach ihm rief und keine Antwort erhielt, stand er auf und begab sich hinter die Baracke. Dort saß Achmed an die Holzwand gelehnt mit der Serviette in der Hand. Fred glaubte, er schliefe, und wollte ihn wecken. Da gewahrte er mit Schrecken, dass sein Boy gestorben war. Er alarmierte sofort dessen Lands- und Glaubensgenossen, die beim Anblick des Toten den Lobgesang «Allah isch Allah, Mohammed usurullalla» anstimmten. In einem fort das gleiche singend, wickelten sie den Verstorbenen in seine Toga ein, so dass nichts mehr von ihm zu sehen war. Dann schaufelten sie im sandigen Boden mit bloßen Händen ein ziemlich tiefes Grab. Auf dem Grabesgrund errichteten sie seitwärts eine Nische, legten den Leichnam hinein und verstopften den Nischenzugang mit Stecken und Tuchfetzen. Hierauf kehrten alle dem Grab den Rücken und begannen den aufgeworfenen Sand in die Grube zu scharren, um sie auszufüllen. Fred, der dicht am Grabesrand gestanden und teil-

nahmsvoll dem Begräbnis zugesehen hatte, stürzte unbemerkt in den Grabesgrund hinunter, weil der sandige Boden nachgegeben hatte. Die Sandmassen, welche die Moslems in die Gruft hinunterscharrten, fielen ihm fortwährend auf den Kopf. Um durch den dichten Sandstaub nicht zu ersticken, hielt er sich eine Hand vors Gesicht, während er sich höher und höher arbeitete. Er tastete mit der rechten Hand nach oben, um einen der Totengräber an den Füssen zu erwischen. Als er endlich einen erfassen konnte, stieß der Mann einen Schrei aus, worauf alle anderen in ihrer Tätigkeit innehielten. Nun stemmte sich Fred mit beiden Händen auf den Grabesrand und erklomm, von Sand bedeckt, den Boden der Lebendigen, zum größten Erstaunen der Somali. Im nächsten Augenblick nahmen sie die Arbeit wieder auf, als ob nichts geschehen wäre.

Als die höchste und längste Eisenbahnbrücke von Djibouti bis Addis Abeba, die über den Hawasch führt, fertig erstellt war, wurde Fred die Ehre zuteil, als erster Lokomotivführer mit der Pinguli darüber zu fahren. Bei der Ein- und Ausfahrt schmetterten Ingenieure je eine Flasche Champagner gegen eine Brückenstrebe. Zwei Dutzend Flaschen Champagner wurden unter die Weißen verteilt.

Als die Hälfte der Strecke zwischen Addis Abeba und dem Hawasch fertig erstellt war, erhielt Fred von der Direktion den Auftrag, die «Ramassage» durchzuführen. Dabei handelte es sich darum, sämtliche Schienen, Weichen, Waggonets und Lokomotiven zusammenzulesen, die längs der Bahnlinie von der Hawaschbrücke bis Dirre-Daua verstreut herumlagen. Man übergab ihm hierfür eine neue Belforter Lokomotive, Güterwagen, Wohnwagen, Zisterne und verschiedenes Rohmaterial; in drei Etappen sollte er das Material sammeln und dann nach dem Meerhafen Djibouti befördern. Dort wurde es auf einen Frachtdampfer verladen und nach



Marseille verschifft. Diese Aufgabe wurde zu einer der schönsten Episoden seines Lebens. Er war nun Lokomotivführer, Zugführer, Aufseher und Magaziner in einer Person. In seinem Güterwagen hatte er einen Kassenschrank, worin das Lohngeld für seine zweihundert Kulis aufbewahrt wurde; zugleich diente ihm der Wagen als Büro. Er erhielt für sich und seine Leute eine Menge Lebensmittel und Getränke, Waffen und Munition, Werkzeuge und allerlei Geräte. Er war völlig selbständig und unabhängig vom übrigen Bahnbetrieb. Wenn er irgendwo längere Zeit zu bleiben gedachte, ließ er sich ein Sackgeleise erstellen und parkte dort seine Zugskomposition. Bereits rollten die ersten Güterzüge von beiden Seiten über die Bahnstrecke.

Während seines ganzen Aufenthaltes in Afrika hatte er nie so oft gejagt wie jetzt; er erlegte zwar nur kleines Wild, um nicht immerzu nur Hühner-, Hammel- und Ochsenfleisch essen zu müssen.

Einmal wurde einer seiner beladenen Züge auf der Fahrstrecke von einer Herde wilder Arussi-Ochsen angefallen. Es waren starke, gut genährte Tiere mit weit ausladenden Hörnern. Mit gesenktem Kopf rannten sie blindlings in die rollenden Wagenräder und brachen sich dabei Hörner und Genick; andere stürzten laut brüllend neben dem Bahndamm schwerverletzt zu Boden. Der ganze Zug entgleiste durch den Anprall, und die entgleisten Wagen demolierten noch eine Strecke weit die Schwellen, so dass sie ausgewechselt werden mussten. Die Kulis bemächtigten sich des vielen guten Fleisches und töteten die verletzt umherirrenden Tiere. Fred ließ sich eine Ochsenkeule geben und schmorte sie in der Feuerbüchse der Lokomotive. Die Kulis zerschnitten das viele erbeutete Fleisch in Scheiben, die sie an schattigen Orten an der Luft trocknen ließen, um das Fleisch haltbar zu machen.

Fred erlangte große Geschicklichkeit darin, entgleiste Wagen und selbst seine viele Tonnen schwere Lokomotive wieder auf die Schienen zu heben; denn es verging kein Tag, ohne dass ein oder mehrere Wagen entgleisten.

So trottete einmal ein trächtiges Kamel vor der Lokomotive. Fred verlangsamte die Fahrgeschwindigkeit, öffnete die zischenden Schlammhähne der Zylinder und betätigte unaufhörlich die Dampfpfeife, um das Kamel vom Bahndamm zu verscheuchen. Schon glaubte er es überholt zu haben, als es plötzlich quer übers Geleise direkt vor den Steinpflug der Lokomotive lief. Es wurde umgeworfen, auf die Seite gedrängt, geriet unter den Zylinder und wurde von der nachfolgenden Schubstange erfasst. Die Maschine entgleiste.

Als ein herbeispringender Hirte das tote trächtige Kamel erblickte, begann er gottsjämmerlich zu schreien. Auf sein Geschrei hin kamen die Kulis der Ramassage herbei. Einer von ihnen nahm mit seinem Messer an dem toten Tier einen Kaiserschnitt vor und rettete das unversehrte Kälbchen. Behende trug es der kleine Hirte nach seinem Kral. Da Fred das Vorkommnis auf seinem Tagesrapport meldete, wurden dem Besitzer des Kamels achtzig Taler vergütet.

Es verging kein Tag, ohne dass sich etwas ereignete. Kleinere Tiere wie Hasen, Dikdik und Schakale wurden in den Morgenstunden fortwährend überfahren oder unter den Schwellen zerdrückt.

Da sich die Stahlteile des Bahnkörpers infolge der sengenden Sonnenhitze ausdehnten, lockerte sich der gekrampte Ballast unter den Schwellen und wich vom Bahnbett weg, so dass unter vielen Schwellen Löcher entstanden, die von kleineren Tieren und Schlangen als Schlupfwinkel benutzt wurden. Hasen und Zwergantilopen fanden längs des Schienenweges immer etwas Grünfutter, das durch das Abwasser der Lokomotiv-

Injektoren aufspross. Schlangen und Schakale suchten hier ihre Beute unter den Verkehrsopfern, bis sie selbst zum Opfer wurden.

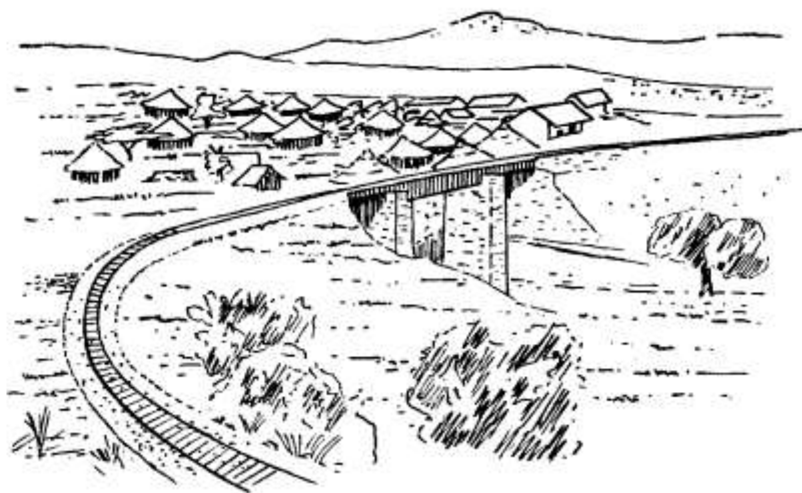
Während der Regenzeit gab es für Fred allerlei Ueberraschungen, weil sich die Wasserdurchläufe und die Pontons als viel zu klein erwiesen, um das viele Regenwasser ungehindert durchfließen zu lassen. Das Bahnbett sackte vielerorts ab. In den entstandenen Mulden schleuderten die Antriebsräder der Lokomotive, und der Zug kam zum Stehen. Die Maschine musste samt Schiene unter Zuhilfenahme von Winden gehoben werden. Provisorisch legte man grössere Steine unter Schwellen und Schienen, bis die ambulanten Kramper-Equipen die Sache in Ordnung brachten.

Fred konnte sich oft mit einem Kapitän vergleichen; denn seine Maschine und die einzelnen Wagen schlingerten während der Fahrt wie ein Schiff auf bewegter See. Sooft er auf gerader Strecke vom Führerstand nach dem hintersten Wagen seines Zuges blickte, sah er ihn wie den Pendel einer Uhr hin und her schwingen. Es war schwierig, vor offener Feuertür Kohlen einzuschaufeln oder das Feuer zu entschlacken. Jeden Augenblick wurde man hochgehoben wie ein Cowboy auf ungesatteltem Pferd; es gab auch Momente, in denen man das Gefühl hatte, den Boden unter den Füssen zu verlieren.

Nach der Regenzeit musste Fred in Mehesso eines Tages seine Lokomotive wenden. Als er die Steuerung im Auslaufgeleise nach der zweiten Weiche auf «Rückwärts» kurbelte, begann sich die Belforter nach links zu neigen, weil der Boden bis tief hinunter durch den langen Regen aufgeweicht war. Er hatte die Geistesgegenwart, sämtliche Dampfabzüge zu öffnen und Erde ins Feuer zu schütten, um eine Kesselexplosion zu verhüten. Dann stürzte seine neue Lokomotive vollends um und sackte allmählich bis zur Mitte des Dampfkessels

in den Schlick. Bei der Bergung mussten jeder Winde zehn Paar Schwellen kreuzweise übereinander geschichtet werden, bis sie imstande waren, auf solidem Grund die Maschine langsam zu heben. Nach vier Tagen war es soweit, dass sie fußhoch über den Schienen stand.

Nach Beendigung der Ramassage, die sich über ein Vierteljahr erstreckte, erhielt Fred von der Direktion der Bahnbau-Gesellschaft eine besondere Geldprämie für seine Leistung.



10. KAPITEL

Aufstieg zum amtlich geprüften Lokomotivführer - Lidsch Yassu in Djibouti - Zugsentgleisung durch junge Heuschrecken - Tragische Katastrophe - Der anspruchsvolle Nachfolger - Fred bringt einen ehemaligen Sklaven schwarz über die Grenze - Merkwürdige Rechtsprechung in Djibouti - Ausgediente Schweizer Kanonen im Weltkrieg - Befreiung eines Internierten - Das Korsarenschiff «Emden» - Abenteuerliche Einschiffung

Herr Bernard, der Betriebsdirektor des «Chemin de Fer Franco-Ethiopien de Djibouti ä Addis Abeba» übernahm Fred von der Bahnbau-Gesellschaft als Zugführer. Er erhielt als Kennzeichen seines Amtes schwarze Kragenpatten, in die mit Silbergrau die Initialen C. F. F. E. eingestickt waren (Abkürzung der offiziell benannten Bahngesellschaft). Seine tägliche Fahrstrecke auf Güterzügen war Djibouti—Aischa—Dirre-Daua. Die Fahrstrecke betrug 360 Kilometer, die Fahrzeit zehn Stunden bei einer mittleren Fahrgeschwindigkeit von 45 km/h. Ein Dutzend Güterzüge rollten täglich in beiden Richtungen auf dem einspurigen Geleise. Es gab daher viele Zugskreuzungen auf den Stationen, die vierzig bis fünfundsechzig Kilometer auseinander lagen. Zweimal in der Woche rollte der «train regulier», zu Wochenbeginn ins Landinnere, am Wochenende zum Indischen Ozean. Diesen Zug führte in beiden Richtungen ein älterer, von der Sonne gebräunter Südfranzose. Er hatte nur Personenwagen mit einem Gepäckwagen, und als Zugsgespann diente eine Lokomotive aus Winterthur, der man den Namen «Gazelle» gegeben hatte; man konnte diesen Namen auf einer Bronzetafel in der Mitte des Dampfkessels lesen. Diese Winterthurer Lokomotive (es gab mehrere) hatte ihre Probefahrt auf der Rhätischen Bahn bestanden, die wie die abessinische einen Meter

Spurweite hat. Sämtliche Zugführer waren Europäer und Levantiner, während es unter den Lokomotivführern einige Araber und Somali gab. Außer in Djibouti, Aischa, Dirre-Daua waren alle Stationsvorstände Schwarze, ebenso das übrige Personal der verschiedenen Abteilungen. Zu den europäischen Zugführern zählten drei Franzosen und ein Schweizer; bei den Levantinern waren die einen Griechen und die anderen Syrier. Die Levantiner betrachtete man nicht als Europäer.

Es war bei den Zugführern üblich, wenn sie den Zug übernommen und die Fahrt angetreten hatten, sich im Güterwagen, wo die Bremser den Dienstkorb abgestellt hatten, auf Säcken, Kisten oder Ballen einen bequemen Platz zu suchen. Der Geruch wechselte hier je nach dem Abfahrtsort; entweder roch es nach Kampfer, Häuten und Fellen oder nach dem Inhalt der Säcke und Ballen, denen auch der Schiffsgeruch immer noch anhaftete. Hatten die Zugführer das bequeme Plätzchen gefunden, so machten sie sich's gemütlich; andernfalls saßen sie am Boden bei der offenen Wagentür und ließen ihre Beine hinaushängen. So oder so behielten sie einen der drei zugeteilten Bremser bei sich, der an ihrer Stelle den fahrenden Zug im Auge behalten musste. Sie selbst gaben nur auf den Stationen Abfahrts- und Haltesignale und füllten die Rapporte aus.

Auf dieser längst erstellten Fahrstrecke kam es selten zu Entgleisungen, weil das Bahnbett stabiler war und die Ausdehnung der Schienen durch den größeren Feuchtigkeitsgehalt der nahen Meeresluft gemildert wurde.

Als es auf der russischen Gesandtschaft in Addis Abeba einen Gesandtenwechsel gab, erhielt Fred den Auftrag, den Spezialzug für den ankommenden neuen Gesandten bis zum Hawasch zu begleiten. In einem Wagen-Abteil lernte er Alwine Mazais aus Riga kennen, die Gesellschaftsdame der Frau des Gesandten. Die kluge,

deutsch sprechende Russin aus dem Baltenland knüpfte ein längeres Gespräch mit ihm an und stellte äußerst gescheite Fragen über Dinge, die er bisher nur wenig beachtet hatte, und doch waren es lebenswichtige Dinge.

In Dirre-Daua wurde Fred vom Gesandten zum Abendessen eingeladen. Bei diesem Anlass ging es heiter zu. In animierter Stimmung bat er die Gesellschaftsdame Mazais, mit ihm einen Spaziergang im Mondschein zu machen, statt wie die übrigen den Abend mit Tanzen zu verbringen. Sie willigte ein, und so schritten sie unter blühenden, wohlduftenden Mimosen dahin. In den Duft der Mimosen mischte sich der angenehme Geruch regendurchnässter Erde. Fred führte seine Begleiterin zu Termitenbauten und erklärte ihr, was er selbst über Termiten und deren Lebensweise wusste. Anschließend gingen sie zum Flussbett, um die dort hausenden Dschinscheros und Totas aufzusuchen. Die Männchen hatten Wache gestanden; denn beim Herannahen der Menschen stimmten sie ein heiseres Gebell an, um ihre Weibchen und Jungen zu warnen. Als sich die beiden wieder dem Hotel näherten, waren die Räume immer noch hell erleuchtet.

Am folgenden Reisetag, auf der Fahrt zum Hawasch, musste Fred der Frau des Gesandten und ihrer Gesellschaftsdame von seinen afrikanischen Erlebnissen erzählen. Als er die Schreckensnacht von Meta-Hara anschaulich schilderte, baten sie ihn, dort etwas länger haltzumachen und sie zum Krater zu begleiten. Diesen Wunsch erfüllte er ihnen gern. Am Hawasch wurde dann herzlich Abschied gefeiert, woran auch der Gesandte teilnahm. Fred ließ durch Alwine Mazais Grüß an seinen väterlichen Freund, Dr. Kohanowsky, ausrichten. Fred und Alwine wurden gute Freunde und blieben es für immer.

In Dirre-Daua stand noch ein anderer Schweizer im

Dienst des C.F.F.E., Herr Schach aus Zürich als Depot-Chef. Er war ein tüchtiger, vorbildlicher Vorgesetzter, der vom Personal geschätzt und geliebt wurde. Schon längst hatte Schoch gewünscht, dass Fred versetzt würde, weil er mit seinen Leistungen bei der Ramassage sehr zufrieden gewesen war. Bei nächster Gelegenheit verwendete er sich für Fred, worauf er einem Elsässer als Heizer zugeteilt wurde, der früher bei der P.L.M. (Paris-Lyon-Marseille) Lokomotivführer gewesen war. Bei ihm auf der Maschine konnte Fred noch verschiedenes hinzulernen. Der Dienst als Heizer war sehr beschwerlich, und Fred bekam fast Lust, ihn aufzugeben. Als Schoch dies merkte, veranlasste er, dass Fred für einen Probemonat zum Lokomotivführer-Eleven ernannt wurde. Da er in dieser Eigenschaft nicht mehr Kohlenbrikette schichten, zerschlagen und schaufeln musste, willigte er gern ein. Während des Probemonats begab sich Fred jeden Abend ins Depot zu Schoch, um sich bei ihm theoretisch ausbilden zu lassen. Bald wusste er über Lokomotiven besser Bescheid als selbst der Elsässer. Am Monatsende erschien der Chefingenieur im Führerstand, und während der Fahrt nach Djibouti stellte er mit Fred ein Examen über seine technischen und praktischen Kenntnisse als Lokomotivführer an.

Er legte ihm dabei äußerst knifflige Fragen vor, was in diesem oder jenem Fall zu tun oder zu lassen sei. Dann schilderte er ihm verschiedene Pannen, und wollte wissen, wie sie endgültig oder notdürftig zu beheben wären. Sachlich und fließend gab Fred jedes Mal treffende Antworten. Erstaunt über sein vielseitiges Wissen, ordnete der Chef an, dass ihm seine frühere Belforter Lokomotive zugeteilt wurde, und ernannte ihn zum Lokomotivführer des Betriebes. Fred bezog ein Monatsgehalt von tausend Franken, und jedes Dienstjahr wurde für die spätere Pensionierung gedoppelt, so dass er sich schon nach fünfzehn Dienstjahren zur Ruhe hätte

setzen können. Zudem gewährte man ihm nach drei aufeinander folgenden Jahren ein Vierteljahr Auslandsurlaub mit Vorausentlöhnung und bezahlter Schiffs- und Bahnreise für ihn und seine etwaige Familie.

Als er in Djibouti einmal nach Feierabend (nachts fuhren keine Züge) vom Depot nach seinem Zimmer ging, erlitt er kurz vor Sonnenuntergang in der Nähe des Bahnhofs einen Sonnenstich, nur weil er einen Augenblick den Tropenhelm abgenommen hatte, um sich die feuchte Stirn mit dem Taschentuch zu trocknen. Bewusstlos fiel er mitten auf der Straße um. Im selben Augenblick fuhr eine Droschke vorbei. Eine Somali-Dirne, die darin saß und zwecks ärztlicher Behandlung nach dem Spital fuhr, hatte Fred umfallen sehen und ließ deshalb die Droschke anhalten. Mit Hilfe des Kutschers hob sie den Bewusstlosen in den Wagen und nahm ihn gleich mit sich nach dem Spital, wo man ihn fachgemäß behandelte. Er erholte sich so rasch, dass er bald darauf seinen Weg nach Hause fortsetzen konnte. Er wohnte bei einem Inder von der Kaste der Brahmanen. Fred sah ihn selten, denn er war Kaufmann und betreute einen Basar, der Tag und Nacht offen war. Frau und Tochter behandelten Fred wie einen Blutsverwandten und wetteiferten miteinander, ihm das Leben angenehm zu gestalten.

Im Juni 1914 begegnete Fred seinem früheren Gönner Lidsch Yassu. Er war nur von Ato Tassama begleitet und ohne jedwelches Gefolge. Unauffällig hatte er dem französischen Gouverneur einen Besuch abgestattet, um wegen der beschlagnahmten Skoda- und Schweizerkanonen zu verhandeln. Das Ergebnis war negativ ausgefallen, wie Tassama enttäuscht und bedrückt zugab. Kaum hatte Fred dies vernommen, kam er auf den Gedanken, seine eigene gute Beziehung zu dem Gouverneur auszunutzen. Er bewog die beiden, mit ihm als Wortführer den Gouverneur nochmals aufzusuchen.

Obwohl der Kronprinz am Erfolg einer unmittelbaren zweiten Verhandlung zweifelte, willige er doch ein, da er Freds Überzeugungskünsten nicht widerstehen konnte.

Verwundert empfing der joviale französische Gouverneur das Trio. Fred erläuterte ihm vorerst, weshalb gerade er als Schweizer und Bahnbeamter sich zum Wortführer des abessinischen Kronprinzen gemacht hatte. Ohne Umschweife kam er dann auf die Affäre mit den Geschützen zu sprechen und schlug vor, den Abessiniern die Kanonen ohne Munition zu übergeben, da in diesem Falle vonseiten Italiens und Englands keine Schwierigkeiten wegen des Waffenembargos zu gewärtigen seien. Zum Ausgleich werde der gesamte abessinische Ministerrat den Weiterbau der Bahnlinie von Addis Abeba bis Gambela ermöglichen. Beiden Parteien gefiel die Anregung, und sie wurde protokolliert. In bester Laune verabschiedeten sie sich vom Gouverneur. Als Fred Lidsch Yassu zum Bahnhof begleitete, erklärte er ihm, dass es möglich sei, die fehlende Munition in Aethiopien herzustellen, und erinnerte ihn an den Amerikaner, der sich vor Jahresfrist, noch vor der Palastrevolution, darum beworben habe, in Addis Abeba eine Munitionsfabrik zu erstellen. Vor seiner Abfahrt versprach ihm Lidsch Yassu, mit Vittaurari Abde Giorgis zu sprechen, damit Fred in sein früheres Amt als Geschützmechaniker eingesetzt würde. Mit herzlichem Händeschütteln trennten sie sich, ohne es zu ahnen, für immer.

Zwei Wochen später erhielt Fred vom Betriebsdirektor Bernard den Auftrag, die alten Hinterlader-Festungskanonen mit eichenen Lafetten nach Dirre-Daua zu befördern, diese Hundertzwanzig Geschütze mit Schoch zusammenzusetzen und zu parken, bis der abessinische Ministerrat den Weitertransport nach dem Innern anordnete.

Auf seine Frage, was mit den übrigen sechs Feldge-

schützen, die mit Kruppschen Rohren ausgerüstet waren, geschehen solle, antwortete der Direktor, dass sie vorderhand zurückgehalten würden, weil sie als leicht bewegliche Artillerie moderner Konstruktion im Falle unvorhergesehener politischer Umwälzungen den Engländern und Franzosen leicht Schaden zufügen könnten. Diese versteckte Anspielung betraf Lidsch Yassu, den Türken- und Deutschenfreund. Da der Erste Weltkrieg bereits im Juli 1914 eine beschlossene Sache zwischen der Entente cordiale war, um den verhassten Hohenzollern-Kaiser aus seinen Kolonien zu vertreiben, hatten die militärischen Geheimdienste der Alliierten ein wachsames Auge auf Lidsch Yassu. Nicht nur das, sie bedienten sich Yassus selbst, damit er wie ein Stier gegen den Degen des Matadors vorstieß und sich die tödliche Waffe selbst ins Herz rammte.

Wahrscheinlich hatte sich der französische Gouverneur mit seinem britischen Kollegen in Britisch-Somali Land wegen der Geschützübergabe ins Einvernehmen gesetzt. Die veralteten Kanonen aus böhmischem Schrott hielten sie für ungefährlich und ließen sie deshalb die Grenze passieren.

Nachdem der Kanonentransport beendet war, erlebte Fred kurz hintereinander zwei Begegnungen mit Heuschrecken. Auf der Fahrt von Djibouti nach Aischa sah er von seiner Lokomotive aus, dass sich unweit vor dem dahinrollenden Zug eine grasgrüne Masse von beträchtlichem Ausmaß langsam über den Bahndamm fortbewegte. Wie er bald feststellen konnte, waren es junge Heuschrecken, die noch nicht «flügge» waren. Um ihre Anzahl auszudrücken, müsste man astronomische Zahlen gebrauchen; denn auf einer Fläche von fünfhundert Quadratmeter schoben sie sich so dicht wie Haare auf dem Kopf nebeneinander und zudem noch handbreit übereinander dahin. Sie sahen aus wie ein dicker, grü-

ner Teppich, der von einer unsichtbaren Hand am Boden nachgeschleppt wurde. Die einzelne Heuschrecke war nicht grösser als fünfzehn Millimeter, und die Masse bewegte sich in der Stunde nur dreieinhalb Meter vorwärts. Das Gelände war an dieser Stelle abschüssig, so dass der Zug in schneller Fahrt über die Insekten hinwegfuhr. Die Räder zermalmten die grüne Masse wie eine Oelmühle. Die glühend heißen Bremsklötze versengten den Tiertrester, so dass ein übelriechender Rauch entstand. Die Schienen waren auf eine beträchtliche Strecke wie geölt. Obwohl sämtliche Räder blockiert waren, glitt der Zug nunmehr wie ein Schlitten über Eis und verlor durch die übersetzte Geschwindigkeit die nötige Haftung an den Schienen. Bei einer Kurve am Ende des Gefälles entgleiste er deshalb trotz Gegendampf und Sandablassen mit allen Wagen und mitsamt der Maschine.

Außer einigen verbogenen Schwellen war kein Materialschaden entstanden. Mit drei Winden wurden die Lokomotive und die beladenen Wagen wieder auf die Schienen gehoben. Mit acht Stunden Verspätung erreichten sie die nächste Station, wo mehrere Züge der Gegenrichtung die Kreuzung abwarteten. Diese Verspätung übertrug sich auf den ganzen Betrieb wie ein ins Wasser geworfener Stein, dessen Wellenkreis sich bis zur Wasserkante fortpflanzt. Einige Tage später meldete der Heizer Fred, dass er eine mächtige rostbraune Wolke in beträchtlicher Höhe sehe, die sich dem Zug rasch von vorne nähere. Als Fred nach oben schaute, gewahrte er einen ungeheuren Schwarm fliegender Heuschrecken. Sie flogen in nordöstlicher Richtung. In einigen Augenblicken mussten sie die Maschine überfliegen. Als der Schwarm vor der Sonne durchflog, wurde es für kurze Zeit unheimlich dunkel; ein gespenstischer Schatten huschte über den Erdboden weg. Als die Heuschrecken in hundert Meter Höhe über der Lokomo-

tive vorbeiflogen, beobachtete Fred, dass sich in dem Schwarm senkrecht über dem Kamm der Maschine eine kreisrunde Oeffnung bildete, so dass man das Blau des Himmels sehen konnte. Diese Oeffnung pflanzte sich weiter, solange die Heuschreckenwolke über dem Kamin flog. Einige Heuschrecken fielen auf den Tender herab. Fred erhaschte schnell ein Insekt. Mit unglaublicher Schenkelkraft versuchte es sich frei zu machen, biss ihn in die Finger und sonderte fortwährend einen dunklen Saft aus dem Zangenmaul ab. Empört schmiss er es in die Feuerbüchse. Die Heuschrecke hatte eine Körperlänge von zwölf und eine Flügelspannweite von zwanzig Zentimeter. Ihr Leib war so dick wie der Daumen einer starken Hand.

Plötzlich hörte Fred Trommelschläge in der Umgebung. Eingeborene machten beim Herannahen der Heuschrecken einen Heidenlärm, um sie zum Weiterfliegen zu veranlassen. Er konnte später an anderer Stelle ein kahl gefressenes Kulturgelände sehen und erhielt einen Begriff von den Verheerungen, die die Heuschrecken verursachten, wenn sie sich niederließen. Sogar die scharfen Eukalyptus-bäume können die Fresslust dieser biblischen Plagegeister nicht eindämmen.

Ein anderes Mal fuhr Fred mit seiner Lokomotive und angehängtem Zug auf stark abfallendem Gelände über einen hohen Bahndamm in eine enge Kurve vor einer Eisenbahnbrücke.

Da musste er den schnell abwärts fahrenden Zug plötzlich stoppen. Dem Ernst der Lage entsprechend gab er den Bremsern Pfeifsignale. Als das Kreischen der blockierten Räder verstummte, stand seine Maschine fünf Meter vor einem auf dem Geleise stehengebliebenen Wagen eines verunglückten Güterzuges. Zwanzig Meter tiefer schachtelten sich am Fuße des Dammes zertrümmerte Güterwagen ineinander; und daneben war eine Menge geplatzter Säcke mit Kaffeebohnen ver-

streut, vermengt mit zahllosen Holzsplittern. Eine frisch revidierte Winterthurer Maschine lag völlig demoliert, mit den Rädern nach oben, im steinigen, ausgetrockneten Flussbett. Freds Dienstkollege Ali ben Yussuf, ein sehr tüchtiger Somali-Lokomotivführer, befand sich neben seinem Heizer im einstigen Führerstand, zur Unkenntlichkeit platt gedrückt und verbrüht. Der Zugführer, ein Syrier, lag neben dem auf dem Geleise stehengebliebenen Wagen in völliger Apathie, unfähig, einen zusammenhängenden Satz zu sprechen. Von den beiden Bremsern fehlte jede Spur; sie mussten sich gerettet haben und zu Fuß durch die Steppe weggelaufen sein. Fred holte das Feldtelephon aus dem Dienstkorb des Syriers, stellte die Verbindung mit Djibouti her und meldete dem Vorstand das grässliche Geschehen, das sich vor wenigen Stunden zugetragen hatte. Er berichtete auch, dass das Geleise auf einer Strecke von fünfzig Meter zerstört war. Der Vorstand beauftragte Fred, mit seinem Zug rückwärts nach Dauanle zu fahren, um dort die weiteren Anordnungen abzuwarten.

Durch den schwarzen Stationsvorstand vernahm er dann, dass Ali vor seiner verhängnisvollen Abfahrt die Bremse geprüft und einen Defekt festgestellt hatte. Er habe deswegen nicht weiterfahren wollen; sein Zugführer habe ihn jedoch aufgefordert, trotzdem weiterzufahren und den Bremsern Signale zu geben, wenn sie die Handbremsen betätigen sollten. In höchst nachlässiger Weise hatte der Zugführer beide Bremser bei sich im geschlossenen Güterwagen gelassen, von wo sie im kritischen Moment nicht mehr zu den Handbremsen der anderen Wagen gelangen konnten. Die leichte Winterthurer Lokomotive vermochte den in übersetztem Tempo hinabrasenden Zug nicht mehr zu beherrschen. Lokomotive und Wagen sprangen aus den Schienen und stürzten in die Tiefe, während sich der letzte Wagen mit dem Zugspersonal wie durch ein Wunder aus der Zan-

genkupplung löste und auf dem Geleise stehenblieb. Der Zugführer hatte einen der besten farbigen Lokomotivführer leichtsinnig in den Tod getrieben und dem C.F.F.E. bedeutenden Sachschaden zugefügt. Seine Schuld konnte nur durch fristlose Entlassung aus dem Bahndienst gesühnt werden.

An Stelle des verunglückten Ali wurde ein englischer Lokomotivführer angestellt, der aus dem Kenyagebiet kam. Um die Strecke kennenzulernen, musste er einen Monat lang mit Fred fahren. Dieser tüchtige Fachmann vermochte einfach nicht zu begreifen, dass er als waschechter Brite nicht das doppelte Gehalt verlangen und erhalten konnte. In Kenya erhielten die Engländer doppelt so viel wie ihre farbigen Kollegen für ein und dieselbe Leistung. Fred belehrte ihn, dass Frankreich eine demokratische Republik sei, in der das Gesetz bestehe, für gleiche Leistung gleichen Lohn zu entrichten, ohne Rassenunterschiede zu machen.

Unerwartet traf Fred in Dirre-Daua den ehemaligen Schankalla-Sklaven Dönbelo, den sein Onkel gekauft und dem er die Freiheit zurückgegeben hatte. Seither war Dönbelo als gewöhnlicher Diener bei ihm beschäftigt. Vor kurzem war er davongelaufen und hatte nun als Schankalla größte Mühe, sich die relative Freiheit zu erhalten. Allzu leicht konnte er von einem skrupellosen Abessinier als durchgebrannter Sklave festgenommen werden. Kein abessinischer Richter hätte ihn gegen solche Willkür geschützt. Deswegen wollte er gern nach Djibouti fliehen, wo es keine Sklaverei mehr gab. Doch wie sollte er als « Gezeichneter» über die gut bewachte abessinische Grenze gelangen, wo Zollbeamte und Sawennjas des Ras Taffari ein äußerst wachsames Auge hielten?

Kein Sklave, aber auch keine abessinische Frau, weder Maultiere, Pferde noch Hornvieh durften das Land verlassen. Als Dönbelo mit Fred zusammentraf und ver-

nahm, dass der Neffe seines früheren Herrn täglich nach Djibouti fuhr, bat er ihn, es doch möglich zu machen, dass er auf irgendeine Art entrinnen könne. Aus bloßer Menschlichkeit tat ihm Fred den Gefallen, obgleich er Gründe gehabt hätte, ihm diesen Dienst zu verweigern. Er versteckte Dönbelo in einem beladenen Güterwagen seiner Zugskomposition, die er nach Djibouti führen musste. Eine Station vor der Grenze bei Dauanle holte er ihn aus seinem Versteck hervor und verkleidete ihn als Heizer. Weder Zollbeamte noch Sawennjas durften sich auf der Lokomotive betätigen. Als die Grenze passiert war, tanzte Dönbelo auf französischem Boden vor Freude über seine Freiheit. Das Schönste aber ereignete sich in Djibouti, wo Dönbelo vom abessinischen Konsul als freier Diener mit einkömmlichem Lohn angestellt wurde.

Am Abend desselben Tages, an dem Fred Dönbelo nach Djibouti geschmuggelt hatte, erlebte er ein Ärgernis, das seine Hochschätzung für die Franzosen schmälerte. Er hatte sich nach der Ankunft einen sauberen, weißen Anzug angezogen und ging dann auf dem Trottoir am Isthmus entlang nach dem Städtchen. Eiligen Schrittes kamen fünf Somali hinter ihm her. Sie hatten an der Mole auf der Halbinsel Kohle geschaufelt, trugen noch ihre mit Kohlenstaub beschmutzten Lendentücher und waren von Kopf bis Fuß mit Schweiß und Staub bedeckt. Sie schritten in einer Reihe nebeneinander und füllten die ganze Trottoir-breite aus. Als sie Fred einholten, stießen sie ihn dreist zur Seite und beschmutzten ihn auf der rechten Seite von oben bis unten mit fettigem Kohlenstaub und Schweiß. Da er in dieser Verfassung seinen Ausgang nicht fortsetzen konnte, trat er ärgerlich nach dem fehlbaren Somali. Darauf umzingelten ihn die fünf Männer, beschimpften ihn aufs unflätigste und versuchten sogar tätlich zu werden. Es kam zu einem Menschenauflauf in der sehr

belebten Straße. Zwei schwarze Polizisten mischten sich in den Handel und schleppten Fred vor den Kadi. Als Fremder wurde er wegen «ungebührlicher Schlägerei» mit einer Geldbusse bestraft. Der Kadi begründete sein Urteil mit der eigenartigen Auffassung, dass die Einheimischen gegenüber Fremden ein Vorrecht als Straßen Benützer hätten, und dass Fred ihnen das Trottoir hätte freigeben sollen, als er merkte, dass sie ihn überholen wollten.

Plötzlich verkündeten Telegramme, dass in Europa der Krieg erklärt worden war. Das unbewehrte Djibouti mobilisierte seine Kolonisten und die «Colonieaux» (Soldaten) und nahm auch ausländische Kriegsfreiwillige an. Bernard, der Betriebsdirektor des C.F.F.E., zog seine Uniform als Artillerie-Oberst an. Da er durch den Gouverneur erfahren hatte, dass Fred im Militär als Geschützmechaniker ausgebildet worden war, ließ er ihn zu sich kommen und fragte ihn, ob er gewillt sei, dem Platzkommando von Djibouti einen Dienst zu erweisen. Als Fred einwilligte, erklärte ihm der Oberst, dass sich die sechs Schweizer Feldgeschütze mit den Kruppschen Bronzerohren samt Munition noch immer im Arsenal befänden und nun wegen des Kriegsausbruchs eine willkommene klassische Waffe bildeten, sofern sie fachmännisch zusammengestellt würden.

Fred wurde bis auf weiteres vom Bahndienst dispensiert, erhielt aber sein Gehalt weiter. Als er sich im Arsenal umblickte, bemerkte er, dass tatsächlich außer diesen zerlegten Geschützen, die eigentlich Menelik gehörten, nur noch eine unbrauchbare Revolverkanone vorhanden war. Die Richtinstrumente für die schweizerischen 8-cm-Kanonen lagen nicht in den Kisten; dafür gab es in jeder Lafette einen «Quadranten», ein Notbehelfsinstrument zum Richten der Elevation, mit der man die Distanz bestimmen kann. Einige Bahningenieure halfen Fred beim Aufstellen der Batterie. Bei sei-

nem Rundgang durchs Arsenal sah er eine Menge Rangabzeichen. Ein besonders schönes Rangabzeichen mit roten Tressen lockte ihn so sehr, dass er ein paar einsteckte. Zu Hause musste ihm seine Wirtin die Abzeichen - vorsichtshalber zwar nur mit Druckknöpfen— an den Ärmeln seiner Bahnuniform anbringen. Ungeniert ging er damit am folgenden Tag zum Arsenal. Es belustigte ihn sehr, dass ihn alle, die ihm begegneten, mit «Bonjour, mon Brigadier» begrüßten. Nun wusste er, zu welchem Rang er sich befördert hatte. Niemand fragte ihn, woher er die Abzeichen habe, und ob er berechtigt sei, sie zu tragen; sie waren einfach als «fait accompli» vorhanden. Der Gipfel des Entgegenkommens und der Toleranz war, dass ihm das Platzkommando den Sold eines «Brigadiers» zuerkannte.

Als die Batterie gefechtsbereit aufgestellt war, zogen Bahningenieure die Kanonen von Hand nach der Peripherie der Stadt und nahmen Schiessversuche vor. Die Quadranten erwiesen sich als derart zuverlässig, dass schon nach dem dritten Schuss vorgesteckte Ziele getroffen wurden. Fred war stolz auf die ausgedienten, alten Schweizer Kanonen, die zuvor wer weiß welcher Feldbatterie in der Heimat angehört hatten. Statt im Schrott zu liegen, machten sie sich nun in einem wirklichen Aktivdienst nützlich.

Fred hatte zwar mit dem Gedanken gespielt, sich wie so viele andere Ausländer als Kriegsfreiwilliger zu melden, aber dann besann er sich doch eines Besseren, als ihm ein Landsmann aus Genf klarmachte, dass die Schweiz neutral bleiben werde, und dass die Zeiten des Reislaufs vorbei seien. Er beschloss, beim Bahndienst als Lokomotivführer zu bleiben. Oberst Bernard dankte ihm im Namen des Gouverneurs und des Platzkommandos für seine geleisteten Dienste und zahlte ihm den Sold weiter, solange er auf seiner Lokomotive die Tressen beibehielt.

Die Behörden von Djibouti hatten bei Ausbruch des Ersten Weltkrieges einen deutschen Staatsangehörigen, den Vertreter einer großen Hansa-Firma, interniert, weil er die ultimative Frist zur Ausreise um eine Stunde überschritten hatte. Peinlich empfand es Fred, als der Deutsche von fanatischen Levantinern als schwarzes Schaf angekreidet wurde, als ob er den Ausbruch der Feindseligkeiten herbeigeführt hätte. Fred sagte daher zu dem Internierten, dass er besser daran täte, das Kriegsende in Abessinien abzuwarten, und erbot sich, ihm bei der Flucht behilflich zu sein. Er sollte längs der Bahnlinie an einem bestimmten Ort warten, bis Fred mit dem Güterzug vorbeiführe. Bei der vereinbarten Stelle verminderte Fred die Zugsgeschwindigkeit, und gefahrlos sprang der Deutsche auf den Zug. Der Somali-Heizer musste den großen Werkzeugkasten hinter dem Tender leeren, damit sich der Entwichene bis zur Ankunft in Dauanle darin verstecken konnte. In Dirre-Daua meldete er sich beim französischen Konsul und versprach, sich jeder Kriegshandlung fernzuhalten.

Es gab deutsche Freiwillige in Aethiopien, die, durch Yassu-Anhänger ermutigt, den Engländern und Franzosen an den Grenzorten Husarenstreiche lieferten. Dies bildete einen weiteren triftigen Grund, weshalb die Briten Lidsch Yassu als Thronprätendenten unschädlich zu machen suchten und bei dem England zugetanen Ras Taffari vorstellig wurden.

In Französisch-Somali Land war die Zensur über Kriegsnachrichten aus dem Ausland eingeführt worden, um den deutschfreundlichen Moslems die Nachrichten des Feindes zu verheimlichen. Ohne böswillige Hintergedanken erzählte Fred einem Somali, der ihn um Nachrichten bat, dass die Deutschen mit der dicken Berta aus hundert Kilometer Entfernung Paris bombardierten.

Einige Tage später erschien das deutsche Korsaren

Schiff «Emden» in der Reede von Djibouti und feuerte ein paar eiserne Brocken in den Sand. Die deutschen Matrosen wollten feststellen, ob sie ungehindert an die Mole heranfahren konnten, um sich mit Kohle zu verproviantieren und ihr Korsaren-Handwerk im Indischen Ozean wieder aufnehmen zu können. Die Verteidiger von Djibouti antworteten mit einer Granatensalve aus Kruppschen Geschützen. Der Hilfskreuzer drehte ab, und die Franzosen begannen in der Nehrung um Djibouti Schaluppen und grössere Kähne zu versenken, damit die Besatzung der «Emden» nicht landen konnte, falls es ihr einfiele, nochmals zu erscheinen. Zu verschiedenen Malen versuchte die «Emden» mit Gewalt einen Zugang zu erzwingen; aber jedes Mal wurde sie durch das Geschützfeuer der Franzosen abgewiesen.

Die dicke Berta und die «Emden» wurden Fred zum Verhängnis. Zufällig fuhr er gerade während der sporadischen Kanonaden mit seiner Lokomotive in Djibouti ein. Griechen, Syrier und Armenier erfanden wider besseres Wissen einen Zusammenhang zwischen Freds Ankunft und der Wiederkehr der «Emden». Es wurde gemunkelt, dass Fred in geheimer Verbindung mit dem Feinde stehe; einige erklärten sogar, dass die «Emden» seinetwegen in den Hafen einlaufen wolle, um ihn an Bord zu nehmen!

Ein Schicksalsnetz zog die Maschen enger um ihn; ein Entrinnen war nicht mehr möglich. Die Militärbehörden von Djibouti unternahmen eine gründliche Nachforschung nach dem Loch in der Zensur, durch das immer wieder feindliche Nachrichten zu ihren Schutzempfohlenen durchsickerten. Jeder, der etwas von der dicken Berta gehört hatte, wurde verhaftet und ausgefragt. Um ihre Freilassung zu erwirken, brauchten sie nur anzugeben, von wem sie ihr Wissen bezogen hatten, und so wurde weitergeforscht, bis die Reihe an Fred kam. Er leugnete nicht, die Nachricht in Dirre-

Daua vernommen und an einen Somali weitergegeben zu haben. Er beteuerte, dass andere diese Nachricht ebenfalls gehört und ihrerseits weiterverbreitet haben konnten. Fred hatte es nur seiner bisherigen Unbescholtenheit zu verdanken, dass er nicht auf der Stelle verhaftet wurde. Es war aber bloß eine Stille vor dem Sturm. Als er am folgenden Tag, von Dirre-Daua kommend, in Djibouti eintraf, erwarteten ihn neben dem Hauptgeleise des Bahnhofes mehrere Gendarmen, die ihn von der Maschine weg nach dem Palast des Gouverneurs führten. Der bisher so freundliche Herr war wie verwandelt und verstand kein deutsches Wort mehr. Sachlich und kühl stellte er Fred vor die Alternative, entweder binnen vierundzwanzig Stunden Französisch-Somali Land zu verlassen oder interniert zu werden. Der Gouverneur legte ihm ein Ausweisungsdekret vor, in dem behauptet wurde, er habe die schutzempfohlenen Somali gegen Frankreich zu offenem Widerstand und zur Untreue aufgewiegelt, außerdem Frankreich und seine Institutionen verunglimpft; deswegen hätten die Militär- und Zivilbehörden von Djibouti beschlossen, ihn aus der Kolonie auszuweisen.

Bedrückt nahm Fred das Unabänderliche auf sich und legte die entwendeten Tressen auf den Tisch des Gouverneurs mit einer ehrlichen Entschuldigung für sein Vergehen. Als er gefragt wurde, ob er nach Abessinien oder nach Europa zu reisen gedenke, antwortete er prompt, dass er mit der soeben eingelaufenen «Amazone» der Messagerie Maritime die Heimreise antreten wolle, um an der Grenzbewachung teilzunehmen. Seit vielen Wochen hatte es die «Amazone» als erstes Schiff gewagt, Djibouti anzulaufen, und war der Kaperung durch die «Emden» glücklich entronnen. Das Schiff brachte belgische Truppen aus Tonking, die von Marseille aus mit der Bahn nach Antwerpen befördert werden sollten.

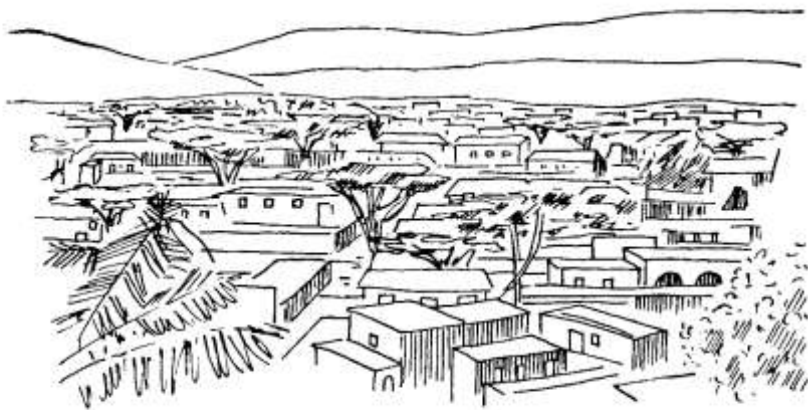
Als Fred den Palast des Gouverneurs verließ, wurde er wieder von zahlreichen Gendarmen zu seiner Wohnung begleitet. Dort warteten sie, bis er seine Sachen gepackt hatte. Als er verlangte, zu Direktor Bernard gehen zu können, um sein Gehalt in Empfang zu nehmen, fuhren zwei Gendarmen in einer Droschke mit ihm dorthin. Bernard, der mit einer Deutschen verheiratet war, zahlte ihm den Lohn noch für sechs weitere Monate aus und vergütete ihm außerdem die Schiffsreise sowie die Bahnfahrt bis zur Schweizergrenze. Er bedauerte Freds Entschluss, nach Europa zu reisen, statt in Aethiopien zu bleiben. Aber Fred, dem diese noble Haltung wohltat, wusste, was er tat.

Als er an Bord ging, sagte einer der ihn begleitenden Gendarmen so laut, dass es die anwesenden Soldaten hören konnten, er könne froh sein, von Djibouti wegzukommen, sonst hätte man «ihm eine blaue Bohne in den Leib gejagt». Zischend fügte er hinzu: «Sale Boche!»

Kaum hatten die Belgier das Gerede des Gendarmen vernommen, so erfassten sie ihn an Armen und Beinen und hoben ihn hoch, um ihn über Bord zu werfen. Doch wieder war ihm im Augenblick höchster Bedrängnis das Glück hold. Wenige Augenblicke vor seiner Einschiffung hatte sich Vigier an Bord begeben. Dieser ehrenwerte Franzose mit schneeweißem Haar trug jetzt die Uniform eines Obersten der Fremdenlegion. Seine vielen Verdienstabzeichen und seine stramme, aufrechte Haltung flößten seiner Umgebung Respekt ein. Vigier hatte von der Kommandobrücke aus den Angriff auf Fred beobachtet. Voller Entrüstung rief er den Belgiern, die den vermeintlichen «Boche» über Bord werfen wollten, zu, dass Fred kein Deutscher sei, sie sollten ihn in Ruhe lassen. Aller Augen richteten sich zu dem Sprecher empor, dem Oberst der sagenumwobenen Fremdenlegion. Fred wurde augenblicklich von den Soldaten auf die

Füße gestellt; dann kehrten sie ihm den Rücken. Wahrscheinlich sahen sie in ihm nun die Zwitternatur eines Elsässers.

Zu seinem größten Bedauern bekam Fred Vigier nicht mehr zu sehen; zu gern hätte er ihm gedankt. Durch einen Steward vernahm er nur, dass Vigier freiwillig zu seinem Regiment einrückte. Im Geist ließ Fred ihn hochleben und wünschte ihm alles Gute, denn er war als Zivilist wie als Militär wirklich ein nobler Franzose.



11. KAPITEL

Mit der «Amazone» durchs Rote Meer - Ueberraschender Empfang in Marseille - Glück muss man haben – Heimkehr

Als das Schiff bei verhältnismäßig ruhiger See durchs Rote Meer glitt, machten die Soldaten Fred gegenüber vielsagende Gesten, um ihn einzuschüchtern. So zog einer seinen gesunden Arm aus dem Rockärmel und spielte mit verstecktem Arm und baumelndem Ärmel einen verstümmelten Kriegsinvaliden. Die Grimassen, die er dabei schnitt, sollten bedeuten, dass Fred zu denen gehörte, die solches Unglück verursachten. Er ließ sie seelenruhig ihre Faxen machen, sagte auch keine Silbe, als ihm einige Soldaten zuraunten, er würde bei seiner Ankunft in Marseille von der Volksmenge gelyncht werden. Dennoch regte ihn diese nicht unmögliche Aussicht zum Nachdenken an. Er überlegte, ob es nicht klüger wäre, in Aegypten an Land zu gehen, falls die «Amazone» in Suez anlegte.

Als das Schiff den Golf von Suez durchpflügte, schien es, als ob die Truppe seine Gedanken erraten hätte. In der Reede von Suez, wo die obligaten Scheinwerfer an Bord gehisst wurden, wurde er auf Schritt und Tritt von ihnen beobachtet. Ein unbändiger Trotz hielt ihn an Bord zurück. Als er am anderen Ende des Kanals immer noch nicht Miene machte, an Land zu gehen, obwohl hier beflaggte internierte Schiffe des Norddeutschen Lloyds lockten, änderten die Belgier ihre Gesinnung Fred gegenüber. Sie sagten sich, wenn er diese letzte Chance nicht benützte, um sich in Sicherheit zu begeben, könne er weder Deutscher, Oesterreicher noch Elsässer sein.

Als die «Amazone» ins Mittelmeer glitt, fragten ihn einige Soldaten nach seiner Herkunft. Er sagte ihnen, er

sei Schweizer und im Begriff, zu seiner Einheit einzurücken, um an der Landesgrenze Aktiv-Dienst zu leisten.

Nun erschallte ein fröhliches Gelächter, das sich über das ganze Schiffsdeck fortpflanzte. Als das Gelächter verstummte, waren aus Gegnern Freunde geworden. In ihrer flämischen Sprache bemühten sie sich, sich zu entschuldigen, weil er ihretwegen unaufhörlichen Demütigungen und Verdächtigungen ausgesetzt gewesen war. Wenn sie spielten, musste er fortan mitmachen; er gehörte zu ihnen, und um dies zu unterstreichen, durfte er mit den Mannschaften essen und trinken.

An der Mole der Joliette hielt sich Fred beklommen an der Reling fest und schaute der Ausschiffung der Truppen zu. Bisweilen lenkte er seine Blicke auf den Kai; eine Reihe Zivilisten neben der Schiffstreppe wirkte unheimlich. Wie Hotelportiers in einem Bahnhof musterten sie die aussteigenden Militärs und Zivilisten. Fred hatte es richtig erahnt, es waren Geheimpolizisten, Detektive der Militär-und Zivilbehörden von Marseille. Am Kai sah er hin und her schreitende Verkäufer, die Gipsfiguren in den Händen hielten und den Passanten feilboten. Nach einer Weile erkannte er, dass die Figuren «poilu und casque de pique» darstellten. Der französische Soldat stieß dem Pickelhaubenträger das Bajonett durch die Brust! Diese Mentalität der Südfranzosen erschreckte ihn.

Nun war es an ihm, als letzter Passagier das Schiff zu verlassen. Als er, in der einen Hand den umfangreichen Pass mit gotischer Schrift und in der anderen seinen japanischen Reisstrohkoffer, über den Landungssteg schritt, war es ihm so schwer zumute, als ob er seinen Henkern entgegentreten müsste. Umso mehr überraschte und verblüffte ihn, was nun geschah. Der erste Detektiv fasste ihn am Handgelenk, damit er sicheren Fußes den Kai betreten konnte, und begrüßte ihn in waschechtem Schweizer-deutsch und bot ihm

eine heimatliche Zigarre an. Beinahe wäre Fred dem Mann vor Rührung um den Hals gefallen, nicht wegen der Zigarre, sondern wegen der unerwarteten Wendung des so gefürchteten Moments und der Begrüßung in der Muttersprache. Der Detektiv nötigte ihn, die Zigarre anzuzünden; er hielt ihm schon das zweite brennende Streichholz hin. Ohne seinen Pass zu besehen oder den Inhalt des Köfferchens zu prüfen, fragte ihn ein zweiter Detektiv, ob er die Adresse des Schweizer Konsulates kenne. Als er eine Adresse nannte, die nicht mehr stimmte, boten die Detektive ihm der Einfachheit halber die kostenfreie Benützung ihres Polizeiwagens an, damit er schnell und sicher zum Konsulat gelangte.

Aus dem Abreißkalender der Konsulatskanzlei ersah Fred, dass es Dienstag, der 29. September 1914 war. Er zeigte dem Konsul sein Ausweisungsdekret und seinen Reisepass. Ueber die Ausweisung war der Konsul bestürzt. Er rief: «Sie können von Glück sagen, dass dieses Dekret in Frankreich noch nicht bekannt ist!» Darauf stellte er ihm einen «Ordre de marche» (Marschbefehl) aus, nachdem er sich beim Kreiskommando St. Gallen zur Rekrutierung zu stellen hatte. Der Konsul wusste eben nicht, dass Fred die Rekrutenschule bereits vorzeitig absolviert hatte und ohne Auslandsurlaub nach Abessinien ausgewandert war. Um fünf Uhr nachmittags fuhr ein Zug vom Bahnhof St. Charles in Richtung Lyon-Prache.

Auf dem Bahnhof gab es wegen der langsam fortschreitenden Kriegsmobilmachung immer noch zwei gesonderte Eingänge. Weiße Tücher mit schwarzer Beschriftung hingen über den Eingängen und zeigten an, wo «Entre militaire» und wo «Entre civile» war. Als Fred beim Zivileingang eintreten wollte, fragte ein Militärposten, wohin er wolle. Wortlos hielt ihm Fred seinen Marschbefehl in französischer Sprache hin. Nach flüchtiger Prüfung brummte er: «Militär?» Fred sagte, ja, in

Genf. «Geneve?» wiederholte der Mann, worauf sich ein anderer Posten einmischte: «Genf! In Frankreich», und beide wiesen ihn zum anderen Eingang. Fred schien es unglaublich, wie wenig diese biederen Franzosen von Geographie und Vaterlandskunde wussten; ihrer Meinung nach lag Genf immer noch wie zu Napoleons Zeiten in Frankreich. «Umso schlimmer für sie», sagte sich Fred und ging zum Portal des Militärs. Wieder wurde ihm die gleiche Frage wie vorhin gestellt; er zeigte den Marschbefehl, und ohne den Zettel zu lesen, drückte ein Wachposten einen Stempel auf die Rückseite und sagte kurz: «Entrez, Monsieur.»

In der dunklen Bahnhofhalle wurde ein großes Tor geöffnet, durch welches die flämischen Soldaten der «Amazone» strömten, um in den leeren Wagen eines bereitstehenden Extrazuges ihre Plätze zu belegen. Bahnbeamte kamen eilig herbei und schrieben mit Kreide an die Wagenseiten: «Lyon, Paris, Bruxelles, Anvers.» Fred nahm ebenfalls ohne Fahrkarte in diesem Militärzug Platz, und bald sauste der Zug Lyon zu.

Mit steifen Gliedern stieg Fred hier aus. Als der Militärzug weitergefahren war, sah er auf einem anderen Bahnsteig viele Männer, die alle nach Genf wollten. Er begab sich zu ihnen, und da vernahm er nichts anderes als seine Heimatsprache. Es waren wehrpflichtige Landsleute, aus allen Weltgegenden hergereist, um zum Grenzdienst einzurücken, In zehn Minuten sollte der Zug nach Genf ein-treffen.

In überfüllten Wagen rollten die Heimkehrer ihrer Heimat zu. Als in Bellegarde ein schweizerischer Zollbeamter den Zug bestieg, wurde er von den Auslands- und Ueberseeschweizern stürmisch begrüßt. Etlichen stiegen Tränen in die Augen beim Anblick seiner gelben Uniformknöpfe mit dem vertrauten Schweizerkreuz.

In allen Abteilen wurden bekannte Soldatenlieder angestimmt, und in fröhlicher Stimmung fuhren sie im

Genfer Bahnhof Cornavin ein. Die Heimkehrer wurden vom Platzkommando empfangen und mit Lastwagen im Triumph zur Kaserne gebracht. Nach einem Mittagessen, das vom Platzkommando gespendet wurde, erhielt jeder einen gelben Fahrausweis, um sich nach dem entsprechenden Zeughaus begeben zu können.

Am 1. Oktober 1914 meldete sich Fred beim Kreiskommando St. Gallen, wo man ihm noch am gleichen Tag eine neue Ausrüstung aus der Reserve aushändigte. Das Kreiskommando gewährte ihm drei Tage Urlaub, bevor er sich im Mannschaftsdepot Thun zu melden hatte, damit er in Rorschach mit seinen Eltern und Geschwistern Wiedersehen feiern konnte, die keine Ahnung von seiner Rückkehr hatten. Das Herz klopfte ihm heftig unter der schmucken Uniform eines Gebirgsartilleristen, als er in dem Zug saß, der nach Rorschach rollte. Als ersten Bekannten begrüßte er nach dem Aussteigen den alten, einarmigen Zarotti im Bahnhof-Kiosk. Dann überquerte er die Passerelle, lief den Hang hinauf zur Promenadenstrasse und darüber hinaus; pustend wie ein Nashorn langte er oben im Schönbrunn an. Hier holte ihn ein kleiner Schüler ein, der den Soldaten neugierig betrachtete. Mit strahlendem Gesicht rannte er plötzlich mit seinem rasselnden Schulranzen voraus, und vor dem Stöckli des Schönbrunns schrie er aus Leibeskräften: «Mutter, Mutter! Der Fred ist da!» Es war sein kleiner Bruder Rudolf, den er vor seiner Auswanderung auf den Armen getragen hatte. Rudolf hatte ihn auf der Stelle erkannt, obschon er den großen Bruder noch nie in Uniform gesehen hatte.

Als Fred unter der offenen Haustüre stand, erschien oben auf der Holztreppe seine Mutter mit aufgekrempelten Blusenärmeln, und nun vernahm er wieder ihre Stimme, die in freudigster Erregung rief: «Fred, mein Bub, bist du da?» In der nächsten Sekunde weinte er

vor Wiedersehensfreude an seiner Mutter Brust, während sie ihn beruhigend und sanft streichelte. Erst dann trocknete sie sich die Augen.



ANHANG

Kurzes abessinisches Wörterbuch mit Redewendungen, nach Aussprache geschrieben

A

Abiöt	Gnade
Ababa	Blume
Abata	Name eines abessinischen Ras (Fürsten)
Abun	abessinischer Papst
Abat	Vater
Abatiä	Väterchen
Abudschedid	roher Kattun
Addis	neu
Adderasch	Speiseraum, -zimmer oder Speisehaus
adjelem	nein
Adkelesch	weiblicher Vorname
Adkelessa	weiblicher Vorname einer Edeldame
Aeger	Fuß
Aetsch	Hand
Aff	Mund, Sprache
affa-negus	Wort des Königs als oberster Richter
Affintscha	Nase
Agafari	Empfangsdiener, Weibe!
Ager	Land
Agot	Onkel
Ahaia	Esel
ahun	jetzt
Au, au!	Herrje, ei, ei, ei!
Akaki	Fluß (Name)
Aksum	ehemalige Krönungsstadt in Tigr
Alad	halber Taler
Alem	Welt
alla	es hat, es gibt
Allegga	Bevollmächtigter, Beauftragter, Chef
Allga	Bettstelle
Amba	Berg
Ambassa	Löwe
Amed	Jahr

Amlak	Seele
ammest	fünf
amta	bringe, hole
amus	Donnerstag
and	eins
andega	miteinander, zusammen
anta	du (zum Mann)
antschi	du (zur Frau)
Ao	ja
arat	vier
Arb	Freitag
arba	vierzig
aromgade	grün
Aschgar	Diener, Soldat
Askari	ital. Kolonialsoldat
Assai!	Bravo, sieh mal!
Assama	Schwein
asseito	bewiesen, gesehen, geschehen
asser	zehn
asset	Wette!
Ato	Herr
at te	nicht
Auri	wildes Tier
B	
ba	bei, im, in
Baal	Gemahl, Mann
Babur	Bahn, Maschine, Beförderungsmittel (aeger-babur Velo) (moeder-babur Eisenbahn) (sammei-babur Flugzeug)
baggo	bitte
Baggulo	Maultier
Baher	Meer
bahuala	nachher, später
Balamberas	Leutnant der Milizen
Balderaba	Betreuer im Auftrag eines Höheren
balei	oben
Balla	Holzstamm
Baria	Sklave
Baschita	Krankheit
batätsch	unten
Berberi	roter Paprika
Boccolo	Mais

boggul	seits, diesseits (Baher-boggul meerseits)
Bög	Schaf
börd	kalt
Börreli	Trinkflasche
Börret	Eisen
Britschiggo	Trinkglas, Glas
Brr	Taler, Silber
Brrha	Wüste, Einöde, Steppe
Bulluggo	Baumwolldecke
Bun	Kaffee
busu	viel
Burnuss	Regenmantel aus Ziegenhaaren
D	
Dabo	Brot
Daemi	Blut
dägg e no	es ist recht
daha	arm
dananing	es geht gut
danano	besser
Danesanbat	Leb wohl
danesanbetual	Leben Sie wohl
Dania	Richter
Dedschasmatsch	General (Dschedschas abgekürzt)
Dega	Klimazone
degg (dägg)	recht
Dekrempt	ante luvium = Juli
Dennitsch	Kartoffeln
Dibdabe	Zettel (Notizblatt)
Dik-Dik	Zwergantilope
Dill-Dill	Brücke
Dingai	Stein, Steine
Dimmet	Katze
Dirre-Daua	Stadt in Ogaden
Döfter (Döftera)	Buch (auch Buchhalter)
Döftera	Schriftgelehrter, Sekretär, Schreiber
Donkorro	Dummkopf, Idiot
Doro	Huhn
Dörkosch	Heu
Dschanhoe	Majestät
Dschermen	Deutscher (Dschermen-ager = Deutschland)
Dschib	Hyäne
Dschinschero	Pavian

Dugget	Mehl
E	
ei-gabam	geht nicht hinein
i gabal	geht hinein
eihonem	es geht nicht, unmöglich
Ein	Auge
Eintschet	Holz
eitschelem	nicht möglich
Elastica	Rohgummi
Elf in	Gemach, Zimmer, Wohnstube
Elf inaschgar	Kammerdiener
en	und
Endodia	Strauch, dessen Absud wie Seife wirkt
Endscha	ich weiß es nicht, ich weiß nicht
eni	ich
eni alaukum	ich weiß es nicht
eni antschi i wuadal	ich liebe dich (zum Weib)
eni daha no	ich bin arm
eni haftam no	ich bin reich
en! i auggailo	ich weiß es, ich kenne
Ennat	Mutter
Ennati	Mütterchen
eno	ist
eni si adeg	so ich wachse
eni tschigg-e-tschigg fallegum	ich will keinen Streit
Ems	weibliche Scham
Eraß	Kopf
es	ist
Eschi!	Ja, gut!
Essat	Feuer
Ett	Schwester
Etti	Schwesterchen
Exiabher	Gott
Exiabher-es-telling	Dank (Gott ist groß - gütig)
Exiabher i kottal	Gott ist erzürnt
Exiabher ma lömmen	Gott bitten
F	
fallegall	will, benötige
all fallegum	nicht nötig
Fanos	Lampe, Laterne, jedes künstliche Licht
Fantata	Pockenkrankheit (Fantata-baschita)
Ferass	Pferd

ferassulla	Pferdelast ca. 80 kg
Ferenschi	Europäer, weißer Mann
Ferenschotsch	weiße Rasse
Finschel	Ziege
fuluoa	kochend, heiß
Fusi Gra	franz. Grasgewehr Ii mm Kai.
G	
Gabana	Bach von Addis Abeba
Gabbar	zehntenpflichtige Bauern
Gabbarit	Zehntenabgabe
Gänseb	Geld
gara	zu, bei, neben, mit
Gebbaia	Markt
Genne (Wolamospra-	soviel wie «Woisero» Edeldame
Gesau	Name einer Familie, Stammbaum
gesi	mal, sente gesi! wieviel mal?
ges! (auch Epoche,	ba men gesi? Zu weicher Zeit? Epoche?
Geta	Herr, Gebieter, Brotgeber, Prinzipal
Ggann	Tag
Ggöbie	Butter
ggooi!	warte!
Ggibrit	Streichhölzer
Ggunnitscha	Floh, Flöhe
Gibbi	Residenz, fürstlicher Hof
Gimschabit	Voratskammer, -haus, Lager, Magazin
Gödai	Jäger, Täter, Jagd
Göbs	Gerste
Goddo (Wolarnospra-	Herr, Gebieter
Gombo	Tonkrug
Gowes	Held, verwegener, kühner Kerl, tapfer
Grasmatsch	Oberleutnant der Milizen
Greg	Grieche (Gregg-ager = Griechenland)
Gubbo	Geschenk, Schmiergeld, Trinkgeld
gudeno	wunderbar, herrlich, fabelhaft
guratsch (Gallaspra-	schwarz
Guresa	Affenart, im Aussterben begriffen
Gurumsa	strammer Kerl
H	
Haar	menschlicher Kot
Haaramulatsch	mit Kot überzogener Mensch
hada (arabisch)	das
Haia	zwanzig
Haimanot	Glaube, Religion

Hakim (aus dem Ar- übernommen)	Arzt
hamdu (arabisch)	gelobt
Hamfess	Bastard
Hammsa	fünfzig
hidl	gehe!
hidu	geht, gehen Sie
Hod	Bauch
Homba (Wolamospra-	Rohgummi
Hud	Sonntag
hullu	alles, aller, allem
IJ	
iasu	haltet
Ibab	Schlange
ihe	dies, dieses, dieser
imbi	ich will, ich mag, ich tue es nicht!
imbiale	er verweigert, will nicht
imtu	kommen Sie
indit	wie
indit e no	wieso
Inschera	abess. Brotfladen aus Tifgetreide
Italian	Italiener (Italian-ager = Italien)
K	
Kaba	Seidenmantel, Pelerine v. Fürstlichkeit
Kambata	Name einer Provinz im Westen
Kaniasmatsch	Hauptmann bei den Milizen
kasbelo	langsam, vorsichtig
Katafi	Schlinge!, Schlaumeier
Katama	Stadt
Kerempt	Iluvium, Regenzeit, August
ba Kerempt gesi	bei der Regenzeit, zur Zeit des Regens
ba Kerempt	im Monat August
Kess	Priester
kifati (Gallasprache)	öffne!
Kind	Ellen-Maß
ande kind	eine Eile
Kit	Arsch
Ködami	Samstag
Köftbit	Viehhaus, Stall
Kolla	heiße Zone
Koranfta (Gaiiaspra-	Berg
Kosso	Abführmittel
Kowadscha (arab-	Herr, Gebieter

Krestos (aus d.	Christus
kufu	schlecht, böse, gemein
L	
Lahm	Kuh
iamenderno	warum?
iamendernoan-	warum weinst Du?
Lapis	Bleistift
Lidsch	Kind, Junge
Liba	Dieb
Libascha	Diebessucher
lila	andere
Liiit	Nacht
ba Lilit	bei Nacht
Lip	Herz
Lips	Kleider
ma löggs	weinen
at te löggs	weine nicht!
Lömmai	Bettler
M	
mabdad	begatten
mablad	essen
Mabrak	Kerze, Licht
Mabruk	weißer Stoff
Madoscha	Hammer
Mager	Querspanten aus Holz
Magsat	kaufen
Magsennio	Dienstag
mahed	gehen
Makennet	langer Tuchgürtel
Makonntetscha	Zange
malafia no	gut, ist gut
Mammeti	Säugling, Kleinkind
ma mot	sterben
manna	wer, wie
sömmu manna anta?	wie heißest du
sömmu manna ihe	wie heißt dieses Ding?
Manngad	Weg
Manngad-ennia	Wanderer
Manötter	Feldstecher
Markeb	Schiff
Mariam	heilige Maria
Martscho (der	Eisenstück als Zahlungsmittel
ma serrar	schließen

Maskal	Kreuz
ba Maskal	Kreuzesfest an Ostern
Maskerempt	post Iluvium, September
(Dekerempt, Ker-Maskerempt)	Juli, August, September (große Regenzeit)
Maskot	Fenster
serrar e no?	ist es geschlossen?
Massauer	Schraubenzieher, Bohrer
Mastigga	Honigschnaps
Mataggett	ankleiden
Matetscha	Tabakpfeife
Mato	hundert
matöregg	reinigen
matogs	schießen
matsaf	schreiben
Matschania	langer, rohgegerbter Lederriemen für das Basten von Tragtieren
mattatad	trinken
Medanit	Medizin
Medanitbit	Arzneihaus (Apotheke)
Melass	Zunge
te melles! (melles-	weiche zurück!
men	welch, wessen, was
menalbat	vielleicht
men i meslall	was, wem gleicht es, er
menno	was denn
M(~ti6	Herrin, Gebieterin
Mist	Gattin
modfo	schlecht, hässig
Möder	Erde
Moia (arabisch)	Wasser
Mörffbit	Kanonenhaus (Zeughaus), Geschützhalle
Mosgoff	Russe (Mosgoff-ager Rußland)
Mössel	Bildnis, Photo, Zeichnung
Mot	Tod
Muered	Feile
mugg	heiß, warm
Murt	männliches Glied
Musie	Monsieur

N

naa	komm
naa bösi	komm hierher
naa tolowell	komm schnell

Nagadrass	Marktaufseher, Handelsminister Kaufmann, Reise
Nagade	Sache, Gespräch
nagerall	spricht, erzählt, erläutert, sagt
men i nagerall?	was sagt er?
natscho	ist
Netsch	weiß
Noor	Schande
Noor e no	schandbar, es ist eine Schande
nötschd	Lockruf für Maultiere, Pferde, Esel
O	
Ogaden	Provinz (Dirre-Daua, Harrar)
oersu	Sie, Ihr
Omo	Strom im Westen Abessiniens
R	
Rab Ras	Hunger
Rascha (Wola-	Fürst
Rob	Fürst (Vasallenfürst in Mella) Mittwoch
Rub	Viertelstaler
ruch! (arabisch)	weg!
ruch ön ak (ara-	weg von hier!
ruk e rio	weit
ruk e rio	weit weg
busu ruk e no	sehr weit weg
S	
saak	Baum
ina	Gelächter
saak	lachen
1 saak all	er lacht
i saak alb	sie lachen
Saan	Teller
Saar	Gras
Saat	Uhr, Zeit
Saba	siebzig
sabat	sieben
Safari	Karawane
Safarit	Karawanenlenker, -führer
Saggar	Dressurschritt von Pferden und Mulos
Saitin	Satan, Teufel
Schifta	Wegelagerer, Brigant, Bandit, Sklavenjäger
Schito	Parfüm
(turu Schito)	feinstes Parfüm
Schoa	Provinz, Hauptherrenland

Schumm	Chef, Vorsteher, Minister
Schumberra	Erbsenart (ital.,Cecchi)
Schunggurt	Zwiebel
netsch-Schunggurt	Knoblauch
Schurab	Socken, Strümpfe
Schurba	Haarzöpfe, Suppe
T	
taffetal	schmeckt, beliebt, bekömmlich, mundet angenehm, vortrefflich, köstlich
takemet	setz dich
takemetu	setzen Sie sich, setzt euch
Talla	Sauerbier aus Gerste Gärstoff)
tambien (tambi-en)	auch
Tamanscha	Gewehr
tamido (Wolamospra-	mit dir
Tanika	Blechkanister
taragall	machen
men taragall anta	was machst du
men taragall antschi	was machst du (zum Weib gesprochen)
Taskan	Kirche
ba Taskan	zur Kirche
Tdeijit	Patrone
Tdörss	Zähne
Tehai	Sonne
tellig	groß, hoch, mächtig
tellig sau natscho	ist ein mächtiger Mann
Tembaro	Name einer Provinz
Tennestelling	Grußform zur Ankunft, Begegnung
Terb	gespaltenes, langes Holzstück
Tetsch	Honigwein
Thermos (aus d.	Flasche
TigrLs	Name einer Provinz
Tif (Ti-ef)	abessinische Getreideart
Togur	schwarz
togur tugur	schwarze Haare
tolowell	schnell, sofort, augenblicklich, rasch
Tom	Fastenzeit
Tombaho	Tabak
Tosso (Wolamospra-	Gott
Tota	Affenart (Meerkatze)
Tschamma	Schuhe
Tschakka	Wald

ba Tschakka ust	im Walde
Tschau	Salz
Tscherakka	Mond
Tschid	feines Stroh, des Tif-Getreides
Tschitabab	Hemd
Tschigga	Erdkot, Schlamm, Morast, Erdmörtel
Tschigg e Tschigg	Streit, Händel
Tschigra	Perlhuhn
tuggus	frisch (gekocht, gebacken, gemolken etc.)
tuggus söga	frisch geschlachtetes Fleisch
Tugur	Haare
Tummun	Piaster
turu natscho	es ist gut, prima
turu	fein, prima, sehr gut
turu sau	vortrefflicher Mann, Mensch
turu sit	schicke, angenehme, vortreffliche Frau
turu tetsch	feiner, köstlicher Honigwein
U	
Uaf	Vogel
Ubai (Wolamospra-	Kopf
Uebd	verrückt, irrsinnig
anta übde rio	du bist verrückt
Uend	Mann, männlich
Uendlidsch	Knabe, Jüngling, Büblein, männl. Kind
Uerr	Monat
Ulet	zwei
Unet	Wahrheit
unet-e-no	es ist wahr
unet-tatschono	Tatsache, völlige Wahrheit
Unet manager	die Wahrheit sagen
Ungullal	Eier, Ei
Uscha	Hund
ust	drin, drinnen
W	
Woha	Wasser
Woina-Dega	Wein-Zone (gemäßigte Zone)
Wointetsch	Wein
Woira	Olivenbaum, Olive
Woisero	edle Dame
Woteder	Soldat
Wotet	Milch
indht-walatschu	wie geht es Ihnen
indit ader?	wie geht's dir

Wuag	Krieg
wuaga	kostet
ihe nager wuaga	Wieviel kostet diese Sache?
Wuag-Schumm	Kriegsminister
wuagit!	geht weg!
Wuarakat	Papier
Wuodätsch	Freund, Kamerad, Kollege
Wuond	Bruder
Wuondemi	Brüderchen
Wuorkenesch	Frauen-Vorname
Wuoss	Bürge, Grant
Wuot	Fleischgericht

Weibliche Vornamen	gab es nicht)
Adkelesch	Ilfaschoa Turunesch
Busunesch	Tammeinesch Wuorkenesch

Zahlen:

and	1		sabat	7		
nIet	2		sement	8		
soost	3		settein	9		
arat	4		asser	10		
ammest	5		asser-and	11		
seddest	6		.asser-ulet	12	etc.	
haie	20		saba	70		
salassa	30		semania	80		
arba	40		settana	90		
hamsa	50		mato	100		
selssa	60					
and-mato		100			schi	1
ulet-mato		200	etc		eiff	10
mato-and		101			assereiff	100
mato-ulet		102	etc		matociff	1000

Wochentage:

Sennio - Montag
Magsennio – Dienstag
Rob – Mittwoch
Amus – Donnerstag
Arb - Freitag
Ködami - Samstag
Hud - Sonntag

Inhalt



Menelik II, um 1912



Tafari Makonnen-3 Jahre alt 1900